XVI. Band 1930 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Sándor Radó, Hanns Sachs** und **A. J. Storfer**

Internationaler Psychoanalytischer Verlag / Wien

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XVI. Band 1930 Heft 2

Jean Jacques Rousseau

Vortrag in der „Groupe d'études philosophiques et scientifiques pour l'examen des tendances nouvelles" am 19. Mai 1927

Von

René Laforgue

Paris

Meine Damen und Herren, ich gestehe Ihnen, daß der Gegenstand meines Vortrages mich fast ein wenig in Verlegenheit setzt. Seine Darstellung scheint mir mit Schwierigkeiten verbunden zu sein. Wenn es sich nur um eine gewöhnliche psychologische Studie über Jean Jacques Rousseaus Leben handelte, würde ich keinen Augenblick zögern. Eine psychoanalytische Untersuchung ist aber nicht dasselbe.

Es bedarf einer besonderen Einstellung, um vor den nackten Tatsachen objektiv zu bleiben. Nun wissen Sie aber ebensogut wie ich, daß es in unserer Kultur zur Überlieferung gehört, die Wahrheit zu verschleiern, um die Vergangenheit ehrwürdiger zu gestalten, ihr einen Schein von Heiligkeit und Keuschheit zu verleihen. So riskiert man, einen Philosophen, so groß auch sein Genie sein mag, aus der Nähe mit allen seinen Schwächen zeichnend, ihn in den Augen vieler Personen lächerlich zu machen. Um sich davon zu überzeugen, ist es nicht notwendig, Bergsons „Lachen" gelesen zu haben. Wir aber haben nicht die Absicht, Rousseau zu verkleinern, sondern ihn in seiner vollen Menschlichkeit zu verstehen.

Eine psychoanalytische Studie muß sich auf Fakten aus dem intimen Leben eines Menschen stützen, die jeden, der nicht mit der psychoanalytischen Methode vertraut ist, abstoßen könnten. Man kann darauf erwidern, daß gerade Jean Jacques über nicht allzu viele Skrupel Zeugnis ablegte, als es sich darum handelte, gewisse Wahrheiten, die ihm zum Nachteil gereichen konnten,

einzugestehen. Es ist allerdings zu sagen, meine Damen und Herren, daß die Psychoanalyse in ihrer Freilegung der Komplexe sich als viel unbarmherziger erweist als Rousseau selber. Viele Rechtfertigungen und Rationalisierungen, die Rousseau erfunden hat, um sich selber gegenüber den Schein seiner Superiorität zu wahren, müssen dabei fortfallen. Es bleibt davon nichts übrig als eine geschickte Gedankenspielerei eines Autors, dem es noch mehr am Herzen lag, sich selber zu täuschen als andere zu hintergehen. Solange es sich um Tatsachen handelt, welche Rousseau objektiv kontrollieren konnte, darf man ihm sein Vertrauen schenken. Sobald es aber gilt, sie zu deuten, scheint Rousseaus Denken auf ein einziges Ziel gerichtet zu sein: sich vor seinem erdrückenden Schuldbewußtsein zu erretten.

Nun möchten wir aber nicht, daß der wirkliche Rousseau, so wie er uns in seinen Werken entgegentritt (insbesondere in seinen Bekenntnissen), Ihr Mitleid und Ihre Bewunderung weniger verdiente als derjenige, für den Jean Jacques gehalten werden wollte. Trotzdem fürchte ich, daß er Gefahr läuft, ein wenig von der Sympathie zu verlieren, die Sie für den Verfasser der Neuen Heloise, für den Apostel der Revolution haben könnten. Um ihn vor dieser Gefahr zu schützen, möchte ich Ihnen in Erinnerung rufen, daß jeder von uns im Lichtkegel der Psychoanalyse gesehen ein ganz anderes Bild bieten würde als unter gewöhnlichen Umständen. Er würde wie Rousseau riskieren müssen, an Ansehen einzubüßen, das er dank dem traditionellen Respekte für die Fassade, die Uniform und das Bändchen genießt, und das wir dem Nächsten je nach seinem Grade in der sozialen Hierarchie zu zollen die Gewohnheit haben.

Ich möchte nun endlich gerne mit dem eigentlichen Gegenstand des Vortrages beginnen. Ich sehe mich aber gezwungen, zuerst noch einen kleinen Umweg zu machen. Diesmal nicht, um Jean Jacques Ihrer besonderen Nachsicht zu empfehlen, sondern meine eigene Person. Es wird in meinen Ausführungen sehr viel von Sexualität die Rede sein, erstens weil unser Verfasser sehr oft davon spricht, und zweitens, weil die Untersuchung der Sexualität allein uns in den Stand setzt, die künstlerische oder neurotische Schöpfung, um nicht zu sagen jede Schöpfung eines jeden Lebens, in ihrem Werden zu verstehen.

Bei Rousseau ist der Sachverhalt ziemlich deutlich. Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß Rousseau ein Neurotiker war und sein Zustand sich mit der Zeit zum Wahnsinn steigerte. (Denken Sie an seinen Verfolgungswahn, wie er klar aus den „Träumereien eines einsamen Wanderers“ hervorgeht.) Dieser

Tatsache gemäß weist seine Sexualität einige Besonderheiten auf, wie dies bei jeder Neurose oder Psychose der Fall ist. Jean Jacques kommt das Verdienst zu, sich darüber öffentlich ausgelassen zu haben. Wenn alle Neurotiker wie er gehandelt hätten, so würde die Medizin seit langem begriffen haben, daß auf diesem Gebiete vielfach der Irre recht behält und die Wissenschaft im Unrechte ist. Aber wir möchten nicht länger dabei verweilen. Unter diesen Besonderheiten von Rousseaus Sexualität findet sich eine, der eine besonders große Bedeutung zuzumessen ist. Wir geben dem Verfasser der Bekenntnisse selber das Wort:

„Da Fräulein Lambercier uns mit der Liebe einer Mutter zugetan war, nahm sie auch deren Gewalt über uns in Anspruch und trieb dieselbe mitunter so weit, daß sie uns auch, wenn wir es verdient hatten, wie eine Mutter ihr Kind züchtigte. Ziemlich lange ließ sie es bei der Drohung bewenden, und diese Androhung einer mir ganz neuen Strafe versetzte mich in großen Schrecken; aber nach ihrer Erduldung fand ich sie weniger schrecklich, als ich sie mir in der Erwartung vorgestellt hatte, ja, was noch eigentümlicher ist, diese Züchtigung flößte mir noch größere Zuneigung zu der ein, die sie mir erteilt hatte. Es gehörte sogar die ganze Aufrichtigkeit dieser Zuneigung und meine natürliche Folgsamkeit dazu, um mich davon zurückzuhalten, absichtlich eine Unart zu begehen, die in gleicher Weise hätte geahndet werden müssen; denn der Schmerz und selbst die Scham war mit einem Gefühle von Sinnlichkeit verbunden gewesen, das in mir eher das Verlangen, es von derselben Hand von neuem erregt zu sehen, als die Furcht davor zurückgelassen hatte. Da dies ohne Zweifel von einer vorzeitigen Regung des Geschlechtstriebes herrührte, würde ich allerdings in der nämlichen Züchtigung von der Hand ihres Bruders nichts Angenehmes gefunden haben. Allein bei seinem Charakter brauchte ich nicht lange zu befürchten, daß er bei Erteilung der Strafe seine Schwester vertreten würde, und wenn ich es trotzdem vermied, eine Züchtigung zu verdienen, so geschah es lediglich aus Besorgnis, Fräulein Lambercier zu erzürnen; denn so große Gewalt übt die Zuneigung, selbst wenn sie nur ein Ausfluß der Sinnlichkeit ist, auf mich aus, daß sie letztere stets in Schranken hält . . .

. . . Wer sollte glauben, daß diese in einem Alter von acht Jahren von der Hand eines Mädchens von dreißig Jahren empfangene Züchtigung über meine Neigungen, meine Begierden, meine Leidenschaften, über mich selbst für meine ganze übrige Lebenszeit entschieden hat und noch dazu in einer Weise, daß gerade das Gegenteil der von ihr erwarteten Folgen hervorgerufen wurde? Von dem Augenblicke des Erwachens meiner Sinnlichkeit an verirrten sich meine Begierden dergestalt, daß sie, da sie sich auf das, was ich empfunden hatte, beschränkten, nie den Antrieb fühlten, etwas anderes zu suchen. Trotz meines fast von meiner Geburt an sinnlich erhitzten Blutes hielt ich mich bis zu dem Alter, in dem sich auch die kältesten und am langsamsten heranreifenden Naturen entwickeln, von jeder Befleckung rein. Lange gepeinigt, ohne zu wissen wovon, verschlang ich mit brennenden Augen schöne Mädchenerscheinungen; unaufhörlich stellte meine Einbildungskraft mir ihr Bild wieder vor die Seele, einzig und allein, um sie mir in der Ausübung des Strafaktes zu zeigen, und eben so viele Fräulein Lambercier aus ihnen zu machen.

Selbst nach erreichter Mannbarkeit hat mir dieser eigentümliche und verdorbene, ja an Verrücktheit streifende Geschmack, der sich nie verloren hat, die Sittenreinheit bewahrt, die er mir den Anschein nach hätte rauben müssen. Wenn je eine Erziehung

keusch und züchtig war, so war es sicherlich die, welche ich erhalten habe. Meine drei Tanten waren nicht allein von musterhafter Sittsamkeit, sondern auch von einer Zurückhaltung, welche die Frauen schon seit langem nicht mehr kennen. Mein Vater, der sehr lebenslustig war, aber bei seinen Galanterien noch der alten Mode huldigte, hat in Gegenwart der Frauen, die er am meisten liebte, nie ein Wort über die Lippen gebracht, welches dem jungfräulichsten Wesen hätte Schamröte auf die Wangen treiben können, und wohl nirgends hat man die Rücksicht, die man den Kindern schuldig ist, weiter getrieben als in meiner Familie und meiner Gegenwart. Bei Herrn Lambercier fand ich in dieser Hinsicht die gleiche Vorsicht, und hier wurde eine sonst sehr gute Magd, um eines etwas schlüpfrigen Wortes willen, das ihr uns gegenüber entschlüpft war, entlassen. Nicht allein hatte ich bis zum Jünglingsalter keine klare Vorstellung von der Vereinigung der Geschlechter, sondern die verworrene Vorstellung davon stellte sich mir auch nur unter einem ekelhaften und widrigen Bilde dar. Öffentliche Dirnen flößten mir einen Abscheu ein, der mir bis zu dieser Stunde treu geblieben ist; einen Wüstling konnte ich nicht ohne Verachtung, ja nicht ohne Schrecken sehen. Bis zu diesem Grade hatte sich mein Widerwille gegen jede Ausschweifung gesteigert, seitdem ich einmal in Klein-Sacconnex auf einem Gange durch einen Hohlweg auf beiden Seiten desselben Gruben gesehen, in denen, wie man mir sagte, derartige Leute ihre Orgien feierten. So oft ich daran dachte, fiel mir unwillkürlich das Gebaren der Hunde in der Brunstzeit ein, und schon bei der bloßen Vorstellung davon empörte sich mein Herz.

Diese mir durch die Erziehung eingeimpfte Vorstellung, an sich schon geeignet, die ersten Ausbrüche eines leicht entzündlichen Temperamentes aufzuhalten, wurde, wie gesagt, durch die Wendung unterstützt, welche das erste Erwachen der Sinnlichkeit in mir nahm. Mit meinen Gedanken nur immer bei dem weilend, was ich empfunden hatte, wußte ich trotz der oft sehr lästigen Wallungen des Blutes meine Begierden nur auf die Art der Wollust zu lenken, die mir bekannt war, ohne mich je derjenigen zuzuwenden, die man mir verhaßt gemacht hatte, und die doch, ohne daß ich es im geringsten ahnte, mit der andern im engsten Zusammenhange stand. In meinen törichten Einbildungen, in meinen erotischen Tollheiten, in den überspannten Handlungen, zu denen mich dieselben nicht selten trieben, mußte mir in der Einbildung das andere Geschlecht seine Hilfe leihen, ohne daß ich je auf den Gedanken geriet, daß es zu einer andern Dienstleistung geeignet sei, als zu der, zu welcher ich es heranzuziehen brannte.

Auf diese Weise habe ich nicht allein trotz eines sehr feurigen, sehr wollüstigen, sehr früh entwickelten Temperamentes dennoch das Alter der Mannbarkeit erreicht, ohne andere sinnliche Genüsse zu verlangen oder zu kennen als die, von denen Fräulein Lambercier sehr unschuldigerweise eine Vorstellung in mir erweckt hatte, sondern es mußte mir auch, als ich im Laufe der Jahre zum Manne herangereift war, das, was mich hätte verderben müssen, zu meinem Schutz dienen. Mein alter, kindlicher Geschmack verlor sich nicht etwa, sondern verschmolz im Gegenteil dergestalt mit dem andern, daß ich ihn nie aus meinen sinnlichen Begierden entfernen konnte; und diese Narrheit hat mich in Verbindung mit meiner angeborenen Schüchternheit bei den Frauen stets sehr wenig unternehmend gemacht, weil ich weder alles zu sagen wagte, noch alles zu tun vermochte, indem die Art von Genuß, wovon der andere in meinen Augen nur als das letzte Ziel galt, von dem, welcher ihn ersehnte, nicht verlangt, noch von derjenigen, von der die Erfüllung abhing, erraten werden konnte. So habe ich mein Leben lang trotz aller Gelüste den Personen gegenüber, die ich am meisten liebte, geschwiegen. Unfähig, meinen Geschmack einzugestehen, befriedigte ich ihn durch den Umgang mit Persönlichkeiten, die ihn in mir wach erhielten.

Vor einer herrischen Geliebten auf den Knien liegen, ihrem leisesten Winke nachzukommen, sie um Verzeihung anflehen, das waren für mich selige Genüsse, und je mehr meine lebhafte Einbildungskraft mir das Blut erhitzte, desto mehr hatte ich das Aussehen eines blöden Liebhabers. Eine derartige Liebeswerbung erzielt begreiflicherweise keine schnellen Erfolge und ist der Tugend der Frauen, denen man seine Huldigungen darbringt, nicht sehr gefährlich. Ich habe deshalb wenig besessen, allein dessen ungeachtet auf meine Weise, d. h. in der Einbildung viele Genüsse gehabt. So hat mir gerade meine Sinnlichkeit, die meinem schüchternen Wesen und meinem schwärmerischen Geiste entsprach, die Unschuld meiner Gefühle und die Reinheit meiner Sitten bewahrt, und gerade mit Hilfe desselben Geschmacks, der mich, wenn ich ein wenig frecher aufgetreten wäre, vielleicht in die gemeinsten Wollüste hineingezogen hätte."[1]

Glauben Sie nicht, daß Rousseaus besonders geartete Sexualität sich, wie er vorgibt, mit imaginären Befriedigungen begnügt hat. Sie hat sich ohne sein Wissen wirkliche Befriedigungen zu verschaffen gewußt. Rousseau erzählt uns weiter unten in seinen Bekenntnissen, wie er eines Tages in Turin einem unwiderstehlichen Drange, zu exhibieren, nachgegeben hat. Hören Sie ihn selber:

„Meine Aufregung wuchs bis zu dem Grade, daß ich, da ich mein Verlangen nicht befriedigen konnte, es durch die wunderlichsten Kunstgriffe noch immer mehr anreizte. Ich suchte dunkle Alleen, abgelegene Orte auf, wo ich mich von weitem den Personen weiblichen Geschlechtes in dem Zustande zeigen könnte, in dem ich hätte bei ihnen sein mögen. Was sie zu sehen bekamen, war kein unzüchtiger Anblick, — daran dachte ich nicht einmal, — sondern ein lächerlicher. Das einfältige Vergnügen, das ich empfand, ihn ihren Augen darzubieten, läßt sich nicht beschreiben. Es bedurfte nur noch eines einzigen Schrittes darüber hinaus, um der ersehnten Behandlung teilhaftig zu werden, und ich zweifle nicht, daß mir irgendeine Entschlossene beim Vorübergehen dieses Vergnügen verschafft hätte, wenn ich die Kühnheit gehabt, es abzuwarten."

Ferner haben Sie vor Ihnen die literarischen Werke Rousseaus (vor allem die „Bekenntnisse"), die zum großen Teil nichts anders sind als die abstoßende, schmutzige Seite von Rousseaus psychischer Persönlichkeit, die vor den Augen der Welt zur Schau zu stellen er sich gedrängt gefühlt hat. Die Folgen sind Ihnen bekannt. Die Welt hat sich in eine unzählige Menge von Fräulein Lambercier gewandelt und Jean Jacques hat sich wahrscheinlich nicht Rechenschaft darüber gegeben, daß die zahlreichen Schläge, welche er im Leben erhalten hatte und gegen die er sich aufs tiefste empörte, nur das waren, was er so inbrünstig von der Hand von Fräulein Lambercier zu erhalten gewünscht hatte. Sie wissen ohne Zweifel, daß es Rousseau erreicht hat, sich von seinen Landesgenossen steinigen zu lassen, indem er sich unter

1) Rousseau: Bekenntnisse. Übersetzt von H. Denhardt. Reclams Universal-Bibliothek.

ihnen als Armenier verkleidet zeigte. Sicherlich verstand er den Sinn seiner Maskerade nicht, welcher darin bestand, die Aufmerksamkeit der Mitmenschen auf sich zu lenken, um sich ihren Züchtigungen auszusetzen, was ihm in diesem Falle ausgezeichnet gelungen ist.

Sie haben weiter die Krankheit Rousseaus: seine Verfolgungsideen, die ihn dazu bringen, sich als die Zielscheibe der Spötteleien Holbachs und Grimms zu fühlen. Was sage ich, Spötteleien? In dem Maß, als sich die Krankheit verschlimmerte, nahm sie die charakteristischen Züge des systematisierten Verfolgungswahnes an. Jean Jacques fühlte sich bedroht durch die machiavellischen Ränke seiner Feinde, wie er in den „Träumereien eines einsamen Wanderers" schildert. Gestatten Sie mir, eine der besonders typischen Stellen zu lesen:

„So bin ich denn allein auf der Erde, ohne Bruder, ohne Nahestehende, ohne Freund, mit mir allein. Der gesellschaftlichste und liebenswürdigste aller Menschen ist einstimmiglich aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen worden. Sie haben gesucht, welche Pein unter den Raffiniertheiten ihres Hasses meiner gefühlvollen Seele die grausamste sein könnte. Alle Bande, die mich an sie fesselten, haben sie schonungslos gesprengt. Ich hätte es fertig gebracht, die Menschen ihren Machenschaften zum Trotz zu lieben. Nur weil sie aufhörten Menschen zu sein, haben sie sich meiner Liebe entziehen können. So wie sie es gewollt haben, sind sie für mich zu Fremdlingen, zu Unbekannten, zu einem Nichts geworden. Aber ich, der ich nun von ihnen und allem losgelöst bin, was bin ich selber? Dies zu erforschen, bleibt mir noch übrig. Leider muß dieser Erforschung ein Überblick über meine Lage vorausgeschickt werden. Daran komme ich notwendigerweise nicht vorbei, wenn ich von ihnen aus bei mir anlangen will.

Seit fünfzehn Jahren oder länger, daß ich in dieser seltsamen Lage bin, scheint mir dieselbe noch ein Traum. Ich stelle mir immer vor, daß ich an einer Magenstörung leide, daß ich schlecht schlafe und ich mich beim Aufwachen meiner Not enthoben und inmitten meiner Freunde finden werde. Ja, ich habe wohl, ohne mir dessen bewußt zu sein, einen Sprung aus dem wachen Zustand in den Schlaf tun müssen oder vielmehr aus dem Leben in den Tod. Aus der Ordnung der Dinge gedrängt, ich weiß nicht einmal wie, sah ich mich in ein unverständliches Chaos gestürzt, wo ich nichts wahrnehme; je mehr ich an meine jetzige Lage denke, um so weniger kann ich verstehen, wo ich bin.

Und wie hätte ich das Schicksal, das meiner wartete, voraussehen können? Wie soll ich es noch heute, da ich ihm ausgeliefert bin, begreifen? Konnte ich mit meinem gesunden Menschenverstand voraussetzen, daß derselbe Mensch, der ich war, der ich heute noch bin, eines Tages für ein Scheusal, einen Giftmischer, einen Mörder, denn darüber besteht nicht der geringste Zweifel, gehalten würde; daß ich für das menschliche Geschlecht zu einem Greuel würde, das Spielzeug der Kanaille; daß alles, was die Vorübergehenden mir zu bereiten wüßten, darin bestände, nach mir zu spucken; daß eine ganze Generation sich einmütig damit belustigen würde, mich bei lebendigem Leibe zu begraben? Als sich diese seltsame Umwälzung in mir vollzog, wurde ich, unvorbereitet wie ich war, davon furchtbar mitgenommen. Meine Gemütsbewegung, meine Entrüstung versenkten mich in ein Delirium, das zehn Jahre gebraucht hat, um sich zu beruhigen, und während dieser Zeit bin ich von

Irrtum zu Irrtum geglitten, von Fehler zu Fehler, von Torheit zu Torheit. Alle meine Unvorsichtigkeiten wurden den Leitern meines Geschickes zu ebenso vielen Instrumenten, die sie aufs beste ausgenützt haben, um jenes für immer zu fixieren."

Diese drei Tatsachen, Exhibitionismus, Bekenntnis, Delirium, illustrieren die Evolution im Zustande Rousseaus.Der Exhibitionismus erhält ihm noch bis zu einem gewissen Grade den Kontakt mit der Umwelt, einen Kontakt, der schmerzenreich, aber deswegen nicht minder reell ist. Dann wird die Perversion ersetzt durch die dichterische Schöpfung, wo die Phantasie an Stelle der Außenwelt tritt. Die Phantasie läßt sich leichter lenken und ist nach Rousseau weniger gefährlich. Die Literatur substituiert sich das Delirium, der Traum, wie Jean Jacques sagt, mit den raffinierten, geschickt graduierten Qualen, wie sie in den letzten Werken des Dichters geschildert sind. In dem Maße, als sich diese Substitution vollzieht, verliert das literarische Werk Rousseaus an Seele und verblaßt. Jean Jacques räsoniert mehr als er fühlt und bewegt sich innerhalb stereotyper Gedanken, die immer wiederkehren und den Träumereien eines einsamen Wanderers das anämische Aussehen eines Körpers verleihen, von dem sich alles Leben zurückgezogen hat.

Was hat Rousseau von der Perversion zur Literatur, von der Literatur in den Wahnsinn getrieben? Warum sind die erotischen Befriedigungen für das Bewußtsein Jean Jacques zum häßlichen Bilde einer machiavellischen Machenschaft seiner Gegner geworden, gegen die er sich sein ganzes Leben lang aufgelehnt und gewehrt hat? Warum dieser ewige Gegensatz zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein in ein und demselben Wesen? Warum dieses Sehnen des Bewußtseins nach den höchsten Tugenden der menschlichen Seele und dieser Drang des Unbewußten nach den niedrigsten Demütigungen, die zu erfinden selbst ein teuflischer Geist nicht fertig brächte?

Die psychoanalytische Erfahrung zeigt, daß das Thema Mademoiselle Lambercier-Exhibitionismus viel häufiger ist als man gemeinhin annehmen könnte, und zwar vor allem bei Homosexuellen, die sich ihrer Gleichgeschlechtlichkeit nicht bewußt sind. Wir haben schon erwähnt, daß die Entwicklung von Rousseaus Leiden mit der Ersetzung der Realität durch die Phantasie Schritt hielt.

Sie werden wohl ahnen, was für eine Rolle die Selbstbefriedigungen in einer Entwicklung spielen, wo die Phantasie die einzige Abfuhrmöglichkeit für die Energie einer so außergewöhnlich mächtigen Persönlichkeit wie die Rousseaus geworden ist. Um Sie davon zu überzeugen, braucht man nur die Stellen der „Bekenntnisse" nachzulesen, die sich auf ein anderes Thema

beziehen, und das für die Richtung, welche die Sinne Rousseaus eingeschlagen haben, ebenso, wenn nicht bezeichnender ist, als das Thema Lambercier.

„Ich stellte mir die Liebe und die Freundschaft, diese beiden Idole meines Herzens, unter den entzückendsten Bildern vor. Ich gefiel mir darin, sie mit allen Reizen des Geschlechtes, das ich stets angebetet hatte, zu schmücken. Ich dachte mir lieber zwei Freundinnen als zwei Freunde, weil das Beispiel solcher Freundschaft, wenn auch seltener, doch zugleich liebenswürdiger ist. Ich stattete sie mit zwei verwandten, aber doch verschiedenen Charakteren, mit zwei zwar nicht vollendet schönen, aber mir gefallenden Gesichtern aus, die von entgegenkommender Freundlichkeit und Güte belebt wurden. Die eine dachte ich mir braun und die andere blond, die eine lebhaft und die andere sanft, die eine sittig und die andere schwach, aber von einer so rührenden Schwäche, daß die Tugend dabei zu gewinnen schien. Der einen von beiden teilte ich einen Geliebten zu, dem die andere eine zärtliche Freundin und selbst noch etwas mehr war. Aber ich ließ weder Nebenbuhlerschaft, noch Zänkerei, noch Eifersucht zu, weil es mir schwer fällt, mir unangenehme Gefühle vorzustellen, und ich dieses lachende Bild durch nichts beflecken wollte, was die Natur herabsetzen könnte. Bezaubert von meinen beiden reizenden Idealen, identifizierte ich mich, soviel mir möglich war, mit dem Liebhaber und dem Freunde; aber ich dachte ihn mir liebenswürdig und jung, indem ich ihm noch dazu die Tugenden und die Mängel verlieh, die ich an mir wahrnahm.

Um eine für meine Phantome geeignete Stätte aufzufinden, ließ ich die schönsten Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte, im Geist vor mir vorüberziehen. Aber ich fand keinen Hain mir kühl und schattig genug, keine Landschaft mir rührend genug. Thessaliens Thäler würden, wenn ich sie gesehen hätte, mich nicht haben befriedigen können; aber meine vom ewigen Erfinden ermüdete Seele begehrte eine wirkliche Stätte, die ihr als Anhaltspunkt dienen und mir das wirkliche Vorhandensein der Bewohner, die ich in sie versetzen wollte, vorspiegeln konnte. Lange dachte ich an die boromeischen Inseln, deren entzückender Anblick mich begeistert hatte, doch fand ich dort für meine Gebilde zu viel Schmuck und Kunst. Indessen bedurfte ich eines Sees, und wählte endlich den, an dem mein Herz nie umherzuirren aufgehört hat. Ich entschloß mich für den Teil der Ufer dieses Sees, auf welchem meine Wünsche in dem erträumten Glücke, auf das das Schicksal mich beschränkt hat, schon seit lange meinen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der Geburtsort meiner armen Mama hatte außerdem noch einen hervorragenden Reiz für mich. Die Kontraste der Örtlichkeit, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Landschaft, die Pracht und Majestät der ganzen Natur, die die Sinne entzückt, das Herz bewegt, die Seele erhebt, bestimmten mich vollends, und ich gab meinen jungen Lieblingen ein Asyl in Vevay. Das war das erste Ergebnis meiner Phantasie; das übrige wurde erst in der Folge hinzugefügt."

Dieses Thema: Zwei Freundinnen, mit anderen Worten die Ehe zu dritt, ist noch bezeichnender als das Lambercier-Motiv. Es ist die Abfolge des Konfliktes der Kindheit, welcher über das Leben Rousseaus entschieden hat. Dieses Thema windet sich wie ein Leitmotiv durch das Leben des Dichters. Sie finden es umgekehrt in „Julie": zwei Freunde und eine Frau zwischen den beiden Männern. Sie stirbt und vertraut ihre Kinder Saint-Preux an, mit dem sich Rousseau identifiziert. Sie begegnen ihm weiterhin, wenn es

sich um Rousseau, Claude Anet und Madame de Warens, um Rousseau, Grimm und Madame d'Espinay, um Rousseau, Saint-Lambert und Madame d'Houdetot handelt; ferner, wenn auch weniger charakteristisch, im Falle Rousseau-Thérèse Le Vasseur. Hier ist Theresens Mutter die Konkurrentin Rousseaus. Der gleiche Konflikt wiederholt sich somit vor uns in immer wieder anderen Situationen. Es ist der Grundkonflikt im Leben Rousseaus, den er nie zu lösen vermocht hat: Konflikt des Vaters, des Sohnes und der Mutter.

Um ihn verstehen zu können, müssen wir die Kindheit Jean Jacques etwas näher untersuchen. Sein Dasein beginnt mit dem großen Verbrechen, das sein Unbewußtes nie verschmerzen konnte und das er um jeden Preis hätte gutmachen wollen. Seine Geburt hat seiner Mutter das Leben gekostet und diese Tatsache gibt uns über vieles Aufschluß.

Berücksichtigen Sie weiter die Rolle des Vaters. Wie oft hat er mit dem kleinen Jean Jacques die Bände verschlungen, welche er mit seiner Frau gelesen hatte. Wie sehr hat er im Geiste seines Kindes die Erinnerung an eine in jeder Beziehung vollkommene Mutter beständig wachgehalten. Unbewußt hat sich der Vater für die Härte seines Schicksals gerächt, indem er ins Herz seines Sohnes den Keim des Leidens legte, dem dieser später zum Opfer fallen sollte. Es ist interessant in den „Bekenntnissen" die Stellen nachzulesen, wo Jean Jacques von seinem Vater spricht, dessen unbewußte Feindseligkeit er herausgefühlt hat, ohne daß es ihm je gelungen wäre, sie völlig zu verstehen. Die Stellen sind Ihnen sicherlich bekannt, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich sie trotzdem hier wiedergebe. Ich erlaube es mir, weil Jean Jacques mit einem außerordentlichen Scharfsinn die Konflikte geschildert hat, über die ich mich heute Abend mit Ihnen auseinandersetze. Er hat dies nicht mit seiner Intelligenz fertig gebracht, — sie weigerte sich, sein eigenes Drama zu begreifen, — sondern mit dem Herzen, das ihm mit seinem Blute geschriebene Worte diktiert hat, Worte, deren geringste Nuance von höchster Bedeutung ist. Hören Sie, was er sagt:

„Ich bin im Jahre 1712 zu Genf von der Bürgerin Susanne Bernard, Ehefrau des Bürgers Isaak Rousseau geboren. Da der dem letzteren zugefallene Anteil an dem sehr mäßigen Vermögen seiner Eltern, in welches sich fünfzehn Geschwister zu teilen hatten, sich fast auf nichts belief, so sah sich mein Vater zur Erwerbung seines Lebensunterhaltes lediglich auf das Uhrmacherhandwerk angewiesen, in welchem er große Geschicklichkeit besaß. Meine Mutter, Tochter des Predigers Bernard, war reicher, denn sie zeichnete sich durch Klugheit und Schönheit aus. Nicht ohne Mühe hatte mein Vater deshalb ihre Hand erhalten. Ihre Liebe zueinander hatte fast mit ihrem Leben begonnen; schon im Alter von acht bis neun Jahren lustwandelten sie alle Abende zusammen in den Weingärten; mit zehn Jahren konnten sie nicht mehr

ohne einander leben. Seelenverwandtschaft und Übereinstimmung der Charaktere befestigte dann noch in ihnen das Gefühl, welches die Gewohnheit erzeugt hatte. Beide, gefühlvoll und liebebedürftig, warteten nur auf den Augenblick, in einem andern die nämliche Anlage zu finden, oder dieser Augenblick wartete vielmehr auf sie selbst, und jedes von ihnen verschenkte sein Herz an das erste, welches bereit war, es anzunehmen. Das Schicksal, welches sich ihrer Leidenschaft entgegenzustellen schien, gab derselben nur neue Nahrung. Der junge Mann, der nicht in den Besitz seiner Geliebten gelangen konnte, verzehrte sich vor Schmerz; sie überredete ihn, einige Zeit das Vaterland zu verlassen, um sie zu vergessen. Er ging auf die Wanderschaft, aber vergebens und kehrte verliebter als je zurück. Auch sie, an der sein Herz hing, hatte ihm Liebe und Treue bewahrt. Nachdem sie diese Probe bestanden hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig als sich ewig zu lieben. Sie schworen es sich, und der Himmel segnete ihren Schwur.

Gabriel Bernard, der Bruder meiner Mutter, verliebte sich in eine der Schwestern meines Vaters, aber sie gab ihm ihr Jawort nur unter der Bedingung, daß ihr Bruder die Hand seiner Schwester erhielte. Die Liebe brachte alles in Ordnung, und die beiden Hochzeitsfeste wurden an demselben Tage gefeiert. So wurde mein Onkel der Gatte meiner Tante, und ihre Kinder wurden in doppelter Beziehung meine Geschwisterkinder. In jeder der beiden Familien wurde gegen Ende des Jahres ein Kind geboren. Dann trat noch einmal eine Trennung ein.

Mein Onkel Bernard war Ingenieur: er ließ sich anwerben und diente unter dem Prinzen Eugen im Reiche und in Ungarn. Bei der Belagerung und in der Schlacht von Belgrad zeichnete er sich aus. Mein Vater reiste dagegen nach der Geburt meines einzigen Bruders nach Konstantinopel, wohin er als Uhrmacher des Serails berufen war. Während seiner Abwesenheit wurden der Schönheit, dem Geiste und den Talenten[1] meiner Mutter vielfache Huldigungen dargebracht. Am eifrigsten machte ihr Herr de la Closure, der französische Resident, den Hof. Seine Leidenschaft muß in der Tat groß gewesen sein, da er noch dreißig Jahre später von Rührung ergriffen wurde, als er mir von ihr erzählte. Um sich aber dieser Umwerbungen zu erwehren, hatte meine Mutter noch eine größere Stütze als ihre Tugend allein: sie liebte ihren Gatten zärtlich, und drängte ihn, zurückzukehren. Er ließ alles im Stich und kehrte heim. Ich wurde die traurige Frucht dieser Rückkehr. Zehn Monate später wurde ich als ein schwächliches und kränkliches Kind geboren. Ich kostete meiner Mutter das Leben und meine Geburt war mein erstes Unglück.

Ich habe nicht erfahren, wie mein Vater diesen Verlust ertrug, so viel aber weiß ich, daß er sich nie darüber tröstete. Er glaubte, sie in mir wieder zu sehen, ohne

1) Für ihren Stand besaß sie eigentlich zu glänzende, da ihr der Prediger, ihr Vater, welcher sie anbetete, eine höchst sorgfältige Erziehung gegeben hatte. Sie zeichnete, sang und begleitete sich auf der Laute; sie war ziemlich belesen und machte ganz leidliche Verse. Die unten angeführten dichtete sie während der Abwesenheit ihres Bruders und Mannes sofort aus dem Stegreife auf einem Spaziergange, den sie mit ihrer Schwägerin und den Kinder der Entfernten machte, da jemand sie wegen der langen Trennung bedauerte:

Die beiden Herrn, die fern jetzt weilen,
Sind lieb und wert uns immerdar,
Denn Liebe rechnet nicht nach Meilen.
Die Gatten sind uns Brüder zwar,
Doch auch ein edles Vaterpaar.

deswegen vergessen zu können, daß ich sie ihm geraubt hatte. So oft er mich umarmte, merkte ich an seinen Seufzern, wie an seiner krankhaften Umschlingung, daß sich ein bitterer Kummer seinen Liebkosungen, die dadurch nur um so zärtlicher wurden, beigesellte. Wenn er zu mir sagte: „Jean Jacques, laß uns von deiner Mutter reden“, so antwortete ich ihm: „Du hast also Lust zu weinen, Vater“, und dieses Wort allein entlockte ihm schon Tränen. „Ach“, sagte er dann seufzend, „gib sie mir wieder, tröste mich über sie, fülle die Lücke aus, die sie in meinem Herzen gelassen hat! Würde ich dich so lieben, wenn du nur mein Sohn wärest?“ — Vierzig Jahre nach ihrem Verluste ist er in den Armen einer zweiten Frau gestorben, aber mit dem Namen der ersten auf den Lippen und mit ihrem Bilde auf dem Grunde seines Herzens.

So waren die Urheber meiner Tage. Von allen Gaben, mit denen der Himmel sie ausgestattet hatte, ist ein gefühlvolles Herz die einzige, welche sie mir hinterließen; während es aber für sie die Quelle des Glückes gewesen war, wurde es für mich die Quelle des Unglücks während meines ganzen Lebens.

Bei meiner Geburt war ich kaum lebensfähig; man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten. Ich brachte den Keim eines Leidens mit auf die Welt, welches die Jahre entwickelt haben und das mir jetzt nur hin und wieder eine kurze Ruhe gönnt, um sich mir dafür auf andere Weise um so grausamer fühlbar zu machen. Eine Schwester meines Vaters, ein liebenswürdiges und kluges Mädchen, pflegte mich mit so großer Sorgfalt, daß ihr meine Rettung gelang. In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, ist sie noch am Leben, im Alter von achtzig Jahren einen Mann pflegend, der jünger als sie, aber durch die Trunksucht heruntergekommen und geschwächt ist. Liebe Tante, ich verzeihe dir, mich am Leben erhalten zu haben, und bedaure, dir am Ende deiner Tage nicht die zärtliche Sorge vergelten zu können, die du am Beginn der meinigen an mich verschwendet hast. Auch meine Wärterin, Jacqueline, ist noch am Leben, gesund und kräftig. Die Hände, welche mir die Augen bei meiner Geburt öffneten, werden sie mir bei meinem Tode zudrücken können.

Ich fühlte, ehe ich dachte; das ist das gemeinsame Schicksal der Menschheit. Ich erfuhr es in einem höheren Grade als andere. Ich erinnere mich nicht, was ich bis zu einem Alter von fünf bis sechs Jahren tat. Ich weiß nicht, wie ich lesen lernte; ich entsinne mich nur noch meiner ersten Lektüre und wie sie auf mich wirkte; von dieser Zeit an beginnt mein ununterbrochenes Selbstbewußtsein. Meine Mutter hatte Romane hinterlassen. Wir, mein Vater und ich, fingen an, sie nach dem Abendessen zu lesen. Zuerst handelte es sich nur darum, mich durch unterhaltende Bücher im Lesen zu üben; aber bald wurde das Interesse so lebhaft, daß wir abwechselnd unaufhörlich lasen und selbst die Nächte bei dieser Beschäftigung zubrachten. Wir konnten uns nicht überwinden, vor Beendigung eines Bandes aufzuhören. Mitunter sagte mein Vater, wenn er gegen den Morgen die Schwalben schon zwitschern hörte, ganz beschämt: „Laß uns zu Bette gehen, ich bin noch mehr Kind als du.“

Auf diesem gefährlichen Wege eignete ich mir nicht allein in kurzer Zeit außerordentliche Gewandtheit im Lesen und Auffassen an, sondern auch ein für mein Alter ungewöhnliches Verständnis der Leidenschaften. Während es mir noch an jedem Begriffe von den wirklichen Verhältnissen fehlte, hatte ich bereits einen Einblick in die Welt der Gefühle genommen. Ich hatte nichts begriffen, aber alles gefühlt. Die unklaren Vorstellungen, die ich nacheinander in mich aufnahm, konnten der Vernunft, die ich noch nicht hatte, zwar nicht schädlich sein, aber sie waren doch die Ursache, daß die meinige ganz eigenartig wurde, und brachten mir über das menschliche Leben höchst wunderliche und schwärmerische Begriffe bei, von denen mich Erfahrung und Nachdenken nie haben vollkommen heilen können.“

Wir begreifen jetzt, daß die verstorbene Julie nur die Mutter Rousseaus sein kann, daß das ewige Bemühen Rousseaus, sich mit seinen Rivalen zu verständigen, nichts anderes bedeutet als den Versuch, den Beistand des Vaters wieder zu erlangen, mit ihm Frieden zu schließen, die Schuld des Verbrechens von sich zu werfen, dessen stummen Vorwurf er immer auf sich lasten fühlte. Es ist der Versuch, dem Vater zurückzugeben, was dieser im Sohne sucht: die entschwundene Gattin und Mutter.

Dies erklärt auch, warum Madame de Warens zur „Mama" wird und warum Rousseau jedesmal gezwungen war, seine Mutter zu verlieren, um sie einem Rivalen abzutreten. Er verliert Madame de Warens, Madame d'Espinay, Madame d'Houdetot. Um das Verbrechen seines Lebens wieder gutzumachen, will er dem Vater zurückgeben, was diesem gehört. Dieser Konflikt der Kindheit ist Rousseau zum Gefängnis geworden, gegen dessen Wände er sich sein ganzes Leben lang wundstieß, ohne je ihm entkommen zu können. Dem Wunsche des Vaters entgegenkommend, hat Jean Jacques ihm verzweifelnd die Frau ersetzen wollen, deren Tod er unfreiwillig verursacht hatte. Nie hat er sich der unmöglichen Aufgabe gewachsen gefühlt. Unter dem beständigem Einflusse eines unausgedrückten Vorwurfes ist er groß geworden; dieser Vorwurf nahm mit der Zeit die Form einer Verfolgungsidee an und erweckte im kleinen Jean Jacques den Eindruck, als schuldig angeklagt zu werden. Und in diesem armen Kinderherzen keimte die Reaktion, die sein Leben zu einem Inferno macht: zur Frau zu werden und ihr gleichzukommen, um sie beim Vater zu ersetzen, sich zugunsten des Vaters kastrieren, ihm alles opfern, zur Reinheit, zur Keuschheit selbst werden, so werden, wie sich das Kind die Mutter im Himmel vorstellt.

Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß jeder Knabe bis zu einem gewissen Maße zum Rivalen seines Vaters wird. Die Mythologie hat das unzweideutig ausgedrückt. Zeus kastriert seinen Vater Kronos, der ebenfalls seinen Vater Uranus umgebracht hat. Nicht nur die Bäume treiben auf den Leichen ihrer Ahnen. Wir alle sind diesem Gesetz unterstellt. Wir zehren alle vom Gute der uns vorausgegangenen Generationen und wir selber sind dazu bestimmt, zum Erbe unserer Kinder zu werden.

Rousseaus Konflikt nun hat ihn dazu getrieben, dem Schicksal in den Arm fallen zu wollen. Der Wunsch, dem Vater und später dem Freund eine Frau ersetzen zu wollen, bedeutet, sich zu opfern, dem Vater, dem Freunde gerade das zu geben, was man ihnen bei normaler Einstellung streitig machen sollte.

Diese, Rousseau durch sein Unbewußtes wie eine Strafe auferlegte Kastration macht es uns begreiflich, warum Rousseau sich dazu getrieben

fühlte, in Turin den Mädchen das Gesäß zu zeigen, die bekannte Erregungszone femininer Männer. Rousseaus Exhibitionismus bedeutet ein Kompromiß zwischen seinem normalen Sexualtrieb, der ihn dazu drängte, mit Mädchen in Kontakt zu kommen und der widersprechenden Regung, sich für diesen Wunsch zu strafen und die Rolle der Frau zu übernehmen, da es ihm nicht erlaubt war, sich seiner Männlichkeit zu bedienen. Wenn er eine Frau erobern will, muß er sich lächerlich machen. Rousseau ist auf Grund seines Konfliktes gezwungen, den Narren zu spielen, um nicht ein bezeichnenderes Wort zu gebrauchen. Er hat nicht das Recht, Mann zu sein, denn so sein, wie der Vater ist, bedeutet Konkurrent des Vaters werden. Er war gezwungen, sich zu „kastrieren", was einmal in moralischer Hinsicht geschah, dann aber auch mit schweren Symptomen in phantastisch-physischer Weise.

I) Die moralische Kastration. Er schildert sie in den „Bekenntnissen" folgendermaßen:

„Zwei sonst fast unvereinbare Dinge verbinden sich in mir in einer mir unbegreiflichen Weise: ein sehr feuriges Temperament, lebhafte, heftige Leidenschaften und eine langsame Entwicklung der Gedanken, die sich unklar und nie im richtigen Augenblicke einstellen. Man sollte meinen, daß mein Herz und mein Geist nicht einem und demselben Wesen angehörten. Schneller als der Blitz erfüllt das Gefühl meine Seele, aber anstatt mir Klarheit zu verschaffen, entflammt und blendet es mich. Ich fühle alles und begreife nichts. Ich bin leidenschaftlich erregt, aber albern; zum Denken habe ich kaltes Blut nötig. Erstaunlich ist dabei, daß ich dennoch ziemlich sichern Takt, Scharfsinn, sogar Schlauheit habe, gönnt man mir nur Zeit; wenn ich mich vorbereiten darf, mache ich ganz vortreffliche Gedichte, aber auf der Stelle habe ich nie eines fertig gebracht oder etwas gesagt, was einigen Wert hätte. Brieflich würde ich eine ganz witzige Unterhaltung führen, wie auch die Spanier in gleicher Weise Schach spielen sollen. Als ich von einem Herzoge von Savoyen die Anekdote las, er hätte sich auf einer Reise umgewendet, um zu rufen: „Mögest du dir den Hals brechen, Pariser Krämer!" sagte ich zu mir: „Gerade so wie ich selbst!"

Diese Langsamkeit des Denkens im Verein mit dieser Lebhaftigkeit des Gefühls macht sich bei mir nicht nur in der Unterhaltung geltend, sondern auch wenn ich allein bin und bei der Arbeit. Mit der unglaublichsten Schwierigkeit ordnen sich meine Gedanken im Kopfe. Sie laufen in ihm planlos umher und fangen an zu gähnen, bis ich in Aufregung gerate, mich erhitze und Herzklopfen bekomme, und inmitten dieser Erregung sehe ich nichts deutlich, wäre ich unfähig ein einziges Wort zu schreiben, ich muß warten. Allmählich läßt diese große Erregung nach, das Chaos entwirrt sich, jedes Ding beginnt seine richtige Stelle einzunehmen, aber langsam und nach einer langen und verlegenen Unruhe. Habt ihr nicht hin und wieder in Italien die Oper besucht? Bei dem Szenenwechsel herrscht auf diesen großen Bühnen eine unangenehme und ziemlich lange anhaltende Verwirrung; alle Dekorationen liegen bunt durcheinander, man gewahrt auf allen Seiten ein peinlich berührendes Hin- und Herziehen; man glaubt, alles müßte zusammenstürzen; allein nach und nach ordnet sich alles, nichts fehlt, und man ist ganz erstaunt, wenn man auf diesen langen Wirrwar ein hinreißendes Schauspiel folgen sieht. Ungefähr ein ähnlicher Vorgang findet in meinem Kopf statt, sobald ich schreiben will. Wäre ich imstande gewesen, erst zu warten und die Dinge dann in der Schönheit wieder-

zugeben, in der sie sich mir dargestellt haben, dann würden mich wenige Schriftsteller übertroffen haben.

Daraus entspringt die ungemeine Schwierigkeit für mich zu schreiben. Meine durchstrichenen, hingesudelten, mit vielen Einschaltungen versehenen, kaum lesbaren Schreibereien bezeugen die Mühe, die sie mir gekostet haben. Es ist nicht eine einzige unter ihnen, die ich nicht hätte vier- oder fünfmal abschreiben müssen, ehe ich sie zum Druck befördern konnte. Ich habe mit der Feder in der Hand, mein Papier auf dem Tische vor mir, nie etwas aufzusetzen vermocht. Auf Spaziergängen, zwischen Felsen und in Wäldern, nachts, wenn ich schlaflos im Bette liege, da schreibe ich im Kopfe, man kann sich vorstellen mit welcher Langsamkeit, zumal bei einem Menschen, dem es an allem Wortgedächtnisse gebricht und der in seinem ganzen Leben nicht sechs Verse hat auswendig behalten können. Es gibt Perioden in meinen Schriften, die ich fünf oder sechs Nächte lang in meinem Kopfe hin und her gewendet habe, ehe sie so gefeilt waren, daß sie zu Papier gebracht werden konnten. Daher kommt es auch, daß mir Werke, die Arbeit verlangen, besser gelingen als solche, die mit einer gewissen Leichtigkeit, ähnlich wie Briefe, abgefaßt werden wollen, eine Gattung, deren Ton ich nie habe treffen können und die mir deshalb Qual bereitet, so oft ich mich mit ihr beschäftigen muß. Auch über die geringfügigsten Angelegenheiten schreibe ich keine Briefe, die mir nicht stundenlange Anstrengungen kosten, und wenn ich sofort niederschreiben will, was mir vorkommt, so weiß ich weder Anfang noch Ende; mein Brief wird dann ein langer und verworrener Wortschwall; man versteht mich kaum, wenn man ihn liest.

Es wird mir nicht allein sauer, die Gedanken wiederzugeben, es wird mir sogar sauer, sie zu fassen. Ich habe die Menschen studiert und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter; allein ich bin unfähig, von dem, was ich sehe, etwas einzusehen, ich sehe nur das ein, dessen ich mich erinnere, und nur in meinen Erinnerungen bin ich klug. Von allem, was man in meiner Gegenwart sagt, in meiner Gegenwart tut, in meiner Gegenwart sich ereignet, merke ich nichts, durchschaue ich nichts. Nur das rein Äußerliche tritt vor mein Auge. Aber später fällt mir alles wieder ein; ich entsinne mich des Ortes, der Zeit, des Tones, der Blicke, der Gebärde, kurz jedes Umstandes; nichts entgeht mir. Und aus dem, was man getan oder gesagt, finde ich dann heraus, was man dabei gedacht hat, und ich täusche mich darin selten.

Wenn ich nun allein mit mir selbst so wenig Herr meiner Geisteskräfte bin, so möge man sich vorstellen, was ich in der Unterhaltung sein muß, wo man, um schlagfertig zu reden, gleichzeitig und auf der Stelle an tausend Dinge denken muß. Der bloße Gedanke an die vielen Rücksichten, die ich zu nehmen habe und von denen ich wenigstens eine außer acht zu lassen sicher bin, genügt, um mich einzuschüchtern. Ich begreife nicht einmal, wie man den Mut haben kann, in einer Gesellschaft zu reden, denn bei jedem Worte müßte man alle Anwesende im Auge haben, müßte man den Charakter und die Lebensgeschichte jedes einzelnen kennen, um sicher zu sein, daß man nichts sagt, wodurch man einen von ihnen verletzen könnte. Hierin haben die, welche in der Welt leben, einen großen Vorteil; da sie besser wissen, worüber man schweigen muß, sind sie dessen, was sie sagen, sicherer, und nichtsdestoweniger entschlüpfen auch ihnen nicht selten Dummheiten. Was wird nun der erst für Unheil stiften, der in einen solchen Kreis wie aus den Wolken hineinfällt! Es ist ihm fast unmöglich, auch nur eine Minute ungestraft zu reden. Ein Gespräch unter vier Augen ist mit einem anderen Übelstande verbunden, der mir noch schlimmer vorkommt, nämlich mit der Notwendigkeit, fortwährend zu reden. Wenn man mit euch spricht, müßt ihr antworten, und wenn man verstummt, müßt ihr die Unterhaltung wieder aufnehmen. Dieser unerträgliche Zwang wäre

allein hinreichend gewesen, mir das Gesellschaftsleben völlig zu verleiden. Ich finde keinen Zwang schrecklicher als die Verpflichtung, augenblicklich und fortwährend zu reden. Ich weiß nicht, ob dies mit einem tödlichen Widerwillen gegen jede Abhängigkeit zusammenhängt, aber die Notwendigkeit, unter allen Umständen zu reden, genügt vollkommen, um mir unfehlbar eine Dummheit zu entlocken.

Noch unseliger ist es, daß trotz des richtigen Gefühls, mich schweigend verhalten zu müssen, wenn ich nichts zu sagen habe, mich förmlich die Wut zu sprechen überfällt, um meine Schuld dadurch gleichsam schneller abzutragen. Ich stottere in größter Hast einige gedankenlose Worte hervor, mit denen sich im glücklichsten Falle gar kein Sinn verbinden läßt. Durch mein Bestreben, meine Albernheit zu besiegen oder zu verdecken, bringe ich sie gewöhnlich erst recht zutage."

Man hat sich sehr oft über die Sexualität Rousseaus ausgelassen. Man hat ihn der schlimmsten Perversionen beschuldigt. Wir glauben mit Unrecht. Wir sind nicht der Meinung, daß Rousseau nicht einige Abenteuer zu verzeichnen hat, aber der wesentliche Charakter seiner Sexualität ist seine Hemmung, im Zusammensein mit einem Manne oder einer Frau ein Gespräch zu führen. Die Wahrheit ist, daß Rousseau in seiner Entwicklung auf einer infantilen Stufe stehen geblieben und infolge des in ihm wirkenden Verbotes Mann zu werden, nicht zur normalen Sexualbefriedigung kommen konnte. Es genügt, die Stellen der „Bekenntnisse" nachzulesen, die seine Beziehungen mit der hübschen Zulietta aus Venedig oder mit Madame de Warens zum Gegenstande haben, um sich davon überzeugen zu lassen:

„Die Padoana, zu der wir gingen, hatte ein ziemlich hübsches, sogar schönes Äußere, aber sie war keine Schönheit, wie sie mir gefiel. Dominico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbet kommen, ließ sie etwas vorsingen und wollte mich nach einer halben Stunde entfernen, wobei ich einen Dukaten auf den Tisch legte; aber sie hatte die sonderbare Bedenklichkeit, ein Geschenk anzunehmen, das sie nicht verdient hatte, und ich die sonderbare Torheit, ihre Bedenklichkeit zu heben. Ich kehrte nach dem Palast zurück, überzeugt, daß ich übel angekommen wäre, daß ich sofort nach meiner Heimkunft den Wundarzt holen ließ, um ihn um Tisanen zu bitten. Nichts kann der unbehaglichen Stimmung gleichkommen, in der ich mich drei Wochen lang befand; ohne daß irgendein wirkliches Unwohlsein, irgendein sichtliches Zeichen sie rechtfertigte. Ich konnte nicht begreifen, daß man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könnte. Sogar der Wundarzt hatte alle erdenkliche Mühe, mich wieder zu beruhigen. Er konnte nur dadurch zum Ziele gelangen, daß er mir einredete, ich hätte eine so eigentümliche Natur, daß ich nicht leicht angesteckt werden könnte, und obgleich ich mich vielleicht weniger als irgendein anderer Mann dazu hergegeben habe, die Wahrheit seiner Behauptung zu erproben, so sehe ich sie doch deshalb für erwiesen an, weil meine Gesundheit in dieser Beziehung nie gelitten hat. Dieser Wahn hat mich indessen nie verwegen gemacht, und wenn mir die Natur diesen Vorzug in der Tat verliehen hat, so kann ich sagen, daß ich ihn nicht mißbraucht habe.

Mein anderes Abenteuer, obgleich ebenfalls mit einer Kurtisane, war sehr verschiedener Art sowohl hinsichtlich der Veranlassung als auch der Folgen. Wie ich

bereits mitgeteilt, hatte mir der Kapitän Olivet an Bord seines Schiffes ein Mahl gegeben, wozu ich den Sekretär der spanischen Gesandtschaft mitgenommen hatte. Ich rechnete darauf, mit Kanonenschüssen salutiert zu werden. Die Mannschaft bildete zu unserem Empfange Spalier, aber kein Schuß wurde abgefeuert. Um Carrios willen, der sich sichtlich ein wenig verletzt fühlte, war mir dies demütigend, um so mehr, da man auf den Kauffahrteischiffen den Kanonensalut Leuten zugestand, welche mit uns sicherlich nicht auf gleicher Rangstufe standen; überdies glaubte ich, von dem Kapitän eine Auszeichnung wohl verdient zu haben. Ich konnte mich nicht verstellen, weil es mir stets unmöglich ist, und obgleich das Mahl sehr gut war und Olivet einen sehr vortrefflichen Wirt machte, war ich bei Tische anfangs mißgestimmt, aß wenig und sprach noch weniger.

Bei der ersten Gesundheit erwartete ich wenigstens eine Salve: nichts. Carrio, der in meiner Seele las, lachte, als er mich wie ein Kind schmollen sah. Bald nach Beginn des Mahles nehme ich wahr, daß eine Gondel naht. „Fürwahr, mein Herr", sagte der Kapitän zu mir; „seien Sie auf Ihrer Hut, der Feind rückt an". Ich frage ihn, was er damit sagen wolle; er antwortet mit einem Scherzworte. Die Gondel legt an, und ich sehe eine blendend schöne, junge Person in höchst koketter Kleidung sehr schnell aussteigen, die in drei Sprüngen mitten im Eßsalon steht. Sie saß an meiner Seite, ehe ich noch bemerkt hatte, daß man dort ein Kuvert für sie hingestellt. Sie war ebenso reizend wie lebhaft, eine Brünette von höchstens zwanzig Jahren. Sie sprach nur italienisch; ihr Ton allein hätte hingereicht, mir den Kopf zu verdrehen. Mitten im Essen, mitten im Plaudern sieht sie mich an, betrachtet mich einen Augenblick scharf und mit dem Rufe: „O heilige Jungfrau, mein teurer Brémond, wie lange ich dich nicht gesehen habe!" wirft sie sich mir dann in die Arme, drückt ihren Mund auf den meinen und preßt mich an sich, als wollte sie mich ersticken. Ihre großen, schwarzen, orientalischen Augen schleuderten förmlich Feuerstrahlen in mein Herz, und obgleich die Überraschung mich zuerst etwas aus der Fassung brachte, so loderte meine Sinnlichkeit doch bald auf, und zwar bis zu dem Grade, daß trotz der Zuschauer mich die Schöne bald selbst im Zaume halten mußte, denn ich war berauscht oder vielmehr rasend. Als sie mich auf dem Punkte sah, auf dem sie mich haben wollte, beobachtete sie in ihren Liebkosungen mehr Maß, aber nicht in ihrer Lebhaftigkeit, und als sie sich herbeiließ, uns die wahre oder nur ersonnene Ursache dieser unbändigen Leidenschaftlichkeit zu erklären, sagte sie, daß ich einem Herrn von Brémond, dem toskanischen Zolldirektor, täuschend gliche; sie wäre ganz vernarrt in ihn gewesen und liebe ihn noch immer; sie hätte ihn verlassen, weil sie eine Närrin wäre; sie nähme mich an seiner Stelle und wollte mich lieben, weil es ihr so gefiele, deshalb müßte ich sie auch lieben, so lange es ihr anstände, und wenn sie sich von mir wieder abwenden würde, sollte ich mich in Geduld fassen, wie ihr treuer Brémond getan hätte. Und wie gesagt, so getan. Sie nahm Besitz von mir, als wäre ich ihr Leibeigener, gab mir ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihren Hut zu verwahren, befahl mir, hierhin oder dorthin zu gehen, dieses oder jenes zu tun, und ich gehorchte. Sie forderte mich auf, ihre Gondel zurückzuschicken, da sie sich der meinigen bedienen wollte, und ich tat es. Sie verlangte, ich sollte Carrio meinen Platz einräumen, weil sie mit ihm zu reden hätte, und ich war folgsam. Sie plauderten sehr lange und ganz leise zusammen, und ich ließ sie gewähren. Sie rief mir und ich kam zurück. „Hör', Zanetto", sagte sie zu mir, „ich will nicht auf französische Weise geliebt werden, schon das würde gleich kein gutes Ende nehmen, im ersten Augenblick der Langeweile geh' deiner Wege; aber bleibe nicht auf halbem Wege stehen, das rate ich dir". Nach dem Mahle gingen wir, uns die Glashütte in Murano anzusehen. Sie kaufte eine Menge kleine

Nippsachen, die sie uns ohne Umstände bezahlen ließ, aber überall gab sie Trinkgelder, die sich höher beliefen als alle unsere sonstigen Ausgaben. Aus der Gleichgültigkeit, mit der sie ihr Geld fortwarf und uns das unserige fortwerfen ließ, konnte man ersehen, daß es keinen Wert für sie hatte. Wenn sie sich bezahlen ließ, geschah es, wie ich glaube, mehr aus Eitelkeit als aus Habsucht: den Preis, den man für ihre Gunst gab, legte sie sich zum Ruhme aus.

Am Abend brachten wir sie nach Hause zurück. Während ich mit ihr plauderte, bemerkte ich zwei Pistolen auf ihrer Toilette. „Ei", sagte ich, eine ergreifend, „das ist ja ein Schönpflasterkästchen neuer Art; dürfte man wissen, wozu es dient? Ich kenne doch andere Waffen an Ihnen, die besser Feuer geben, als diese hier." Nach einigen Scherzen in demselben Tone sagte sie in einem natürlichen Stolze, der sie noch reizender machte, zu uns: „Wenn ich Leuten, die ich nicht liebe, meine Gunst erweise, so lasse ich sie die Langeweile, welche sie mir bereiten, bezahlen; nichts ist billiger; aber wenn ich mich auch ihren Zärtlichkeiten geduldig überlasse, so will ich doch ihre Gewalttätigkeit nicht geduldig ertragen, und ich werde den ersten, der gegen mich fehlt, nicht verfehlen."

Beim Scheiden hatte ich ihre Empfangsstunde am nächsten Tage von ihr erfahren. Ich ließ sie nicht warten. Ich fand sie in *vestito di confidenza*, in einem mehr als galanten Nachtkleide, wie man es nur in den südlichen Ländern kennt, und mit dessen Beschreibung ich keine Zeit verlieren will, obgleich ich mich desselben nur zu gut erinnere. Ich begnüge mich damit, anzugeben, daß ihre Manschetten und Busenkrausen mit einem Seidenstreifen eingefaßt waren, der einen reichen Besatz von rosafarbenen Schleifen hatte. Das scheint mir ein gutes Mittel, eine schöne Haut noch mehr zu heben. Später gewahrte ich, daß es in Venedig Mode war, und es bringt einen so reizenden Eindruck hervor, daß es mich wunder nimmt, diese Mode noch nicht in Frankreich eingeführt zu sehen. Ich hatte keine Vorstellung vom Sinnengenusse, der meiner wartete. In dem Entzücken, welches die Erinnerung an Frau von Larnage noch bisweilen in mir erweckt, habe ich ihrer erwähnt; aber wie alt und häßlich und kalt war sie gegen meine Zulietta! Man würde sich vergeblich bemühen, sich eine Vorstellung von den Reizen und der Anmut dieses bezaubernden Mädchens zu machen, stets würde man von der Wahrheit weit entfernt bleiben; die jugendlichsten Klosterjungfrauen sind weniger frisch, die Schönheiten des Serails weniger lebhaft, die Houris des Paradieses weniger verführerisch. Nie bot sich dem Herzen und den Sinnen eines Sterblichen ein süßerer Genuß dar. Ach, wenn ich nur wenigstens verstanden hätte, ihn einen einzigen Augenblick voll und ganz auszukosten!... Ich kostete ihn, aber ohne Reiz; alle seine Wonne stumpfte ich ab und ertötete sie, als ob ich Freude daran fände. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genusse geschaffen. Während sie in mein Herz das Verlangen nach einem solchen unaussprechlichen Glücke gelegt, hat sie gleichzeitig in meinen armen Kopf das Gift geträufelt, es mir zu vergällen.

Wenn es in meinem Leben einen Umstand gibt, der als ein treues Bild meines Charakters dienen kann, so ist es der, welchen ich zu erzählen im Begriffe stehe. Die Klarheit, mit der ich mir in diesem Augenblicke den Zweck meines Buches vergegenwärtige, wird mich hier über alles falsche Schicklichkeitsgefühl hinwegsetzen, das mich von der Erfüllung desselben zurückhalten könnte. Wer ihr auch sein möget, die ihr einen Menschen vollkommen kennenlernen wollt, leset dreist die folgenden zwei oder drei Seiten; ihr werdet einen genauen Einblick in Jean Jacques Rousseaus Charakter gewinnen.

Ich trat in das Zimmer einer Kurtisane wie in das Heiligtum der Liebe und der Schönheit; ich glaubte, deren Gottheit in ihrer Person zu erblicken. Nie hätte ich

geglaubt, daß man ohne Erfurcht und Achtung solche Empfindungen, wie sie mir einflößte, haben könnte. Kaum hatte ich bei den ersten Vertraulichkeiten den Wert ihrer Reize und Liebkosungen erkannt, als ich mich aus Furcht, ihre Frucht schon vorher zu verlieren, beeilen wollte, sie zu pflücken. Aber anstatt der Flammen, die mich verzehrten, fühle ich plötzlich eine tödliche Kälte durch meine Adern fließen, meine Beine beginnen zu zittern, und, krankhaft erregt, setze ich mich nieder und weine wie ein Kind.

Wer würde wohl die Ursache meiner Tränen und das, was mir in diesem Augenblick durch den Kopf ging, erraten können? Ich sagte mir: dieses Mädchen, das sich mir willenlos hingibt, ist das Meisterwerk der Natur und der Liebe; Geist, Körper, alles in ihm ist vollendet; es ist ebenso gut und edelmütig, wie es liebenswürdig und schön ist; die Großen, die Fürsten, müßten seine Sklaven sein; die Zepter müßten zu seinen Füßen liegen. Und trotzdem ist es eine elende, liederliche Dirne, für jeden käuflich; der Kapitän eines Kauffahrteischiffes verfügt über dasselbe; es wirft sich mir an den Kopf, mir, der, wie es weiß, nichts besitzt, mir, dessen Wert, den es nicht zu erkennen vermag, in seinen Augen nichtig sein muß. Es liegt darin etwas Unbegreifliches. Entweder täuscht mich mein Herz, bezaubert meine Sinne und überliefert mich den Fallstricken einer unwürdigen Vettel, oder irgendein geheimer, mir unbekannter Fehler muß die Wirkung der Reize des Mädchens zerstören und diejenigen mit Widerwillen gegen dasselbe erfüllen, welche es sich streitig machen müßten. Mit einer merkwürdigen Anstrengung des Geistes begann ich nun diesen Fehler zu suchen, und es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß er in einer venerischen Krankheit liegen könnte. Die Frische ihrer Haut, der rosige Anhauch ihrer Gesichtsfarbe, das blendende Weiß ihrer Zähne, die Reinheit ihres Odems, die über ihre ganze Person gebreitete Sauberkeit hielten mir diesen Gedanken so fern, daß ich, seit der Padoana noch immer im Zweifel über meinen Gesundheitszustand, eher darüber unruhig war, ob auch ich für sie gesund genug wäre; und ich bin völlig überzeugt, daß mich mein Vertrauen in dieser Hinsicht nicht täuschte.

Diese so rechtzeitig angebrachten Überlegungen regten mich dergestalt auf, daß mir die Tränen aus den Augen strömten. Zulietta, welcher dies sicherlich ein in dieser Lage ganz neues Schauspiel war, wurde einen Augenblick betreten. Aber nachdem sie einmal einen Gang durch das Zimmer gemacht und dabei an ihrem Spiegel vorübergeschritten war, begriff sie, und meine Augen bestätigten es ihr, daß Widerwille an dieser Grille keinen Anteil hätte. Es wurde ihr nicht schwer, dieselbe zu verscheuchen und diese kleine Beschämung zu vergessen; aber als ich eben in Begriff stand, ermattet auf diesen Busen zu sinken, der zum ersten Male den Mund und die Hand eines Mannes zu dulden schien, gewahrte ich, daß ihre eine Brust keine Warze hatte. Ich erschrecke, sehe genau hin und glaube zu bemerken, daß diese Brust nicht wie die andere gebildet ist. Sofort sinne ich nach, wie man eine Brust ohne Warze haben könne, und überzeugt, daß es von irgendeinem bedeutenden Naturfehler herrühren müßte, hänge ich diesem Gedanken so lange nach, bis es mir klar wie der Tag wird, daß ich in der reizendsten Person, die ich mir vorzustellen vermochte, nur eine Art Ungeheuer in meinen Armen hielt, den Abschaum der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich trieb die Dummheit so weit, von dieser warzenlosen Brust mit ihr zu reden. Anfangs nahm sie die Sache scherzhaft auf, und in ihrer mutwilligen Laune sagte und tat sie Dinge, daß die Liebe mich hätte töten müssen; da aber immer noch ein Rest von Unruhe in mir zurückgeblieben war, den ich ihr nicht verheimlichen konnte, sah ich, wie sie endlich errötete, ihre Kleider wieder in Ordnung brachte, sich erhob und sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, an das Fenster setzte. Ich wollte mich an ihre Seite setzen, sie entfernte sich, ließ sich auf einem Ruhe-

bette nieder, stand schon den nächsten Augenblick wieder auf, und indem sie sich Luft zufächelnd im Zimmer auf und ab ging, sagte sie zu mir mit kaltem und verächtlichem Tone: ‚*Zanetto, lascia le donne, et studia la matematica.*'

Ehe ich sie verließ, bat ich sie um eine Zusammenkunft am nächsten Tage, die sie auf den dritten Tag verschob, indem sie mit einem ironischen Lächeln hinzufügte, Ruhe müßte mir ja ein Bedürfnis sein. Ich verbrachte diese Zeit in großer Unruhe, das Herz voll von ihren Reizen und ihrer Anmut. Ich war mir meiner Albernheit bewußt und machte sie mir zum Vorwurfe, bedauerte die so übel angewandten Augenblicke, die ich zu den süßesten meines Lebens hätte machen können und sehnte mit lebhaftester Ungeduld die Stunde herbei, wo ich das Verlorene wieder gut machen könnte, und nichtsdestoweniger noch immer unruhig, wie sich die unvergleichlichen Eigenschaften dieses anbetungswürdigen Mädchens mit der Unwürdigkeit ihres Gewerbes in Einklang bringen ließen. Ich lief, ich flog zu der verabredeten Stunde zu ihr. Ich weiß nicht, ob ihr feuriges Temperament mit diesem Besuche zufrieden gewesen wäre, ihr Stolz wäre es wenigstens gewesen, und ich fand schon im voraus einen köstlichen Genuß darin, ihr auf alle mögliche Weise zu zeigen, wie ich mein Unrecht wieder gut zu machen wüßte. Sie ersparte mir diesen Beweis. Der Gondolier, den ich nach der Landung zu ihr hinaufschickte, berichtete mir, sie wäre schon den Tag vorher nach Florenz zurückgereist. Wenn ich meine ganze Liebe zu ihr nicht bei ihrem Besitz empfunden hatte, so fühlte ich sie gar schmerzlich jetzt bei ihrem Verluste. Mein unverständiges Bedauern hat mich nie verlassen. So liebenswürdig und reizend sie in meinen Augen auch war, konnte ich mich über ihren Verlust zwar trösten; worüber ich mich indessen nicht beruhigen konnte, das ist, wie ich gestehe, das quälende Gefühl, daß sie nur eine verächtliche Erinnerung meiner mit fortgenommen hat."

2) Die phantastisch-physische Kastration.

Sie kam insbesondere zum Ausdruck nach dem Tode von Claude Anet. Sie kennen die Geschichte. Bevor Madame de Warens zur Mutter Jean Jacques wurde, hatte sie einen Mann zum Freunde, dem Rousseau immer die höchste Achtung gezollt hat, obwohl er bei Madame de Warens nur den Dienst eines Kammerdieners zu versehen schien. Dieser Mann, dessen Charakter außergewöhnlich edel gewesen sein muß, war für Madame de Warens Freund und Vertrauensperson geworden. In Wirklichkeit lag die Leitung ihrer Geschäfte, ihres Vermögens in seinen Händen und er leistete ihr die größten Dienste. Nachdem er sich entschlossen hatte, sich irgendeinem Studium hinzugeben und von einem gelehrten Professor dazu aufgemuntert worden war, begann er leidenschaftlich Botanik zu treiben. Auf einem seiner Forschungsausflüge erkältete er sich und starb bald darauf. Madame de Warens und Jean Jacques standen sich allein gegenüber.

Solange Claude Anet am Leben war, fühlte sich Rousseau in seinen Beziehungen mit Madame de Warens nicht zu sehr gehemmt: alles geschah mit der diskreten Zustimmung Claudes. Jean Jacques schildert die ziemlich heikle Lage der drei Freunde mit folgenden Worten:

„Auf diese Weise entspann sich unter uns dreien ein geselliges Verhältnis, wie es vielleicht ohne Beispiel auf Erden dasteht. Alle unsere Wünsche, unsere Sorgen, unsere Herzensregungen waren gemeinschaftlich; nichts davon ging über unseren kleinen Kreis hinaus. Die Gewohnheit des Zusammenlebens, und zwar des ausschließlichen Zusammenlebens wurde so stark, daß, wenn bei unseren Mahlzeiten einer von uns dreien fehlte oder ein Vierter hinzukam, alles gestört war, und uns trotz unserer besonderen Liebesverhältnisse unsere Zusammenkünfte unter vier Augen weniger süß waren als unser aller Zusammensein. Was unter uns jeden Zwang verhütete, war ein großes gegenseitiges Vertrauen, und was jede Langweile verhütete, war unsere ununterbrochene Beschäftigung.“

Aber mit dem Tode Anets änderte sich alles. Rousseau ging auf Reisen, wobei das bescheidene Vermögen von Madame de Warens vergeudet wurde. Als Entschuldigung schob er vor, das Geld würde sonst Gaunern in die Hände gefallen sein. Gleichzeitig taucht bei Jean Jacques ein seltsames Symptom auf. Er verschwendet nicht bloß das Geld seiner Mama für zwecklose Reisen, sondern er stiehlt es ihr sogar und versteckt es, womit er unzweideutig beweist, daß es das Geld und nichts anderes ist, was ihn bei Madame de Warens interessiert. Als er dann auf diese Weise das, was ihm Anet hinterlassen hatte, sich zu Nutzen machte, empfand er, mit sich unzufrieden, Gewissensbisse, „von den Sachen seines Freundes profitiert zu haben“, und wurde von einer eigentümlichen Krankheit befallen: Hören Sie Rousseau selber und achten Sie auf die Mitteilung einer äußerst symbolischen und bezeichnenden Tatsache, welche er der Schilderung des Leidens vorausschickt:

„Ich kaufe ein Schachbrett, kaufe die Figuren, schließe mich in mein Zimmer ein, bringe Tage und Nächte damit zu, alle Züge auswendig zu lernen, sie wohl oder übel meinem Kopfe einzutrichtern und fort und fort allein zu spielen. Nach zwei oder drei Monaten dieser allerliebsten Arbeit und ganz undenkbarer Anstrengungen gehe ich abgemagert, gelb und fast stumpfsinnig nach dem Kaffeehause. Ich mache einen neuen Versuch und spiele wieder mit Herrn Bagueret; er besiegt mich einmal, zweimal, zwanzigmal; in meinem Kopfe hatten sich die vielen Berechnungen dergestalt verwirrt und meine Einbildungskraft war so erloschen, daß ich nur noch eine Wolke vor mir sah. So oft ich mich nach den Büchern Philiodors oder Stammas auf einzelne Züge habe einüben wollen, ist es mir in gleicher Weise ergangen; von Ermüdung erschöpft, fühlte ich mich schwächer als vorher. Ob ich übrigens das Schach eine Zeit lang ruhen ließ oder es mit Leidenschaft spielte, so bin ich doch seit dieser ersten Sitzung nie einen Schritt weiter gekommen, und ich habe mich stets auf demselben Punkte befunden, auf dem ich stand, als ich sie beendete. Und wenn ich mich Tausende von Jahrhunderten übte, würde ich es doch nie weiter bringen, als Bagueret einen Turm vorgeben zu können. Das ist eine herrliche Anwendung der Zeit, wird man sagen. Und dazu habe ich nicht wenig darauf verwendet. Ich endete diesen ersten Versuch erst, als ich nicht mehr die Kraft besaß, ihn fortzusetzen. Als ich wieder aus meinem Zimmer unter die Menschen kam, hatte ich das Aussehen eines Ausgegrabenen, und hätte ich es so fortgetrieben, wäre ich nicht lange

als ein Ausgegrabener umhergewandelt. Es ist, wie man zugeben wird, schwer, und zumal in der Zeit der vollsten Jugendkraft schwer, daß ein solcher Charakter den Körper stets in gesundem Zustande läßt.

Die Abnahme meiner Gesundheit wirkte auf meine Laune und mäßigte die Glut meiner Hirngespinste. Da ich mich schwächer fühlte, wurde ich ruhiger und verlor ein wenig meine Reisewut. Häuslicher geworden, wurde ich nicht von Langeweile, sondern von Schwermut erfaßt. Krankhafte Launen folgten auf die Leidenschaften; meine Abgespanntheit ging in Trübsinn über; ich weinte und stöhnte über nichts; ich fühlte mein Leben dahinschwinden, ohne es genossen zu haben; ich seufzte über den Zustand, in dem ich meine arme Mama lassen würde, über den, in welchen ich sie im Begriffe sah zu versinken; mein einziger Kummer war, wie ich dreist behaupten kann, sie in dem Augenblicke verlassen zu müssen, wo sie am beklagenswertesten war. Endlich wurde ich ernstlich krank. Sie pflegte mich, wie nie eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das war für sie selbst gut, da sie dadurch von ihren Entwürfen abgelenkt und von den Projektenmachern ferngehalten wurde. Welch ein süßer Tod, wäre er damals eingetreten! Hatte ich wenig von den Gütern des Lebens genossen, so hatte ich doch auch wenig von Übeln, die es mit sich bringt, erduldet. Meine friedliche Seele konnte ruhig heimgehen ohne alle Bitterkeit über die Ungerechtigkeit der Menschen, die das Leben und den Tod vergiftet. Ich hatte den Trost, mich in der besseren Hälfte meines Selbst zu überleben; das hieß kaum sterben. Ohne die Unruhe, die mir ihr Schicksal einflößte, wäre mein Tod ein ruhiges Hinüberschlummern gewesen, und selbst diese Unruhe hatte einen rührenden und zärtlichen Gegenstand, der ihre Bitterkeit milderte. Ich sagte zu ihr: ‚Mein ganzes Sein lege ich in deine Hand; handle so, daß es glücklich ist!' Zwei- oder dreimal, als ich mich am schlimmsten befand, litt es mich nicht länger im Bette, ich erhob mich des Nachts und schleppte mich in ihre Kammer, um ihr Ratschläge über ihre Handlungsweise zu geben, die, wie ich wohl sagen darf, richtig und vernünftig waren, und denen sich der Anteil, den ich an ihrem Schicksale nahm, deutlicher zeigte als alles andere. Als wären die Tränen meine Nahrung und mein Heilmittel gewesen, gewann ich Kraft durch die, welche ich, auf ihrem Bette sitzend und ihre Hände in den meinigen haltend, bei ihr und mit ihr weinte. Die Stunden flogen in diesen nächtlichen Unterredungen dahin, und ich kehrte in besserem Befinden als ich gekommen war, von ihnen zurück. Zufrieden und durch ihre Versprechungen wie durch die Hoffnungen, die sie in mir erweckt, beruhigt, schlief ich mit Frieden im Herzen und voll Ergebung in die Vorsehung. Wolle Gott, daß nach so vielen Ursachen das Leben zu hassen, nach so vielen Stürmen, die das meinige bewegt und es mir zur Last gemacht haben, der Tod, der ihm ein Ende machen wird, mir ein ebenso wenig grausamer sei, als er es mir in jenen Augenblicken gewesen wäre . . .

. . . Die Landluft gab mir indessen meine Gesundheit nicht wieder. Ich siechte nur immer mehr dahin. Ich konnte die Milch nicht vertragen und mußte ihrem Genusse entsagen. Damals war die Wasserkur in die Mode gekommen; ich warf mich also auf das Wasser und in so unbesonnener Weise, daß mit meinen Leiden auch beinahe noch mein Leben ein Ende genommen hätte. Jeden Morgen, nachdem ich aufgestanden war, ging ich mit einem Becher zur Quelle und trank, dabei umherwandelnd, nach und nach gewiß zwei ganze Flaschen. Dem Tischwein entsagte ich ganz und gar. Das Wasser, welches ich trank, war wie die meisten Gebirgswässer, hart und schwer verdaulich. Kurz, ich stellte es so gut an, daß ich mir in weniger als zwei Monaten den Magen vollständig verdarb, der bis dahin sehr gut gewesen war. Da ich nichts mehr verdauen konnte, sah ich ein, daß ich auf Heilung nicht länger rechnen durfte. In der nämlichen Zeit traf bei mir eine Erscheinung ein, die

an und für sich wie durch die Folgen, die nur mit meinem Tode aufhören werden, höchst sonderbar war.

Eines Morgens, als ich mich nicht unwohler als gewöhnlich befand, und eben eine kleine Tischplatte auf ihr Fußgestell legte, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche und fast unbegreifliche Veränderung. Ich kann sie nicht besser als mit einer Art Sturm vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und sich in einem Augenblick über alle meine Glieder verbreitete. Meine Adern begannen mit einer solchen Gewalt zu schlagen, daß ich ihr Pochen nicht allein fühlte, sondern auch hörte, und namentlich das Klopfen in den Kopfarterien. Dazu gesellte sich ein starkes Ohrensausen, und in ihm ließ sich etwas Dreifaches oder Vierfaches unterscheiden, nämlich ein tiefes und dumpfes Brausen, ein Murmeln, heller wie von rieselndem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen und das eben erwähnte Herzklopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne erst meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit den Händen zu berühren. Dieser lärmende Aufruhr in meinem Innern war so gewaltig, daß er mir die frühere Feinheit des Gehörs raubte und mich zwar nicht taub, aber doch harthörig machte, wie ich es seitdem geblieben bin.

Man kann sich meine Überraschung und meinen Schrecken vorstellen, ich hielt mich für dem Tode nah und legte mich zu Bette; der Arzt wurde geholt, ich erzählte ihm zitternd mein Leiden, das mir unheilbar schien. Ich glaube, er teilte meine Ansicht, aber er tat, was sein Beruf mit sich brachte. Er hielt mir lange Vorträge, von denen ich keine Silbe verstand, darauf begann er zufolge seiner erhabenen Theorie die Experimentalkur in *anima vili*, die es ihm an mir zu versuchen einfiel. Sie war so schmerzhaft, so widerlich und hatte so wenig Erfolg, daß ich ihrer bald müde wurde, und als ich nach Verlauf einiger Wochen bemerkte, daß ich mich nicht besser und nicht schlechter befand, verließ ich das Bett und nahm meine gewöhnliche Lebensweise trotz dem Schlagen meiner Arterien und meines Ohrensausens wieder auf, das mich von da an, das heißt seit dreißig Jahren, nicht eine Minute verlassen hat.

Bis dahin war ich ein großer Schläfer gewesen. Die vollkommene Schlaflosigkeit, welche alle diese Krankheitserscheinungen begleitete und sie bis jetzt beständig begleitet hat, bestärkte mich vollends in der Überzeugung, daß mir nur noch wenig Zeit zu leben blieb. Diese Überzeugung beruhigte mich auf einige Zeit über die Sorge für meine Genesung. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, beschloß ich, die kurze Lebenszeit, die mir noch vergönnt war, bestmöglich auszukaufen, und das ermöglichte mir eine besondere Begünstigung der Natur, die mich in einem so traurigen Zustande mit den Schmerzen verschonte, die er dem Anscheine nach hätte hervorrufen müssen. Ich war von dem ewigen Sausen belästigt, litt aber nicht darunter; es war mit keiner anderen bleibenden Unbequemlichkeit verbunden als des Nachts mit Schlaflosigkeit und mit einem stets kurzen Atem, der aber nicht bis zum Asthma ausartete und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder eine angestrengte Arbeit verrichten wollte.

Das Leiden, das meinem Körper hätte tödlich werden müssen, tötete nur meine Leidenschaften, und wegen der glücklichen Wirkungen, die es auf meine Seele ausübte, segne ich den Himmel jeden Tag dafür. Ich kann wohl sagen, daß ich erst zu leben anfing, als ich mich als einen toten Mann betrachtete. Indem ich den Dingen, von denen ich scheiden sollte, ihren wahren Wert zuerkannte, begann ich mich mit edleren Pflichten zu beschäftigen, mich gleichsam schon im voraus denen überlassend, die ich nun bald zu erfüllen haben würde, und die ich bis dahin arg vernachlässigt hatte. Ich hatte mir die Religion oft nach meiner Weise ausgelegt, war aber nie ganz ohne Religion gewesen. Deshalb fiel es mir weniger schwer, auf diesen, für so viele Leute abstoßenden, Gegenstand zurückzukommen, der aber für alle, denen er eine

Quelle des Trostes und der Hoffnung bildet, so süß ist. Bei dieser Gelegenheit war mir Mama weit nützlicher, als es mir alle Theologen gewesen wären."

Sie sehen, wie Rousseau durch diese Reaktion dazu gekommen ist, seine Leidenschaften zu ersticken, sich zu kastrieren, weil er von den zurückgelassenen Dingen Anets (sein Rivale, sein Vater) hatte profitieren wollen. Diese Krankheit hat ihn sein ganzes Leben lang gemartert. In einer gewissen Phase seines Lebens war er daran, von seiner Krankheit geheilt zu werden, nämlich zur Zeit, als er sich nach Montpellier begab, um sich dort behandeln zu lassen und auf dem Wege dorthin Madame de Larnage begegnete, die sich seiner annehmen wollte und mit der sich, dank der Initiative der Dame, alles aufs beste wendete. In seiner Begeisterung vergißt er sowohl seine Krankheit als Madame de Warens. Er gibt sich darüber selber Rechenschaft und ahnt, daß Madame de Larnage oder eine andere Frau ihn weit besser heilen würde als alle Ärzte, die Männer. Er begibt sich trotzdem nach Montpellier, wo man ihn als einen eingebildeten Kranken behandelt, und nachdem er einmal den Kontakt mit Madame de Larnage verloren hat, fällt er wieder in seinen früheren Zustand zurück und beklagt sich über einen Polypen am Herzen, den man entfernen sollte. Er drückt so symbolisch den Wunsch aus, sich kastriert, der Männlichkeit, seines Geschlechtes, befreit zu sehen.

Rousseau ist ein Impotenter gewesen; bewußt hätte er wohl ein Mann sein wollen, — er hat alles getan, um es zu scheinen, — aber er brachte es nicht fertig. Er litt in jeder Hinsicht an einer Verhaltung der Gefühle. Im unmittelbaren Kontakte mit den Dingen entbehrte er jeglicher Spontaneität. Die Harnverhaltung, die ihm so viel Sorgen gemacht hat, ist analogen Ursprungs, sowie auch seine Ängstlichkeit und seine Neigung, sich beständig von einer Anzahl Ärzte sondieren zu lassen. Keiner von ihnen verstand übrigens den Grund seines Leidens, das heißt, warum er sondiert werden wollte.

Jean Jacques ist infolge dieses Verzichtes auf die Männlichkeit notwendigerweise ein affektiv Zurückgebliebener, ein Kind geblieben. Deshalb bedurfte er einer barmherzigen Mutter, die sich mit ihm abgab. Ohne ihren Beistand blieb ihm nichts übrig als sich dahinsiechen zu lassen. So betrachtet, verstehen wir auch sein egoistisches Betragen seinen Adoptivmüttern gegenüber. Alles hat er von ihnen angenommen, ohne ihnen je etwas zurückzugeben. Sogar seine seltsame Handlungsweise in Geldsachen wird uns so verständlich, denn vom Standpunkte der Affektivität aus bedeutet das Geld für den Erwachsenen, was die Mutter dem Kinde galt.

Wir wollen nicht auf die Einzelheiten dieses Verhaltens eingehen, da es uns heute zu weit führen würde, obwohl wir von hier aus in die Lage kämen, die Betteleien und Diebstähle Rousseaus zu verstehen. Begnügen wir uns, darauf hinzuweisen, daß ein Mann, der nicht das Recht besitzt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, sein Brot nicht verdienen kann und auf die Barmherzigkeit anderer angewiesen ist. Wir möchten ferner bemerken, daß er es nicht fertig bringt, seine Frau und Kinder unter seinen Schutz zu nehmen und ihnen seine Liebe zu schenken. Therese war die Dienstmagd Rousseaus; seine Kinder hat er dem Fürsorgeamt übergeben, dazu ist nicht einmal bewiesen, daß es die seinigen waren. Wir müssen hier die Geschichte mit Marion erwähnen und bei dieser Gelegenheit Rousseau gegen sich selbst in Schutz nehmen. Er wirft sich dieses Erlebnis als eine der größten Gemeinheiten seines Lebens vor und doch werden Sie nach allem, was Sie gehört haben, begreifen, daß ihm seine „Tugend" untersagte, anders als auf diese widerliche Art zu handeln. Gestatten Sie mir, ihm wieder das Wort zu geben:

„Ach, daß ich mit allem, was ich von meinem Aufenthalte bei Frau von Vercellis zu erzählen hatte, doch hiemit zu Ende wäre! Aber wenn mein Seelenzustand auch anscheinend unverändert blieb, so verließ ich ihr Haus doch nicht, wie ich in dasselbe eingetreten war. Ich nahm aus ihm die unauslöschliche Erinnerung an ein Verbrechen und das unerträgliche Gewicht der Reue mit fort, die noch immer am Ende von vierzig Jahren auf meinem Gewissen lastet und deren Bitterkeit, statt abzunehmen, sich mit dem zunehmenden Alter unaufhörlich steigert. Wer sollte meinen, daß der Fehler eines Kindes so grausame Folgen haben könnte! Und gerade über diese mehr als wahrscheinlichen Folgen wird mein Herz sich nie zu trösten imstande sein. Ich bin vielleicht die Ursache gewesen, daß ein liebenswürdiges, sittsames, achtbares Mädchen, das sicherlich viel mehr wert war als ich, in Schande und Elend untergegangen ist.

Die Auflösung eines Haushaltes wird immer mit einiger Verwirrung und dem Verluste mancher Sachen verbunden sein. Gleichwohl war die Treue der Dienstleute und die Wachsamkeit des Herrn und der Frau Lorenzi so groß, daß von dem Inventarium nichts fortkam. Jungfer Pontal allein verlor ein kleines, schon altes, rosa- und silberfarbiges Band. Viel andere, bessere Sachen waren mir zugänglich; dieses Band allein reizte mich, ich stahl es, und da ich es nicht sorgfältig verbarg, fand man es bald. Man wollte wissen, wo ich es genommen hatte. Ich werde verlegen, stottere und sage endlich errötend, Marion habe es mir gegeben. Marion war ein junges, aus Maurienne stammendes Mädchen, das Frau von Vercellis zu ihrer Köchin erhoben hatte, als sie auf Verzicht auf alle Tafelfreuden ihre bisherige entließ, da sie mehr guter Suppen als feiner Ragouts bedurfte. Marion war nicht allein hübsch, sondern hatte auch eine Frische der Gesichtsfarbe, wie man sie nur im Gebirge findet, und besonders etwas so Sittsames und Sanftes, daß man sie nicht sehen konnte, ohne sie lieb zu gewinnen. Überdies war sie ein gutes, bescheidenes Mädchen und von erprobter Treue. Deshalb überraschte es, als ich sie angab. Da man mir nicht weniger Vertrauen schenkte als ihr, hielt man es für wichtig, festzustellen, wer von

uns beiden der Dieb wäre. Man ließ sie kommen; die Versammlung war zahlreich, selbst der Graf della Rocca war zugegen. Sie erscheint, man zeigt ihr das Band; mit Frechheit klage ich sie an; sie wird betreten, schweigt und wirft mir einen Blick zu, der die Teufel würde entwaffnet haben, aber auf mein unmenschliches Herz ohne Eindruck bleibt. Sie leugnet endlich mit Festigkeit, aber ohne leidenschaftliche Festigkeit, wendet sich an mich, ermahnt mich, in mich zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, das mir nie etwas zuleide getan hat, nicht zu entehren, und ich, ich bestätige mit einer wahrhaft höllischen Schamlosigkeit meine Erklärung und behaupte ihr ins Gesicht, sie habe mir das Band gegeben. Das arme Mädchen brach in Tränen aus und sagte zu mir nur: ‚Ach, Rousseau, ich hielt dich für einen guten Menschen. Du machst mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an deiner Stelle sein.' Dies war alles. Sie fuhr fort, sich mit eben so großer Einfachheit wie Festigkeit zu verteidigen, aber ohne sich die geringste Schmähung gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung meinem bestimmten Tone gegenüber gab ihr Unrecht. Es schien gegen die Natur zu streiten, daß man auf der einen Seite eine so teuflische Unverschämtheit und auf der anderen eine so englische Sanftmut annehmen sollte. Man schien nicht zur völligen Entscheidung zu kommen, aber das Vorurteil war für mich. In der Unruhe, in der man sich damals befand, nahm man sich nicht die Zeit, die Sache gründlich zu untersuchen, und der Graf della Rocca beschränkte sich darauf, uns beide zu entlassen und zu sagen, daß das Gewissen des Schuldigen den Unschuldigen hinreichend rächen würde. Seine Voraussagung war nicht grundlos; sie erfüllt sich einen Tag wie den anderen an mir . . .

. . . Bei dem eben abgelegten habe ich die Wahrheit rund herausgesagt, und man wird sicherlich nicht finden, daß ich hiebei die Schwärze meiner Schandtat beschönigt habe. Allein ich würde den Zweck dieses Buches nicht erfüllen, wenn ich nicht zugleich meine innere Gesinnung erklärte, und wenn ich Scheu trüge, mich bei dem zu entschuldigen, was die volle Wahrheit ist. Nie war ich von einer wirklich boshaften Gesinnung freier als in jenem grausamen Augenblick, und so sonderbar es auch klingt, so ist es doch wahr, daß, als ich dieses unglückliche Mädchen anklagte, die Schuld in meiner Freundschaft für dasselbe lag. Meine Gedanken weilten bei ihm; ich schob die Schuld auf den ersten Gegenstand, der mir vorschwebte. Ich klagte es an, das, was ich tun wollte, getan und mir das Band gegeben zu haben, weil meine Absicht war, es ihm zu geben."

Die Erklärungen Rousseaus gehen an der Wahrheit vorbei. Für jeden, der mit seinem Konflikt vertraut ist, liegt es auf der Hand, daß sich Jean Jacques einer Frau wegen (Marion), in die er verliebt war, nicht mit dem Meister (Vater) entzweien konnte und seine krankhafte Moralität ihn dazu trieb, eher die Frau zu verlieren (Marion, Julie, die Mutter) als sich mit dem Vater zu überwerfen. So hat er sich unbewußt von Marion mit derselben grausamen Unbarmherzigkeit losgerissen wie von seiner Sexualität, gemäß seines Schicksals, welches ihn dazu verurteilte, die natürliche Ordnung der Dinge zu stören.

In seinem Traume allein, in den unbedingten Weiten der Phantasie, konnte Rousseau zum Manne werden und seine Dichtung zeugt von der vollen Macht seiner potentialen Männlichkeit.

Sein „Discours sur l'inégalité" hat ihm Gelegenheit gegeben, seiner Auflehnung gegen die Menschheit, die Unterdrücker, Ausdruck zu geben, Auflehnung, welche durch jenen Teil seines Unbewußten bedingt war, welcher ihn zwang, sein Haupt zu beugen. Sein „Emile" sollte ihm erlauben, den Versuch einer Selbstheilung zu unternehmen, seine Kindheit zu reproduzieren, um zu untersuchen, wie er hätte glücklich werden können.

Denn Rousseau war sich seiner Krankheit bewußt — wenigstens in gewissen Augenblicken seines Lebens — und jedes Mal, wenn er seinen Konflikt in der Dichtung oder im Leben reproduzierte, war es, um einen Ausweg zu finden. So hat die Untersuchung, welche er über seinen eigenen Fall gemacht hat, ihn in verschiedener Hinsicht zum Vorläufer der Psychoanalyse gemacht. Er hatte sogar die Idee zu einem Arbeitsplane gefaßt, der einem ganz speziellen Zwecke dienen sollte. Geben wir ihm das Wort:[1]

„Ich dachte an ein drittes Buch, zu welchem mir an mir selbst gemachte Beobachtungen die Hauptidee geliefert hatten, und ich verspürte um so größeren Mut, mich daran zu machen, als ich zur Annahme berechtigt war, damit ein der Menschheit wirklich nützliches Buch zu schreiben, ja sogar eines der nützlichsten, das man ihr schenken konnte, insofern die Ausführung des Planes würdig war, den ich mir vorgezeichnet hatte. Man hat die Beobachtung machen können, daß die meisten Menschen oft im Leben sich selber unähnlich sind und sich in ganz verschiedene Menschen umzuwandeln scheinen. Das Buch sollte nicht geschrieben werden, um etwas Bekanntes festzusetzen. Ich hatte einen neueren und wichtigeren Gegenstand: die Ursachen dieser Wandlungen zu suchen und mich an die von uns Abhängigen zu halten, um zu zeigen, wie sie von uns geleitet werden können, um uns besser und sicherer zu machen. Denn es besteht kein Zweifel, daß es dem ehrbaren Manne schwer fällt, schon völlig ausgebildeten Begierden, die er beherrschen soll, zu widerstehen, als diesen selben Begierden schon im Anfangsstadium vorzubeugen, sie zu wandeln oder zu modifizieren, insofern es ihm möglich ist, sie bis dorthin zurückzuverfolgen. Ein in Versuchung fallender Mann widersteht einmal, weil er stark ist; er erliegt ihr ein andermal, weil er schwach ist. Würde er derselbe geblieben sein wie vorher, so wäre er nicht unterlegen.

Indem ich mich selber sondierte und bei den anderen erforschte, welches der Grund für diese verschiedenen Handlungsweisen ist, fand ich, daß sie zum großen Teil vom früheren Eindruck äußerer Objekte abhängig sind, und da diese letzteren beständig durch unsere Sinne und Organe modifiziert werden, wir, ohne es zu bemerken, die Wirkungen dieser Wandlungen in unserem Denken, in unseren Gefühlen, ja selbst in unseren Handlungen tragen. Die erstaunenswerten und zahlreichen Beobachtungen, die ich gesammelt hatte, standen über aller Kritik; infolge ihrer physischen Prinzipien schienen sie mir zur Schaffung eines äußeren Regimes geeignet, welches bei Anpassung an die Umstände die Seele in den der Tugend günstigsten Zustand versetzen könnte oder sie darin behalten dürfte. Wie viele Seitensprünge würde man für die Vernunft gewinnen, wie viele Laster würde man verhindern aufzukeimen, wenn man es fertig brächte, die animalische Ökonomie zu zwingen, die

1) Siehe „Emile".

sittliche Ordnung zu begünstigen, auf welche jene so oft störend wirkt. Die Klimata, die Jahreszeiten, die Töne, die Farben, die Dunkelheiten, das Licht, die Elemente, die Speisen, der Lärm, das Schweigen, die Bewegung, die Ruhe, alles wirkt auf unsere Maschine und infolgedessen auf unsere Seele; überall finden wir tausende fast gesicherte Gelegenheiten, die Gefühle, von denen wir uns beherrschen lassen, in ihrem Anfangsstadium zu leiten. Dies war die Fundamentalidee, von der ich schon eine Skizze aufs Papier geworfen hatte, und von der ich eine um so sichere Wirkung auf die ehrbaren Leute erwartete, die aufrichtig der Tugend nachstreben und ihrer Schwäche mißtrauen, als es mir leicht schien, darüber ein Buch zu schreiben, das ebenso angenehm zu lesen sein würde wie es angenehm zu verfassen war. Ich habe indessen wenig an diesem Werke gearbeitet. Sein Titel war: ‚Die sensitive Moral oder der Materialismus der Weisen.'"

Die Triebe und Konflikte des Menschen in ihrem Anfangsstadium zu modifizieren, wenn es dem Menschen offen stände bis dorthin zurückzugreifen: diesem Wunsche gab Rousseau im „Emile" Ausdruck, dies ist aber auch das Ziel der Psychoanalyse, wenn sie innerhalb des Rahmens einer Behandlung den infantilen Konflikt reproduziert, der zu einer Verbiegung der Triebentwicklung Anlaß gegeben hat. Diese Reproduzierung muß die Gelegenheit schaffen, den unbewußt gebliebenen Konflikt verständlich zu machen. Ist dieser Konflikt einmal bewußt geworden, so kann er auf normale Weise erledigt werden.

Rousseau verspürte das Bedürfnis, von seinem Zustande befreit zu werden, denn er fühlte nur zu gut, daß es ihm nicht möglich war, seine volle, wirkliche Kraft auszunutzen. Sein Kontakt mit den Ärzten hat ihm aber nicht erlaubt, für sie eine große Achtung zu gewinnen. Wir begreifen dies sehr leicht, denn es ist noch nicht lange her, seit man diese eigenartigen Zustände zu verstehen beginnt, welche einem Manne ein normales Leben zur Unmöglichkeit machen.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß der Zustand Rousseaus sich dadurch kennzeichnete, daß es sich um einen Fall von latenter Homosexualität mit Zwangshandlungen und hysterieartigen Reaktionen handelte, und dies bei einem Manne, dessen Bewußtes sich gegen die Behandlung, welche ein Teil seiner Persönlichkeit ihm auferlegte, beständig auflehnte. Diese Auflehnung wird zur Empörung des Verfolgten gegen die Verfolger, die nichts anderes sind als der Vater, mit dem Rousseau erfolglos den Konflikt seiner Kindheit zu lösen versucht hat. So ist er im Verfolgungswahne untergegangen, nachdem er kein Mittel unversucht gelassen hatte, ihm zu entgehen.

Die Dichtung hat es ihm ermöglicht, ihn besser zu ertragen. Das Verständnis seines Konfliktes ist die beste Voraussetzung, um dem literarischen

Werke Rousseaus gerecht zu werden. Auch für seinen politischen Standpunkt ist der Konflikt von einer außerordentlichen Tragweite. Er hat ihn zum Wortführer aller Unterdrückten gemacht, zum Wortführer derer, die es nicht fertig bringen, sich ihrer Tyrannen zu entledigen und die Heilung ihrer Leiden im Rousseauschen Kommunismus suchen (Ehe zu dritt). Es war zu erwarten, daß diese Lösung, welche für Rousseau nur eine unvollkommene und erfolglose Bemühung der Neurose bedeutete, weder in individueller noch in sozialer Hinsicht angemessen war.

Vom psychoanalytischen Standpunkte aus ist es wahrscheinlich, daß man Rousseau von seiner Neurose hätte heilen können; in diesem Falle würde seine freigelegte Energie eine andere Richtung eingeschlagen haben.

Wir mußten uns damit begnügen, unser Thema nur in großen Linien darzustellen.

Über die Temperaturdifferenz zwischen Gehirn und Körper

Eine libidometrische Untersuchung

Von

Siegfried Bernfeld und **Sergei Feitelberg**

Berlin Berlin

In der theoretischen Arbeit über die Meßbarkeit der Libido [2] hatten wir versucht, die Libido als die freie Energie des Systems Person zu verstehen. Wir machten uns dabei von der Beschreibung der freien Energie als des thermodynamischen Potentials eines Systems frei, indem wir an Boltzmanns Formulierung des Entropiegesetzes anknüpfend, die Libido als durch die Intensitätsdifferenz der beliebigen Energien im Systemdual („Zentralapparat" und „Zellen" = „Körper") bestimmt ansahen. Es sollte damit ein Präjudiz über die energetische Natur der Libido, vor allem ihre Gleichsetzung mit Wärme einerseits, mit „psychischer" Energie anderseits vermieden werden. Wir schlugen daher auch den unvorgreiflichen allgemeinen Ausdruck „Potential" für die freie Energie des Systems Person vor. Theoretisch wäre, wie wir ausführten, die Libido grundsätzlich meßbar, falls sie das Gefälle irgendwelcher Energien zwischen zwei konkreten Systemen wäre. Unser Ansatz zu einer Libidomaßformel beruht auf einer Einheitsfestsetzung vermittels der Bewußtseinsvorgänge, die durch Libidoänderungen hervorgerufen werden.

Da eine praktische Auswertung dieses Ansatzes derzeit noch unabsehbare Schwierigkeiten hindern, entsteht das Bedürfnis, auf dem physiologischen Wege zu einer Sicherung der Arbeitshypothese vom Potential zu gelangen und womöglich das Verhalten eines Faktors dieses Potentials zu bestimmen. Es käme darauf an, festzustellen, welche Arten von Intensitätsdifferenzen

zwischen Zentralapparat und Körper bestehen und welche Beziehung sie zur freien Energie haben.

An sich wäre es gleichgültig, mit welcher Energieform die Untersuchung der Potentialfaktoren begonnen wird. Es liegt aber unserem Gedankengange, der von einem thermodynamischen Modell des Systems Person ausgegangen ist, die Bevorzugung der Wärme nahe. Wir werden darin durch eine physiologische Überlegung bestärkt: „Bei dem großen Umfange, den gerade die Oxydationsprozesse in dem Nervensystem einnehmen, muß, zumal die Erzeugung anderer Energieformen fast gänzlich fehlt, die Bildung beträchtlicher Wärmemengen geradezu als Postulat erscheinen." [Winterstein *10*, S. 604.]

Unsere Fragestellung hat die Physiologen bisher nicht beschäftigt. Doch findet sich in den vorliegenden Untersuchungen über die Gehirntemperatur, die mit genügend ausführlichen Tabellen und Kurven versehen sind, für unsere Zwecke vorläufig ausreichendes Material.

Die vorhandenen Untersuchungen[1] gehen darauf aus, die Gehirntemperatur mit der Temperatur der anderen Körperorgane zu vergleichen und die Änderungen der Gehirntemperatur in bestimmten Zuständen (Wachen, Schlaf, Narkose) und unter der Wirkung verschiedenartiger Reize zu beobachten.

Im allgemeinen ist nach den vorliegenden Experimenten die Temperatur des Gehirns niedriger als die der verglichenen Organe. Die Differenz zwischen der Temperatur des Gehirns und des Rektums wird z. B. von Mosso [*8*, S. 11] bei Hunden mit 0·418° für den Winter und 0·035° im Frühling (auf den Mastdarm bezogen) angegeben. Diese Tatsache ist bereits Davy [*5*] aufgefallen, der als erster den Versuch gemacht hat, Messungen der Gehirntemperatur (an Schafen) vorzunehmen. Doch gibt es eine beachtliche Zahl von Fällen, wo die Temperatur des Gehirns die des Rektums und seltener auch die des arteriellen Blutes übertrifft. Eine Aufklärung dieser Verhältnisse steht noch aus. Herlitzka [*6*] fand, daß die Temperatur des Rückenmarks stets (mit einer einzigen Ausnahme) kleiner als die Temperatur der Peritonealhöhle ist. Aus Criles [*3*] Arbeit ergibt sich gleichfalls im allgemeinen höhere Temperatur, und zwar der Leber; auch hier mit einigen Ausnahmen. Für unsere Frage ist das Vorzeichen der Differenz ohne Belang, denn für unsere Fragestellung ist nicht das Vorzeichen, sondern das Verhalten der Differenz entscheidend. Wir betonen dies, da in

1) Eine Übersicht der Literatur über die Temperatur des Nervensystems findet sich bei Soury [*8*, S. 1261], Mannino [7] und Winterstein [*10*].

unserem Modell [2, Fig. 1, S. 82] die Kugel, die dem Zentralapparat entspricht, tatsächlich eine geringere Temperatur haben muß als der Zylinder, der den übrigen Körper repräsentiert. Das Potential aber des Systems Person, das in unserem Modell durch die Temperatur bestimmt ist, braucht mit der Temperaturdifferenz von Gehirn und Körper keineswegs identisch zu sein. Im Modell mußte die Kugel kälter als der Zylinder angenommen werden, weil der Energietransport als Wärmeleitung gedacht war. Für den lebenden Organismus aber gilt diese Einschränkung nicht, denn hier kann durch verschiedenartigste Einrichtungen ein Energietransport auch vom kälteren Systemteil in den wärmeren bewerkstelligt werden. Übrigens ist die Rektaltemperatur, die in den für uns verwertbaren Untersuchungen allein gemessen wurde, nicht der Körpertemperatur überhaupt gleichzusetzen; der Körper bildet bekanntlich kein homogenes Wärmeganzes, wobei das Rektum jedenfalls nicht die Stelle höchster Temperatur ist. Uns dient die Rektaltemperatur bloß als Anzeichen der Änderungen der durchschnittlichen Körpertemperatur; hiefür ist ihre Brauchbarkeit durch die medizinische Klinik bewiesen.

Irgendeine Abhängigkeitsbeziehung zwischen Gehirn- und Körpertemperatur ist bisher nicht erkannt worden. Im Gegenteil formuliert Berger [*1*], daß die Gehirntemperatur unabhängig von der Rektaltemperatur sich ändere, und zwar erhöht sich die Gehirntemperatur im allgemeinen bei Arbeitsleistungen und Wahrnehmungen. Eine Beziehung zwischen den Änderungen der Rektal- und Gehirntemperatur ist gelegentlich von Mosso bei Schlafuntersuchungen beobachtet worden. „Wenn man die Kurven des Gehirns und des Mastdarmes vergleicht, dann sieht man, daß sie untereinander divergieren“ [*8*, S. 132]. In neuerer Zeit stellte Herlitzka [*6*] fest, daß bei tetanischen und epileptischen Anfällen, die experimentell erzeugt werden, die Temperatur des Rückenmarks schneller als die der Peritonealhöhle steigt. So stieg die Temperatur des Rückenmarks bei Strychninkrämpfen im Verlaufe von zehn Minuten von 37·42° auf 38·92°, während die der Peritonealhöhle sich von 38·46° nur auf 39·29° erhöhte.

Da Mosso und Berger in ihren Publikationen die nötigen Angaben sowohl für die Rektal- als auch für die Gehirntemperatur bringen, so ist es möglich, aus ihren Experimenten die Temperaturdifferenz zu berechnen und zu studieren.

Für unsere Aufgabe der Feststellung des thermodynamischen Potentials des Systems Person ist das Temperaturgefälle vom Körper zum Gehirn maßgebend. Wir hätten also die Temperaturdifferenz

$$\Delta T = T_1 - T_2$$

wobei T_1 die Körpertemperatur, T_2 die Gehirntemperatur bedeute, festzustellen, d. h. die Differenz zwischen den beobachteten Temperaturen des Rektums und des Gehirns in den einzelnen Zeitpunkten zu berechnen. Wo das Temperaturgefälle umgekehrt verläuft, ergeben sich in unserer Berechnung negative Werte. Wie wir oben bemerkten, ist für die vorliegende Arbeit das Vorzeichen der Differenz ohne Belang, da es ausschließlich auf das Verhalten der Temperaturdifferenz in Abhängigkeit vom Verhalten der Person ankommt.

Diese Berechnungen haben wir an sämtlichen Tabellen von Berger durchgeführt und haben aus der älteren Arbeit von Mosso die fünf Kurven der Delphina Parodi als Stichprobe herangezogen. Diese Bevorzugung der Untersuchungen von Berger schien deshalb angezeigt, weil er die Thermometer stets in die Gehirnsubstanz selbst einführte, dabei aber keine schweren Läsionen setzte, während Mosso bei der Parodi das Thermometer nur an die Hirnrinde (nach Einführung in den Subduralraum) anlehnte, wobei unentscheidbar ist, ob das Thermometer auch in den Subarachnoidalraum eindrang, oder ob die Arachnoidea neben der Pia mater noch den Bulbus von der Hirnrinde trennte.

Das Ergebnis unserer Berechnungen läßt sich in folgender Weise zusammenfassen:

Die Temperaturdifferenz zwischen Zentralapparat und übrigem Körper **steigt im Ruhezustand** des Systems Person und **sinkt bei dessen Arbeitsleistungen.**

Während sich bemerkenswerterweise weder die Körper- noch die Gehirntemperatur in einer deutlichen Abhängigkeit zum Verhalten der Person entwickelt und sich die Erwartungsvorstellungen, mit denen die Gehirntemperaturmessungen unternommen wurden, gar nicht oder nur sehr eingeschränkt erfüllten, ist, soweit aus unserer Untersuchung geschlossen werden kann, die Abhängigkeit der Temperaturdifferenz vom Verhalten der Person einfach und eindeutig:

Die Temperaturdifferenz benimmt sich genau so, wie sich die freie Energie des Systems Person benehmen müßte. Die freie Energie als Maß der Arbeitsfähigkeit des Systems Person muß bei Arbeitsleistungen sich verringern und im Ruhezustand anwachsen.[1]

---

1) Das Anwachsen der freien Energie im Ruhezustand tritt natürlich in keinem physikalischen abgeschlossenen System ein. Es ist aber eine wichtige Eigenschaft

Dieses Verhalten stützt unsere Auffassungen vom Systemdual, von der Libido als der freien Energie dieses Systemduals so sehr, gibt der auf diese Annahmen gebauten Möglichkeit einer Libidometrie einen so konkreten Inhalt, daß sich wohl eine spezielle Diskussion des empirischen Materials trotz seines physiologischen Charakters in einer psychoanalytischen Zeitschrift rechtfertigt.

Das Material, auf dem die Untersuchung beruht, wird am einfachsten in folgende fünf Gruppen zusammengefaßt: *I)* Experimente an Tieren (Schimpansen und Hunden) im Normalzustand; *II)* An Menschen im Normalzustand; *III)* Im Schlaf; *IV)* In Narkose; *V)* Unter Wirkung von Drogen (Morphium, Hyascin, Curare). Die Versuche wurden sowohl von Mosso wie von Berger in der Weise durchgeführt, daß die Temperatur mit Quecksilberthermometern in trepanierten, beziehungsweise durch Wunden geöffneten Schädeln gemessen wurde. Bei Bergers Versuchen an Schimpansen wurden mehrere Trepanationen vorgenommen, um das Verhalten der Temperatur in den verschiedenen Hirnzentren zu vergleichen. Aus jeder der fünf Gruppen *(I—V)* bringen wir im folgenden eine Kurve als Beispiel mit spezieller Diskussion.[1]

I) Fig. 1. Das Thermometer befindet sich im Gyrus frontalis medialis des Schimpansen [Berger, *1*, S. 16]. An den Punkten der Kurve, die durch die Pfeile *1*, 2 und *4* gekennzeichnet sind, notiert der Beobachter Arbeitsleistungen. Die Kurve zeigt Verringerung der Temperaturdifferenz. Bei *1* und *2* handelt es sich um heftige Bewegungen des Tieres, bei *4* um Schreien des ruhig liegenden Tieres. Bei *4* zeigt sich die Abnahme der Temperaturdifferenz als Verringerung des Anstieges, der bei 4 Uhr 39 Mi-

des Systems Person, denn ihm ist die stete Wiederproduktion der freien Energie — der Libido — eine Lebensbedingung. Vgl. [2, Abschnitt III und V.]

Um einer anderen mißverständlichen Auffassung zu begegnen, sei im Anschluß an jene Untersuchung angemerkt, daß hier mit den energetischen Änderungen im System Person nicht die Abnahme jener freien Energien gemeint ist, die in den Muskeln (System Zelle) gespeichert wurde und deren Abnahme bei Arbeitsleistungen (nach Helmholtz' klassischen Untersuchungen) eine Selbstverständlichkeit ist, sondern die Abnahme jener freien Energie, die als Potential des Systems Person (eines Systemduals) seine Tätigkeiten koordinierend lenkt.

1) Die Kurven sind ursprünglich auf Millimeterpapier gezeichnet, doch ist die Ausziehung der Millimeterlinien bei der Herstellung der Klischiervorlage unterlassen worden, um die Deutlichkeit der Kurven nicht zu beeinträchtigen. Die Kurven nach Berger wurden aus seinen Tabellen berechnet. Jeder so bestimmte Punkt ist als ● gekennzeichnet. Die Kurven nach Mosso wurden nach dessen Kurven graphisch ermittelt, da er keine Tabellen angegeben hat.

nuten eingesetzt hatte. Die quantitativen Unterschiede, die zwischen *1*, 2 und *4* so auffällig sind, seien nicht diskutiert, so sehr sich der Gedanke aufdrängt, daß das bloße Schreien einen geringeren Energieaufwand darstellt als die Körperbewegungen. Da aber die Stelle, an der die Messungen

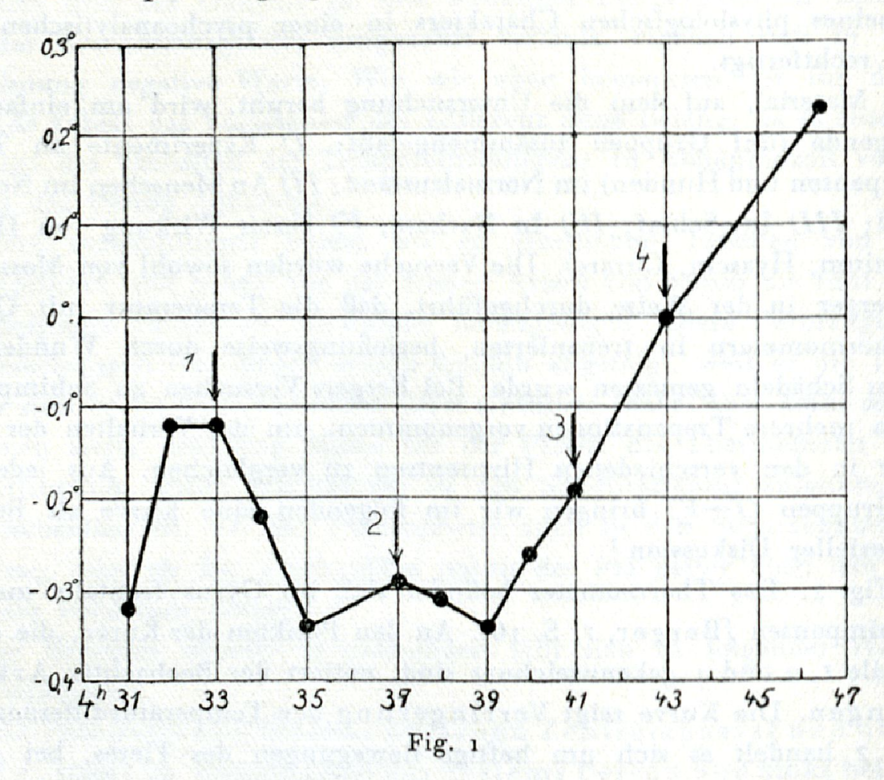


Fig. 1

vorgenommen wurden, natürlich nicht immer zusammentraf mit den für die zufällig beobachteten Aktionen belangvollen Zentren, so läßt sich eine quantitative Beziehung zwischen der Temperaturdifferenz und der Größe der Arbeitsleistung nicht erwarten. Wir werden daher im folgenden den quantitativen Verhältnissen keine Aufmerksamkeit schenken, sondern bloß die Richtung der Änderungen berücksichtigen. Bei *3* notiert Berger Ruhe, dementsprechend steigt die Temperaturdifferenz.

In diese Gruppe *I* gehören zwei Kurven von Berger[1] und die Anfänge von drei Kurven von Berger.[2] Im ganzen hat Berger in diesen Kurven neun Aktions- und drei Ruhebeobachtungen notiert; von denen nur eine, und zwar eine Aktionsbeobachtung unserer Verhaltensregel nicht entspricht. Bei dieser Abweichung handelt es sich um einen Befreiungsversuch des

1) Die Kurven 1 und 3 auf S. 16 und 20 in [*1*].
2) Die Kurven 2, 4 und 5 auf S. 18, 23, 25 in [*1*].

Tieres. Möglicherweise ist hier die Auswirkung der Aktion auf die Temperaturdifferenz durch begleitende Angst oder andere Affekte getrübt. In einem Fall, den wir mit den richtigen verrechnet haben, beginnt der Ruheanstieg der Kurve erst eine Minute nach der Ruhenotierung.

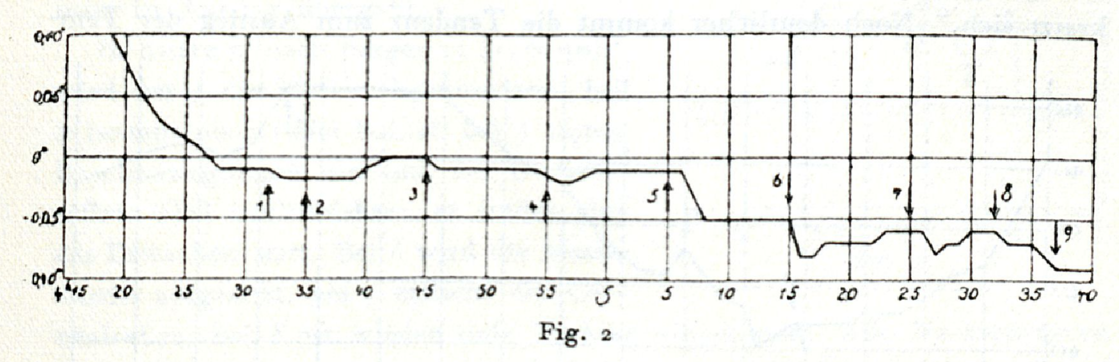


Fig. 2

II) Fig. 2 stellt die Änderungen der Temperaturdifferenz bei dem Mädchen Delphina Parodi nach den Beobachtungen von Mosso dar [*8*, S. 128]. Nach dessen Ansicht war das Thermometer im *Sulcus Sylvii* gelegen. Bei den Punkten *1* bis *9* vermerkt Mosso Leistungen des Mädchens: Sprechen, Händedrücken, Zählen usw. Bei jeder Beobachtung ist Abnahme der Temperatur festzustellen, mit Ausnahme von *2*, wobei Mosso Handpressen vermerkt. Es handelt sich offenbar um schwache Bewegung, denn gewöhnlich, so bei *5*, spricht Mosso ausdrücklich von „starkem Handpressen". Bei *5* ist die Abnahme deutlich[1].

In die Gruppe *II* gehören eine Kurve von Berger[2] und Mossos Versuche an der Delphina Parodi vom 25. Juni und 26. Juni 1893 [*8*, S. 125 und 128]. Es handelt sich um siebzehn Notierungen von Aktionen, von denen fünfzehn Abnahme zeigen und um zwei Ruhenotierungen, die beide Zunahmen zeigen. Die zwei Fehlpunkte sind Händedrücken und Kiefernzusammenpressen.

III) Fig. 3. Delphina Parodi, nach der Beobachtung Mossos vom 4. Juli 1893 [*8*, S. 175], zeigt die Änderungen der Temperaturdifferenz im Schlaf. Das Kind ist bei *1* „anscheinend" eingeschlafen und wird bei *9* geweckt. Deutlich im Gegensatz zu dem Kurvenstück vor dem Einschlafen und

1) In Fig. 2, Punkt *4*, *5*, *7* und *9* ergeben sich kleine Zeitdifferenzen, diese haben wir bei Verschiebungen bis zu 1 Minute zu den richtigen, bei größeren zu den falschen Fällen gerechnet. Es handelt sich hiebei um Ungenauigkeiten, die vom Fehlen der Tabellen zu den Kurven von Mosso herrühren. Siehe S. 177, Anmerkung 2.

2) *1*, die Kurve 15 auf S. 66.

nach dem Erwachen zeigt die Kurve bis *4* allgemeinen Anstieg, der nach 11 Uhr 15 Minuten wieder beginnt. Die Zeit von *4* bis 11 Uhr 10 Minuten ist offenbar ein Schlaftal: bei *4* notiert Mosso spontane Armbewegungen, bei *5*: „spricht im Schlaf einige Worte, bewegt die Arme, kratzt sich.“ Noch deutlicher kommt die Tendenz zum Anstieg der Tem-

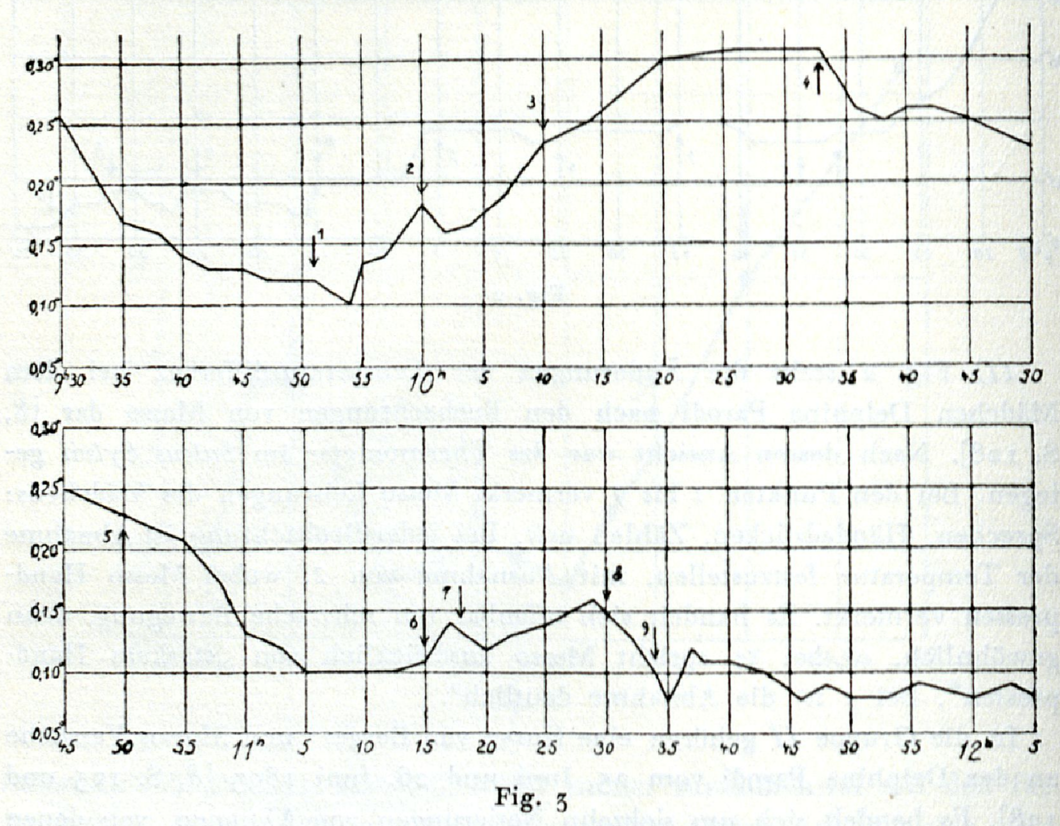


Fig. 3

peraturdifferenz bei ungestörtem Schlaf zum Ausdruck, wenn die Abfallstellen *2*, *3*, *7* und *8* zusammenfallen mit den Beobachtungen: „Schnarchen“ (*2*), „Berührung der Hand zur Pulskontrolle reaktives Zurückziehen der Hand“ (*3*), „Sprechen im Schlaf“ (*7* und *8*). Bei allen diesen Aktionen findet Verringerung des Anstieges, beziehungsweise Abfall statt. Bemerkenswert ist, daß bei *8* Mosso an den Gehirn- und Rektaltemperaturen keine Veränderung bemerkt, die erst in der Temperaturendifferenz deutlich zum Ausdruck kommt.

In diese Gruppe *III* gehören zwei Kurven (nach Mosso an Delphina Parodi vom 27. Juni und 4. Juli 1893 [*8*, S. 131 und 145]) mit zehn Aktionsangaben, bei denen ausnahmslos deutlicher Abfall, ganz wie bei den entsprechenden Punkten der Fig. 3 stattfindet.

IV) Fig. 4 (nach Kurve 2 bei Berger [*1*, S. 18]).[1] Um 4 Uhr 58 Minuten beginnt bei *1* die Chloroformierung des Schimpansen. Sie setzt ein mit dem üblichen Exzitationsstadium mit entsprechendem Abfall, der nach einer Minute in Anstieg übergeht.

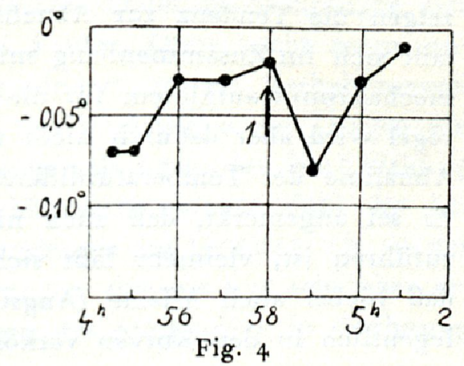


Fig. 4

In Kurve 5 (nach Berger 11 [*1*, S. 50])[2] wird bei *1* die Maske abgenommen, bei *2* besteht noch tiefer Schlaf, bei *3* treten Brechbewegungen ein und der Cornealreflex wird nachweisbar; es findet also das Erwachen statt. Bei *6* wird die Maske wieder aufgesetzt, bei *7* erlischt der Cornealreflex, bei *8* ist wieder tiefe Narkose eingetreten. Alle Narkosekurven zeigen übereinstimmend, wie die Schlafkurven, deutlichen Anstieg während

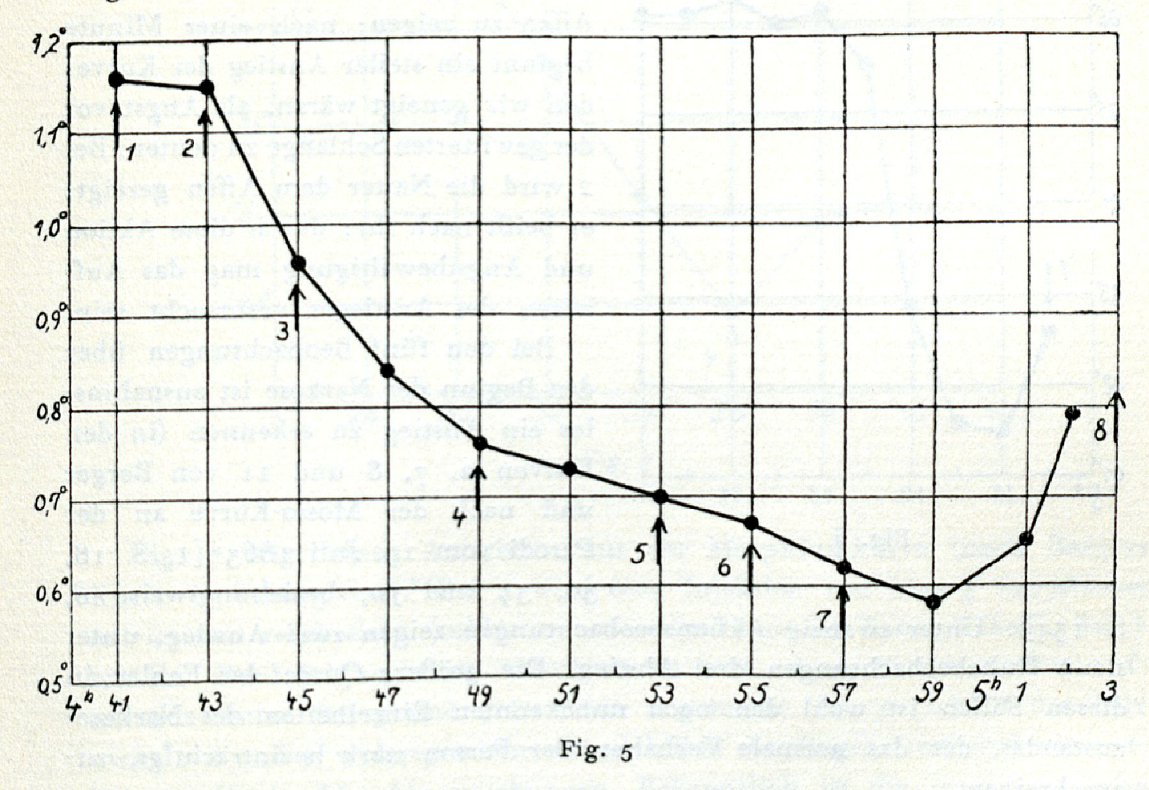


Fig. 5

der Bewußtlosigkeit (von 4 Uhr 59 Minuten an). Es entspricht dies völlig der Verhaltensregel, die bei Ruhe des Systems das Anwachsen der Temperatur-

1) Thermometer im Sulcus Rolandi, in der Höhe des Gyrus frontalis medius.
2) Thermometer in der Mitte des Gyrus frontalis medius.

differenz, die Ansammlung eines Vorrates freier Energie, ergibt. Beim Erwachen verhalten sich alle Narkosekurven wie bei Arbeitsleistungen. Sie zeigen die Tendenz zur Abnahme (Fig. 5, Punkt *2—6*). Dies Verhalten läßt sich im Zusammenhang mit einer Diskussion des energetischen Schlafmechanismus aufklären, für die hier nicht der Ort ist.[1] Unsere Verhaltensregel wird aber dadurch nicht tangiert, da sie nicht sagen will, daß jede Abnahme der Temperaturdifferenz nur von Arbeitsleistungen bedingt ist. Es sei angemerkt, daß auch nicht jede Zunahme nur auf Ruhe zurückzuführen ist, vielmehr läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten, daß hiebei auch Affekte (Angst) eine Rolle spielen. So würden sich gelegentlich in den Kurven vorkommende Anstiege auf Angst deuten lassen, wofür Fig. 6 ein Beispiel sei.[2]

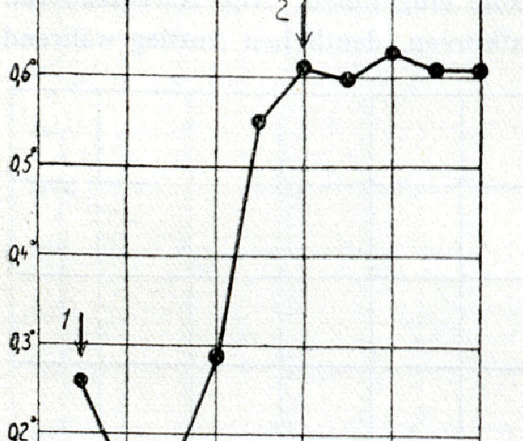


Fig. 6

Bei *1* bringt Berger eine Natter in das Operationszimmer, ohne sie dem Affen zu zeigen; nach einer Minute beginnt ein steiler Anstieg der Kurve; den wir geneigt wären, als Angst vor der gewitterten Schlange zu deuten. Bei 2 wird die Natter dem Affen gezeigt; er beißt nach ihr; durch diese Aktion und Angstbewältigung mag das Aufhören des Anstieges verursacht sein.

Bei den fünf Beobachtungen über den Beginn der Narkose ist ausnahmslos ein Anstieg zu erkennen (in den Kurven 2, 7, 8 und 11 von Berger und nach der Mosso-Kurve an der Parodi vom 19. Juli 1863 [*1*, S. 18, 30, 34 und *50*, beziehungsweise *8*, S. 154]). Unter zwanzig Aktionsbeobachtungen zeigen zwei Anstieg, unter neun Ruhebeobachtungen drei Abstieg. Die größere Quote der Fehler in diesen Fällen ist wohl den noch unbekannten Einzelheiten des Narkosezustandes, der das normale Verhalten der Person stark beeinträchtigt, zuzuschreiben.

1) Es mag jedoch an unsere Auffassung der Wahrnehmungsprozesse erinnert werden (2, Abschnitt II), wonach bei der Wahrnehmung eine Herabsetzung der personierten Energie (= freie Energie oder Libido) eintritt.

2) Nach Berger 3 [*1*, S. 20]. Thermometer im Labus parietalis superior.

V) In den drei Kurven von Berger [*1*, die Kurven 4, 5 und 6 auf S. 23, 25 und 27], die unter der Wirkung von Hyascin und Morphium aufgenommen sind, ergeben sich unter vierzehn Aktionsbeobachtungen vier Fehler, unter 8 Ruhebeobachtungen zwei Fehler. Diese nicht mehr unbeträchtliche Fehlerzahl hat uns nicht gehindert, unsere Verhaltensregel oben allgemein zu formulieren, da unter der Wirkung dieser Drogen ein normales Verhalten des Systems noch weniger als unter der Nachwirkung der Narkose zu erwarten ist. Die immerhin nicht geringe Zahl der bestätigenden Fälle fällt dabei um so entscheidender ins Gewicht, als an der Morphiumkurve die beiden Ruheabweichungen sich als nur scheinbar erweisen, wenn die wahrscheinliche Wirkung des Morphiums in Rechnung gestellt wird.

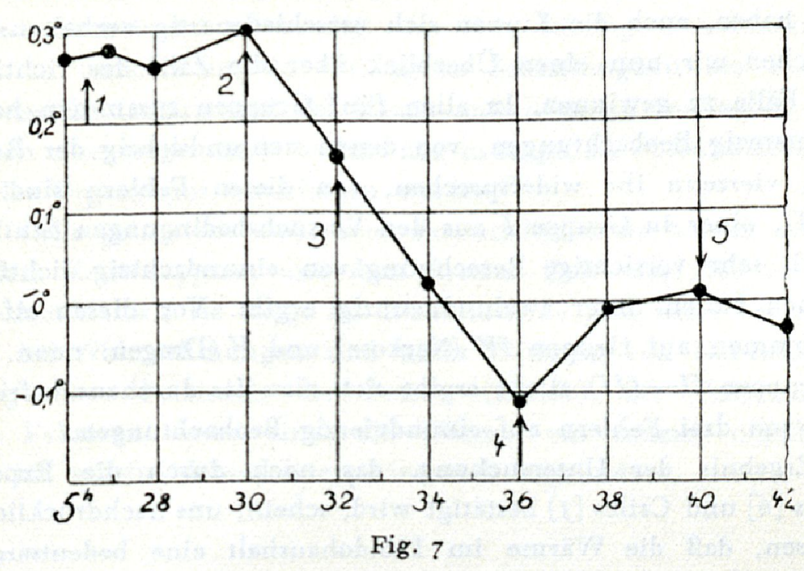


Fig. 7

Fig. 7 zeigt einen Ausschnitt aus der Morphiumkurve (nach Bergers Kurve 6, Schimpanse).[1] Bei *1* wird eine Injektion von 0·04 *g morphinum muriaticum* verabreicht (subkutan unter die Haut der Bauchdecken). Bei *2* scheint die Injektionsmasse resorbiert zu sein, denn Berger notiert auffallende Ruhe. Bei *3* und *4* ist Ruhe angemerkt. Bei *5* „schläft das Tier nicht". *2* und *3* widersprechen offensichtlich der Regel, und sind vermutlich spezifische Morphiumwirkungen. Bekanntlich ist die psychophysische Wirkung des Morphiums die (lustvolle) Herstellung einer Ruhesituation. Aus früheren Erörterungen gewinnen wir einen Anhaltspunkt für das

1) [*1*, S. 27]. Thermometer im unteren Ende des Gyrus centralis posterior.

libidometrische Verständnis eines solchen Vorganges. Wir haben zu zeigen versucht, daß bei Libidoabnahme Ruhezustände auftreten, die oft in den Schlaf übergehen. Es liegt also die Annahme nahe, die beruhigende Wirkung des Morphiums darauf zurückzuführen, daß es die Libido verringert, was der psychoanalytischen Erfahrung entspricht und durch die Kurve anschaulich bestätigt wird. In der Zeit vom Beginn der Morphiumwirkung (laut Beobachtung des Verhaltens des Versuchstieres) um 5 Uhr 30 Minuten bis 5 Uhr 36 Minuten, zeigt die Kurve einen geradlinigen Abfall an vier Beobachtungspunkten.

Das Zutrauen zur Temperaturdifferenz als Indikator für Libidoänderungen wird stark vermehrt, wenn bei äußerlich gleichartigen Ruhezuständen, wie bei Schlaf und Morphiumruhe, die psychologisch so sehr verschiedene Struktur haben, auch die Kurven sich verschiedenartig verhalten.

Versuchen wir nun einen Überblick über die Zahl der richtigen und falschen Fälle zu gewinnen. In allen fünf Gruppen zusammen haben wir zweiundneunzig Beobachtungen, von denen achtundsiebzig der Regel entsprechen, vierzehn ihr widersprechen, von diesen Fehlern sind zwei in Gruppe *II*, einer in Gruppe *I* aus den Versuchsbedingungen deutbar. Was eine noch sehr vorsichtige Berechnung von einundachtzig richtigen und elf falschen Fällen unter zweiundneunzig ergibt. Von diesen elf falschen Fällen kommen auf Gruppe *IV* (Narkose) und *V* (Drogen) neun. Für die Normalgruppen *(I—III)* allein ergibt sich also das durchaus befriedigende Ergebnis von drei Fehlern auf einundvierzig Beobachtungen.

Das Ergebnis der Untersuchung, das noch durch die Experimente Herlitzkas [*6*] und Criles [*3*] bestätigt wird, scheint uns nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Wärme im Libidohaushalt eine bedeutsame Rolle spielt; daß die Temperaturdifferenz zwischen dem Zentralapparat und dem übrigen Körper einen wichtigen Faktor des Potentials des Systems Person darstellt, die freie Energie durch sie daher vorläufig meßbar wird. Die Rolle der Wärme im Libidohaushalt entspricht der Bedeutung, die der Wärme für die Entstehung und die Funktionen des Organischen zukommt. Merkwürdigerweise zeigt die Wärme, wie es scheint, unter den Maschinenbedingungen des Organismus dasjenige Verhalten, das von der freien Energie des Systems (der Libido) zu erwarten war. Das gibt den schon oft bemerkten Ähnlichkeiten zwischen Wärme und Psychischem (Entropie, Irreversibilität) einen experimentell faßbaren Inhalt.

Diese Befunde gewinnen beträchtlich an theoretischer Bedeutung durch die Tatsache, daß nach vorliegenden Experimenten auch die elektrische

Potentialdifferenz im System Person das gleiche Verhalten zeigt, wie die Temperaturdifferenz. Crile [4] hat durch umfangreiche Experimente das Verhalten der elektrischen Potentialdifferenz zwischen Gehirn, Fascien und Leber untersucht (Kaninchen). Er gelangt auf Grund seiner Experimente zu folgendem Ergebnis:

„Erregung und Reizung, die durch physische Verletzungen, Medikamente oder andere Einflüsse erzeugt werden, verursachen einen sofortigen Abfall der Potentialdifferenz.

Anästhetica, Narcotica, Blutungen, Erstickung verringern fortschreitend die Potentialdifferenz; falls sie den Nullpunkt erreicht, tritt der Tod ein.

Bewußtsein und Tätigkeit werden anscheinend auf Kosten der Potentialdifferenz aufrechterhalten.

Schlaf ist anscheinend notwendig, um eine ständige Potentialdifferenz im Gehirn zu unterhalten, da verlängerte Schlaflosigkeit die Potentialdifferenz zwischen Gehirn und der Fascie fortschreitend verringert.

Das Leben eines Organismus besteht nur so lange, als Potentialdifferenzen innerhalb des Organismus unterhalten werden.“ [1]

Die von Crile gemessene elektrische Potentialdifferenz besteht demnach zwischen dem Zentralapparat und dem System Zelle des Systems Person (unserer Nomenklatur), sie steigt im Ruhezustande und sinkt bei Arbeitsleistungen, bei Wahrnehmungen und unter Wirkung von Narkotika. Die Postulierung eines Potentials der Person (Libido), die Unterscheidung von dessen Faktoren, deren einer die Wärme, ein anderer offenbar die Elektrizität ist, scheint demnach experimentell begründbar.

Literatur

1) Hans Berger: Untersuchungen über die Temperatur des Gehirns. Jena 1910.

2) Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Über psychische Energie, Libido und deren Meßbarkeit. Imago, 1930, Bd. XVI, Heft 1.

3) Georg W. Crile, Amy F. Rowland and S. W. Wallace: Bio-physical studies of the effects of various drogs upon the temperature of the brain and the liver. Journal of pharmacology and experimental therapeutics. 1923. Bd. XXI, S. 429.

4) Georg W. Crile, Amy F. Rowland and Maria Telkes: An interpretation of excitation, exhaustion and death in terms of physical constants. Proceedings of the national Academy of sciences of U. S. A. 1928. Bd. XIV, S. 532.

5) J. Davy: An account of some experiments on animal heat. Philosophical transactions. 1814. S. 590.

1) *4*, S. 538. Von uns aus dem Englischen übersetzt.

6) Amedo Herlitzka: Sulla temperatura del midolo spinale durante la sua attivita. Nota prelim. Arch. di Sci. biol. 1928. Bd. XII, S. 595.

7) Lorenzo Mannino: Sulla temperatura del cervello. Annali di clinica medica e di medicina sperimentale. 1926. Neue Serie, Bd. XVI, S. 361.

8) Angelo Mosso: Die Temperatur des Gehirns. Leipzig 1894.

9) Jules Soury: Système nerveux central. Structure et fonction. Paris 1899.

10) Hans Winterstein: Stoffwechsel des Zentralnervensystems. In Band IX des Handbuches der normalen und pathologischen Physiologie: Allgemeine Physiologie der Nerven und des Zentralnervensystems. Berlin 1929, S. 604.

Der Entropiesatz und der Todestrieb

Von

Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg

Berlin Berlin

In der psychoanalytischen Trieblehre nimmt der Todestrieb eine eigenartige Stellung ein. Während ein Teil der Psychoanalytiker meint, ihn völlig entbehren zu können, operieren andere mit ihm, wie mit einem Stück Theorie, das auf gesicherter klinischer Erfahrung aufgebaut ist. Freud betont immer wieder den spekulativen Charakter des Todestriebes[1] und will die Einführung von Todestrieb und Erostrieb durchaus anders bewertet wissen, als seine übrigen Aufstellungen zur Libidotheorie. Die Libidotheorie erhält nach Freuds Meinung durch den Todestrieb ein spekulatives Moment, weil Freud hier über die Grenzen der psychologisch-psychoanalytischen Methode hinausgeht, indem Todestrieb und Eros biologische Tatbestände, ja allgemeines Naturverhalten (Stabilitätsprinzip) erfassen wollen. Manche Unsicherheiten, Verwirrungen und Irrtümer rühren daher, daß die verschiedenen Bedeutungen, die so das gleiche Wort Trieb erhält, nicht immer genügend auseinandergehalten werden [*1*].

Psychologisch, das heißt als konkrete Kräfte innerhalb der Person (Es, Ich und Über-Ich) unterscheidet Freud bekanntlich „Sexualtrieb" und „Destruktionstrieb". Diesen stehen „spekulativ"-biologisch „Eros und Todestrieb" gegenüber, die nicht Kräfte in der Person meinen, sondern das allgemeinste Verhalten der lebenden Substanz charakterisieren wollen. Sie sind Prinzipe, oder, wenn man will, Naturgewalten, aber nicht Triebe im engeren Sinn des Wortes. „Todestrieb" bezeichnet die Tatsache, daß alles Lebende

1) Nicht nur in „Jenseits des Lustprinzips" [*11*], sondern auch z. B. *12*, S. 385 und S. 387; *13*, S. 170; *14*, S. 222; *15*, S. 91.

von begrenzter Dauer ist, Anfang und Ende hat, und stellt den Lebenslauf als Wiederherstellung des leblosen Zustandes, aus dem das Leben hervorgegangen ist, dar. „Eros" bezeichnet die stete Verlängerung des Lebens durch die Tatsache der Fortpflanzung und die Zusammenballung immer größerer organischer Massen zu immer komplizierteren Einheiten.

Diese klare, von Freud oft hervorgehobene Unterscheidung des „spekulativen" (biologischen) und des psychologischen Gesichtspunktes, konnte dennoch zu Mißverständnissen führen, weil Freud bemüht ist, diese Scheidung durch einen grundlegenden Gedanken wieder aufzuheben. Freud sucht die Verbindung zwischen den beiden Trieben (Sexualtrieb und Destruktionstrieb) und den außerpsychischen Naturgewalten Eros und Todestrieb. Er sucht die Entsprechungen für diese beiden im Ich, und findet den Sexualtrieb als den im Ich wirkenden Eros und den Destruktionstrieb als den im Ich wirkenden Todestrieb. Tatsächlich ist dieser Gedanke der eigentlich theoretische und er ist es auch, der einerseits Verwerfung als leere Spekulation erfährt, der anderesreits unkritisch wie ein bewiesenes Faktum verwendet wird.

Der Entscheid, ob Freud eine nichts besagende Analogie spekulativ mißbraucht, oder ob er eine neue naturwissenschaftliche Theorie in Biologie und Psychologie eingeführt hat, ist um so dringender, als Freud die psychoanalytischen Grenzen nicht nur in die Biologie hin, sondern auch in die Physik überschritten hat,[1] indem er nachdrücklich betont, daß er den Todestrieb mit dem allgemeinen Stabilitätsprinzip in der Natur identifiziere [*11*].

Für unsere theoretisch-psychologischen Bemühungen um Energie und Trieb wird dieser Entscheid insbesondere wichtig. Wir möchten ein Kriterium hierfür aus der naturwissenschaftlichen Methodologie übernehmen und meinen: Ähnlichkeiten zwischen physikalischen, biologischen, psychischen Prozessen dürfen als mehr denn bloße Analogie gewertet werden, wenn sie sich als spezielle Fälle eines umfassenderen Naturgesetzes erweisen lassen.

Freud versteht den Todestrieb ausdrücklich als speziellen, biologischen Fall des Stabilitätsprinzipes [*11*]. Das Lustprinzip, das im Dienste des Todestriebes steht, wäre der psychologische spezielle Fall des Stabilitätsprinzips. Die Gegner von Freuds Todestrieblehre, die Mystik und Religion in der Schrift „Jenseits des Lustprinzips" wittern, haben dies völlig übersehen. Die Verbindung physikalischer, biologischer, physiologischer und psychologischer Fakten und Gesetzmäßigkeiten ist weder unzulässig noch „unwissenschaftlich", noch gar sinnlos. Es kommt ganz und gar darauf an, ob der

1) Neuestens auch nach der Kulturwissenschaft hin [*15*].

Nachweis eines bisher unbekannten speziellen Falls für ein allgemeineres Gesetz konkret glückt. Aber Bemühungen, die diese Richtung einhalten, verdienen keineswegs Entwertung als spekulativ oder als *a priori* methodologisch unzulässig.

Wie sehr die Freudsche Konzeption von bloßer physikalisch-psychologischer Analogisierung entfernt ist, zeigt eben das bedeutsame Stück der Freudschen Todestrieblehre, das das Lustprinzip als Spezialfall des Todestriebes hinstellt, als den Todestrieb auf der Systemhöhe Person erkennt, würden wir sagen. Das Außerordentliche dieser Aufstellung ist ja gerade, daß sie augenscheinliche Gegensätze, nicht Analoga, unifiziert. Selbstbeobachtung, naive Auffassung und Wertung vermögen Tod und Lust nur als unversöhnliche Gegensätze zu sehen. Freud behauptet einen verborgenen Funktionszusammenhang der beiden anscheinend völlig heteronomen Sphären.

Daß Freud den Nachweis dafür erbracht hätte, kann freilich nicht behauptet werden. Aber es ist auch keineswegs Freuds Absicht, die paradoxe und befremdliche Theorie bloß dogmatisch zu verkünden, sondern er entwickelt sie als echte Arbeitshypothese mit den Sätzen: „Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestriebe zu stehen . . . hieran knüpfen sich ungezählte andere Fragen, deren Beantwortung jetzt nicht möglich ist. Man muß geduldig sein und auf weitere Mittel und Anlässe zu Forschung warten" [*11*, S. 257].

Es sei versucht zu prüfen, ob die Vorstellungen vom Systemdual und seinen Energien, die wir entwickelten [*3*, *4*, *5*], ein geeignetes Mittel sind, die Freudschen Gedanken in einigen Punkten zu belegen.

Das Stabilitätsprinzip, von dem Freud ausgeht, scheint uns aber keine genügend präzise und konkrete Formulierung der Tatbestände zu sein, die es meint. In der modernsten Fassung, der Petzoldschen, lautet dieses Prinzip: „Jedes sich selbst überlassene, in Entwicklung begriffene System, mündet schließlich in einen mehr oder weniger vollkommenen Dauerzustand aus, oder doch in einen Zustand, der in sich selbst entweder überhaupt keine Bedingungen für eine weitere Änderung mehr trägt oder solche wenigstens eine geraume Zeit hindurch nur noch in geringfügigem Maße enthält" [*16*, S. 241]. Ob man nun diese oder die sehr ähnliche Fechnersche oder Spencersche Formulierung zugrunde legt [*6*] — das Stabilitätsprinzip sagt eigentlich nicht mehr, als daß alle Bewegung oder auch alle Änderung von begrenzter Dauer ist; womit, unbeschadet eines vielleicht vorhandenen philosophischen Gehalts, kaum ein

belangvoller Fortschritt über das naive Wissen hinaus gegeben ist. Es wird auch nichts gewonnen, wenn der Ruhezustand als Tod analogisiert wird und das Prinzip dann lautet, alles Bewegte führe zum Tod. Noch mehr verringert den Wert des Prinzips die Überlegung, daß Bewegung und Ruhe, Leben und Tod Begriffe von relativer Bedeutung sind, die immer nur mit Bezug auf ein bestimmtes System im Vergleich zu anderen Systemen oder für eine bestimmte Systemhöhe faßbar sind. So bedeutet die „makrokosmische" Ruhe eines eben zur Erde gefallenen Steines intensivierte Bewegungen „mikrokosmischer" Natur (Wärmebewegung der Moleküle), so bedeutet der Ruhezustand des schlafenden Menschen Ruhe im System Person, aber intensivierte Tätigkeit (Wachstum) der integrierten Systeme Zelle. Ruhe und Bewegung, Leben und Tod können überhaupt nur durcheinander definiert werden, d. h. sie sind dialektische Gegensätze. Solange wir allgemeinste Verhaltensweisen aus ihnen deduzieren, verbleiben wir auf dem Boden der Philosophie.

Prägnant und konkret sind die vom Stabilitätsprinzip gemeinten Tatsachen in der Energielehre formuliert. Ob die Energietheorie den Inhalt des Stabilitätsprinzips physikalisch erschöpft, bleibe unerörtert. Wir beschränken uns auf die Energielehre, weil sie theoretisch weit genug gediehen ist und weil sie für unsere psychoanalytische Fragestellung zu allererst in Betracht kommt. Die Energielehre erfaßt Quantität und Richtung jener Veränderungen, von denen das Stabilitätsprinzip spricht, und formuliert eindeutig jenen Zustand, der in der Sprache des Stabilitätsprinzips unbestimmt Ruhe oder Tod heißt. Der zweite Hauptsatz der Energielehre besagt, daß die Gesamtheit physikalischer Vorgänge in einem abgeschlossenen System eine bestimmte Richtung innehält, nämlich auf Ausgleich der Intensitätsdifferenzen der Energien des Systems; es wird ein Zustand angestrebt, in dem keine Intensitätsdifferenzen mehr bestehen, in dem also auch keine Bewegung mehr durch endosysteme Faktoren allein bewirkt werden kann. Da nur bei dem Ausgleich von Temperaturdifferenzen solche endgültige Entwertung eintritt (bei dem Ausgleich mechanischer Intensitätsdifferenzen treten Schwingungen auf, die im Prozeß des Ausgleiches neue Intensitätsdifferenzen schaffen), bedeutet die Aussage des zweiten Hauptsatzes, daß dieser maximale Ruhezustand nur eintreten kann, wenn alle Energien sich in Wärme verwandelt haben.

Dieser Zustand, zu dem jedes geschlossene System (also vielleicht das ganze Universum) tendiert, enthält maximale Dauerhaftigkeit, denn er muß so lange währen, als die Abgeschlossenheit des Systems (des Univer-

sums) währt. Von einem absoluten Ruhezustand wäre aber auch dabei keine Rede, denn die „mikrokosmischen" Wärmeschwingungen der Moleküle bleiben bestehen. Wegen der makrokosmischen dauernden Starre des Systems in seinem „Endzustand" hat man ihn mit dem Tod analogisiert und „Wärmetod" genannt. Ein präziserer Ausdruck ist „der wahrscheinlichere Zustand" (Boltzmann), dessen Maß Entropie heißt. Wir wollen in der Folge diesen zweiten Hauptsatz der Energielehre nicht völlig genau, aber kurz Entropiesatz nennen und von der Entropiegesetzlichkeit oder dem Entropiestreben sprechen.

An den „Wärmetod" haben interessante philosophische Diskussionen angeknüpft mit dem Bemühen, seine Vermeidbarkeit zu erweisen, oder wenigstens die Möglichkeit offen zu lassen, daß der Wärmetod nicht auch den Tod des Lebenden zur Folge habe. In geistreicher Weise hat Stern [*19, 20*] hiefür das Fechnersche Gesetz herangezogen, das die denkbar günstigste Einrichtung für Organismen sei, die sich trotz stetig abnehmender Intensitätsdifferenzen in ihrer Umwelt erhalten wollen. Durch die Fechnersche Gesetzlichkeit werden die Organismen nicht von der absoluten, sondern von der relativen Größe der Intensitätsdifferenzen abhängig; ihre Existenz bleibt also bis an den Nullpunkt möglich. Den wichtigsten Versuch neuerer Zeit, das Problem anzugreifen, hat Nernst [*18*] unternommen, indem er mit Hilfe neuer physikalischer Erkenntnisse die Anwendung des Entropiegesetzes auf das Universum als unstatthaft zu erweisen sucht. Für uns erübrigt sich diese Diskussion, da wir es ausschließlich mit Systemen zu tun haben, die zeitlich und räumlich endlich sind. Für diese aber gilt der dritte Hauptsatz der Thermodynamik, das Nernstsche Theorem, nach dem es nicht möglich ist, in endlichen Systemen den Nullpunkt zu erreichen; zwar kann in einem konkreten System alle Energieintensitätsdifferenz ausgeglichen werden, so daß in ihm nur mehr Wärmeenergie vorhanden ist, aber es ist durch keinen exosystemen Einfluß möglich, diese Energie dem System gänzlich zu entziehen, also seine Temperatur auf den absoluten Nullpunkt zu bringen: „makrokosmisch" ist demnach „absolute" Ruhe erreichbar, aber mit ihr ist eine entsprechende Erhöhung „mikrokosmischer" (molekularer) Bewegung verbunden, und diese kann nie völlig vernichtet werden. Absolute Ruhe ist unerreichbar.

Die Diskussion des Todestriebes geht statt vom Stabilitätsprinzip fruchtbarer vom Entropiesatz aus. Es wäre zunächst zu fragen, ob der Todestrieb als spezieller Fall des Entropiesatzes im Bereiche des organischen Geschehens aufgefaßt werden kann.

Daß Freuds Gedankengänge in diese Richtung gehen, braucht an dieser Stelle nicht belegt zu werden; es will aber betont sein, daß selbst ein Nachweis der Identität von Entropiesatz und Todestrieb, von Tod und „Wahrscheinlichem Zustand" die Freudschen Gedankengänge nicht erschöpfte. Denn eine bedeutsame Rolle spielt der historische Charakter aller Triebe auch für den Todestrieb, den Freud geradezu als Streben des Organischen zum früheren Zustand des Leblosen zurückzukehren, deutet. Von diesem historischen Moment muß bei der energetischen Betrachtung abgesehen werden. Die neuerliche ausdrückliche Betonung dieser Selbstverständlichkeit möchte uns vor der Verwechslung mit Ostwaldscher oder ähnlicher Naturphilosophie und vor dem Vorwurf schützen, wir ersetzten Psychologie durch Physik.

Den geforderten Nachweis können wir freilich auch in diesen Grenzen nicht erbringen, weil die heutige Biologie und Physiologie über die ersten Ansätze einer Energetik des Lebensprozesses noch nicht hinaus sind. Immerhin steht fest, daß die Lebensvorgänge stationäre Prozesse sind. Für solche ist bezeichnend, daß bestimmte Bedingungen innerhalb des Systems einen Kreislauf der Energieverwandlung erzwingen, so daß die Ausgangsphase immer wieder erreicht wird. Solange die exosystheme Energiezufuhr gesichert ist, und solange die Bedingungen im System, die den Kreislauf verursachen, unverändert bleiben, dauert das stationäre System. Der „Tod" ereignet sich nur als Betriebsunfall. Tatsächlich geht die Auffassung vieler Biologen in diese Richtung. Durch die Lebensprozesse selbst (abgesehen von traumatischen Schäden) wird eine fortschreitende Verschlechterung der „Maschine" bewirkt, die beim Anwachsen der sogenannten nekrobiotischen Prozesse zu einer gewissen Höhe, die endgültige Schädigung der Kreislaufbedingungen, den Tod, zur Folge hat. „Der Tod entwickelt sich aus dem Leben" [Verworn, *20*, S. 160]. Der Tod wäre gewissermaßen ein Betriebsunfall, der von Geburt an langer Hand durch die Unzulänglichkeiten des Betriebes vorbereitet wird. Er ist unvermeidlich, weil die Kreislaufbedingungen sehr kompliziert sind, die Rationalität der Maschine recht schlecht ist; er wäre aber prinzipiell bloß Unfall, Unzulänglichkeit.

Der „Tod als Ereignis", wie Ehrenberg [*8*, S. 29] sagt, der einmalige Vorgang des Sterbens des Individuums geschähe demnach nicht im Dienste der Entropie. „Der Tod ist so wenig wie die Unterbrechung eines elektrischen Stromes ein energieliefernder Vorgang." [*8*, S. 29 f.] Man muß dagegen darauf hinweisen, daß die Folge des Todes der Zerfall des Systems ist, d. h. daß beträchtliche Intensitätsdifferenzen zwischen System und Umwelt ent-

stehen, die während des Lebens, eben durch das Leben, kompensiert wurden. Allerdings hat der Zerfall nach einer gewissen Zeit den endlichen Ausgleich dieser während des Lebens kompensierten Differenzen zur Folge, den das Leben verhinderte. Diese Widersprüche klären sich bei der Verwendung unseres Begriffs von der Person als Systemdual. Wir unterscheiden die Vorgänge in den Zellen von den Vorgängen im System Person. Der Tod ist ein Ereignis, das das System Person betrifft. Der Tod zerstört die regulierende Funktion des Systems Person, an die die Existenz der Zellen unzertrennlich gebunden ist, die nun zerfallen. Dadurch wird freilich die Erreichung des Gleichgewichts in dem System Zellen selbst beschleunigt, die aus den Lebens-Gesetzmäßigkeiten in die physikalischen übergehen. Für das System Zelle bedeutet der Tod seines übergeordneten Systems beschleunigten Ausgleich; der Tod des Systems Person steht, könnte man vorläufig sagen, „im Dienste der Entropie" der Zellen. Für die Entropie des Systems Person (für die Größe seines Potentials = Intensitätsdifferenz zwischen Zentralapparat und Körper) kann dem Tod aus dem Grunde keine konkrete Bedeutung beigemessen werden, weil durch den Tod gerade die Beziehung zwischen den Teilen des Systemduals aufgehoben worden ist.[1] Das System Person führt die gemeinsame Energierechnung für die Zellen, und ist bemüht, seine „Energiebilanz" im Gleichgewicht zu halten. Im Augenblick des Todes des Systems wird die Frage gegenstandslos, ob seine Buchführung stimmt, denn es gibt keine mehr. Die Zellen reißen die Barbestände an sich und jede führt ihr eigenes Buch, das der Physiker nun auf seine Energiebilanz prüfen kann. Die Frage kann also nicht sein, ob der Tod des Systems Person eine Entropievergrößerung des Systems Person bedeutet,[2] sondern ob das Leben des Systems Person diese Entropie vergrößernde Funktion hat.

Soll der Todestrieb als Trieb nach dem Ereignis „Tod eines Individuums" aufgefaßt werden, so wäre er nicht als spezieller organischer Fall des Entropie-Satzes zu verstehen, sondern ist, was übrigens auch Freuds Meinung ist, historisch, wie jeder echte Trieb, determiniert.

Dennoch läßt sich für das lebende Organische der Satz „Ziel alles Lebens ist der Tod" bei entsprechender Definition der Begriffe, energetisch sehr wohl rechtfertigen. Erfreulicherweise kann hier ein Biologe referiert werden:

1) Dasselbe scheint übrigens auch für das lebende System Zelle zu gelten, das ja gleichfalls ein Systemdual (von Plasma und Kern) niedrigerer Ordnung ist, dessen Tod durch die Kariolyse einsetzt.

2) Eine Beobachtung Criles [*4*, S. 536] scheint sogar auf das Gegenteil hinzudeuten, indem nach dem Tode die elektrische Potentialdifferenz zwischen Gehirn und Körper, die bei dem Ereignis den Wert O hatte, postmortal wieder ansteigt.

Auf dem Gedanken der Irreversibilität der elementaren Lebensvorgänge baut Ehrenberg eine theoretische Biologie auf. Das Leben besteht in dem kontinuierlichen Prozeß der Strukturierung, des Wachstums von Substanz auf Kosten der Flüssigkeit, besteht im Verbrauch von Energieintensitäten zum Aufbau von Substanz, aus der keine Arbeit mehr gewonnen werden kann, die teils auf dem Körper ausgeschieden, teils in ihm, als Zellkernstruktur, als Apparatstruktur, niedergeschlagen wird. Die Struktursubstanz (der Kern der Zelle z. B.) bestimmt Geschwindigkeit, Intensität usw. der weiteren Lebensabläufe. Leben ist dieser Umsatz, dieses Substanz-Schaffen, dies Tod-Werden. Was wir das Leben eines Individuums nennen, ist die Integration zahlloser elementarer Lebensvorgänge (Biorrheusen) zu einer durch die Strukturen, die die Lebensvorgänge schaffen, bestimmten Einheit. Jeder einzelne elementare Lebensvorgang führt zur irreversiblen Bindung der Energien in Struktur, zum „Tod". Das Leben des Individuums tendiert auf die Erfüllung seines „Vitalraumes" mit Struktur; es ist in seiner Intensität und Dauer vom Gefälle zwischen dem „Vitalraum" und dessen Strukturerfülltheit bestimmt. An beliebiger Stelle vor dem — wohl nie erreichbaren — Ende kann das „Ereignis Tod" den Prozeß Leben-Tod zum Stillstand bringen [*6*].

Wenn Freud dem Organischen die Tendenz zuschreibt, nach stabilen Zuständen zu streben, dauernde Ruhezustände zu erreichen, und den Exekutor dieser Tendenz Todestrieb nennt, so scheint die Erwartung nicht unberechtigt, daß die fortschreitende Biologie und Physiologie den strengen Beweis erbringen wird, daß diese Tendenz der spezielle Fall des Entropiesatzes für organische Systeme ist. Der Todestrieb (in dieser seiner biologisch-theoretischen Bedeutung) ist, vom historischen Moment abgesehen, energietheoretisch als wissenschaftliche und nicht bloß spekulative Aufstellung rechtfertigbar. Das Wort Tod freilich ebenso wie das Wort Trieb drängen gerade die historischen Momente am Systemverhalten in den Vordergrund und eröffnen leicht Möglichkeiten zu Mißverständnissen. Es würde sich darum empfehlen, dieser Deutung des Todestriebes, durchaus im Sinne Freuds, den Namen Nirwanaprinzip zu reservieren [*10*, S. 375].

Auch der Versuch, nun das Lustprinzip als den psychologischen Spezialfall des Entropiesatzes zu verstehen, muß vorläufig bei einem ersten theoretischen Ansatz stehen bleiben. Allerdings ist diese Frage grundsätzlich innerhalb der psychoanalytischen Psychologie zum exakten Beweis zu bringen, falls es gelänge, Methoden zur Messung der Libido bis zur genügenden Brauchbarkeit zu entwickeln. Freud hat immer wieder gezeigt,

daß die Fragen des Lustprinzips quantitative sind und hat sie als eigenen ökonomischen Gesichtspunkt gewürdigt. Freud stellt die ökonomische Hypothese auf, Lust sei das Erlebnis der Abnahme von Erregungsgrößen innerhalb des Psychischen, Unlust das Erlebnis ihrer Zunahme. Freud läßt nicht unberücksichtigt, daß hierbei nicht die absoluten Quantitäten entscheiden und möglicherweise auch Qualitäten der Spannung wirksam sind [*12*, S. 375]. Wenn sich diese Erregungs- und Spannungsgrößen experimentell als Energiegrößen erwiesen, wäre der Beweis möglich, daß die Regulierung des entscheidenden Anteils alles Verhaltens der Person im Sinne des Entropiesatzes geschieht.

Unser erster Versuch zur experimentell fundierten libidometrischen Berechnung [*5*] spricht entschieden für die Freudsche Lusttheorie, falls man sich bei der Diskussion vor vagen Analogien hütet. Unser Befund besagt, daß im Ruhezustand (Schlaf) das Potential der Person wächst. Die Ruhe ist demnach keine Entropievermehrung, sondern im Gegenteil steigen die Intensitätsdifferenzen nicht unbeträchtlich. Wollte man Ruhe mit „Entropie" analogisieren, so ergäbe sich ein für die psychoanalytische Trieblehre ungünstiges Resultat. Aber der Ruhezustand des Systems Person darf nicht wegen des Phänomens Ruhe als ein physikalischer Ausgleichszustand aufgefaßt werden. Im Schlaf ist offenbar das System Person zu beträchtlichem Teil ausgeschaltet. Mit dem Erwachen und bei motorischen Aktionen, die vom System Person reguliert werden, verringert sich das Potential augenblicklich. Unter Festhaltung des Gedankens, daß die Person ein übergeordnetes System ist, darf man formulieren, daß die Funktion des Systems Person die Verringerung und Niedrigerhaltung des Potentials ist, das ansteigt, sowie die Person ausgeschaltet ist. Die Ausschaltung des Systems Person (Ruhezustand) schafft eine Energiesituation, die dem Entropiesatz entgegen ist, die Funktion des Systems steht also im „Dienste der Entropie".

In einer der Schlafkurven nach Mosso [*5*, S. 180] zeigt sich bei unruhigem Schlaf, beim Sprechen im Schlaf usw. je Abnahme der Temperaturdifferenz (nach unserer Auffassung eines Faktors des Potentials). Die Vermutung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß der Potentialabnahme während des Ruhezustandes das Träumen entspricht. Der Traum ist eine teilweise Wiedereinschaltung des Systems Person mit der Funktion, den Schlaf zu hüten. Ohne künftigen Experimenten vorzugreifen, könnte hierin eine weitere Bestätigung für die entropievergrößernde Wirksamkeit des Systems Person liegen. Wir gelangen so zu der Vorstellung, die mit den Ergebnissen der Schlafbiologie und -physiologie, wenn auch nicht mit deren Theorien, gut

übereinstimmt, daß aus dem lebhaften Stoffwechsel der Zellen während des Schlafes sich ein ansehnliches Maß von Potentialdifferenz ansammelt, das nach Herabsetzung drängt. Die Person erwacht, die Energien werden personiert [*4*] und durch die psychischen Arbeitsleistungen während des Wachseins verringert. Das spontane Erwachen geschähe geradezu, weil das Potential zu groß geworden ist.

In der Tat zeigen die Schlafkurven und Narkosekurven [*5*, S 181], daß mit dem Erwachen das Potential abzunehmen beginnt. Das teilweise Erwachen, das Träumen mit seiner Erniedrigung des Potentials wäre auch von hier aus als „Hüter des Schlafes" zu verstehen.

Das wache, ausgeruhte System besitzt einen großen Vorrat an Potential, das erschöpfte System ein Minimum. Die offenbare Aufzehrung des Potentials durch die Leistungen des Systems Person scheint auf den ersten Blick eine energetisch fast selbstverständliche Sache zu sein. Denn Arbeitsleistungen verbrauchen Energie. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, daß während des Wachseins eine ständige Energiezufuhr in das System Person statt hat, z. B. durch die Wahrnehmung, wenn wir daran erinnern, daß eine Anzahl Überlegungen uns genötigt haben, die Muskelleistungen nicht einfach als Verbrauch der Energien des Systems Person aufzufassen (vielmehr steigt gleichzeitig ein Anteil der Energien im System Person durch die Muskelarbeit) [*4*, S. 112], dann erhebt sich die Frage, in welcher Weise die potentialverringernde Funktion des Systems Person sich durchsetzt. Das wache, ausgeruhte Individuum zeigt lebhafte Zuwendung zu den Reizen und Objekten der Umwelt, wird von Reizhunger getrieben, dessen Befriedigung Lust birgt. Ein Verhalten, das insbesondere für die Sexualtriebe als Objektzugewandtheit, als Bindung an Objekte charakteristisch ist, das aber auch im Bereich des Destruktionstriebs nachweisbar ist. Die Zuwendung zu den Objekten hat zur Folge, daß Energiezufuhren in das System stattfinden, die um so widersinniger zu sein scheinen, als eben das ausgeruhte System ein sehr hohes Potential besitzt, während das schläfrige mit niedrigem Potential sich den Reizen verschließt. Zunächst scheint dies Faktum des Reizhungers einer Tendenz des Systems Person, die „Erregungssumme" möglichst niedrig zu erhalten, strikt zu widersprechen. Wir stoßen hier in psychologischer Fassung auf dasselbe Problem, das die Lebenstriebe dem Nirwanaprinzip bieten.[1]

1) Der Versuch, das Problem des Reizhungers und der Reizlust in Übereinstimmung mit dem Nirwanaprinzip zu lösen, den Bernfeld [*1*] unternommen hat, erfährt durch die folgenden Ausführungen eine präzisierende Modifikation.

Liegt hier wirklich ein Widerspruch zum Entropiesatz vor, so muß er aus den Maschinenbedingungen des Systems Person verständlich und als letztlich bloß scheinbarer auflösbar sein. Im thermodynamisch-osmotischen Modell des Systemduals Person [*4*, S. 82] entsteht die Potentialdifferenz zwischen Kugel (Zentralapparat) und Zylinder (System Zelle gleich „Körper") dadurch, daß die Kugel eine niedrigere Ausgangstemperatur hat als der Zylinder. Der autonome Temperaturausgleich ist durch die Bedingung verhindert, daß die Temperatur des Zylinders stets konstant erhalten werde. Die anscheinend einfachste Möglichkeit ein Minimum des Potentials — der Temperaturdifferenz — am Modell zu sichern, wäre die Verhinderung neuer Energiezufuhr in den Zylinder von außen her. Dies entspricht der naheliegenden psychologischen Vorstellung, daß durch die Vermeidung von Reizen, durch narzißtische Abschließung, das „Erregungsniveau" niedrig gehalten wird. Durch die Abschließung kann aber nur im Modell, jedoch nicht im lebenden Organismus das Potential erhalten werden, denn im lebenden Organismus wird das Potential endosystem erhöht. Potentialverringerung kann an dem Modell nur durch Zufuhr neuer Energie in den Zylinder geschehen, die nach den Maschinenbedingungen an die Kugel abgeführt werden muß, so deren Temperatur erhöht und damit die Temperaturdifferenz zwischen Zylinder und Kugel — das Potential — verringert. Diese Funktionsweise des Modells entspricht genau dem anscheinend so paradoxen Verhalten des Systems Person. Nur durch Zufuhr von Energie in das System kann sein Potential verringert werden. Die Zufuhr geschieht durch wache psychische Leistungen und ist durch das psychische Phänomen des Reizhungers gewährleistet. Die der Außenwelt zugewendete Libido, alle Aktionen der Selbsterhaltung und ein guter Teil der Handlungen des Destruktionstriebes, erfüllen energetisch die Funktion des Abbaus der Intensitätsdifferenz im System Person, der Herabsetzung seines Potentials; also die Funktion des Entropiewachstums des Systems Person. Für die energetische Betrachtung trifft Freuds Auffassung, daß die Lebenstriebe die Todesbahn sichern, genauestens zu. Das Lustprinzip ist der allgemeinste, bewußte Regulator des Verhaltens der Person. In seiner Funktion, Unlust zu vermeiden, Lust aufzusuchen, in seiner modifizierten Entwicklungsform als Realitätsprinzip, vollzieht es die Herabminderung des Potentials im Sinne des Entropiesatzes. Das Lustprinzip erhöht zu Werten, zu Lustwerten, zu Lebenswerten jene Objekte, Handlungen und Affekte, die energetisch Abläufe in der Richtung der Entropiesteigerung des Systems Person sind. Ist die optimale Entropiegröße erreicht, nach Erfüllung seiner Aufgabe,

„geht das System beruhigt schlafen", seine Funktion setzt aus. Ohne seine energieentwertende Arbeit steigt aber das Potential bald wieder zu einer Größe an, die das System Person zu neuer Arbeit weckt.

Wenn so die Lusterlebnisse an Herabminderung des Potentials gebunden sind und wenn diese sich, man möchte sagen, als physikalische Gewalt durchsetzt, so erhebt sich eigentlich die Frage, wie es überhaupt zu Unlusterlebnissen kommt oder zu anderen als ganz kurzen initialen Unlustspannungen, die alsbald lustvoll abgeglichen werden?

Es liegt, nach Fechner-Freud, nahe, den Unlusterlebnissen Vorgänge im System Person zuzuordnen, die den Lustbedingungen entgegengesetzt sind, also anzunehmen, Unlust trete dann auf, wenn das Potential des Systems Person zunimmt. Welches sind die Bedingungen im Systemdual, unter denen solche andauernde Zunahme des Potentials, entgegen der „natürlichen Richtung" der Naturvorgänge, eintreten kann?

Bei der Besprechung der Wahrnehmung haben wir zu zeigen versucht [*4*, S. 80 und S. 88 f.], wie durch die Wirkung der Intensitäten der Umwelt, Energien dem System Person zugeführt werden, und wie durch Personierung dieser Energie das Potential verringert wird. Die zugeführte Energie gelangt durch die Sinnesorgane in den Zentralapparat. Durch diese Abgabe der Energie an den Zentralapparat, durch ihre Personierung, d. h. durch die Erhöhung des Energieniveaus an dem einen Teil des Systemduals, wird die Abnahme des Potentials erreicht. Andererseits ist diese Abgabe an das Bestehen einer Intensitätsdifferenz zwischen den Zellen und dem Zentralapparat, also an das Vorhandensein des Potentials gebunden. Bei einer weitgehenden Verminderung muß die Bewältigung der Energien, die dem System von der Außenwelt durch die Reize zugeführt werden, auf Schwierigkeiten stoßen. Die zugeführte Energie wird in den Sinnesorganen, im Systemteil Zelle — am Modell: im Zylinder — verbleiben müssen, dessen Intensität erhöhen, also ein Steigen des Potentials herbeiführen. So zeigt sich, daß die Vorstellung vom Systemdual auch eine energetische Deutung der Unlust ermöglicht. Diese ist an Zustände mit geringem Potential gebunden, wie sie bei der Ermüdung, vor dem Einschlafen, angenommen seien: was auch mit der Empirie übereinstimmt, denn diese Zustände sind dadurch ausgezeichnet, daß Reize als unlustvoll erlebt werden, ihre Ursachen — die Objekte — gemieden und ausgeschaltet werden.

Ist das Verhalten der Person bei hohem Potential durch eine Zuwendung zu den Objekten, durch ein libidinöses Begehren nach ihnen ausgezeichnet, so könnte man den Zustand mit minimalem Potential (im Modell Gleichheit

der Temperatur des Zylinders und der Kugel), in dem Reize und Objekte gemieden werden, als Objektflucht, als narzißtisch beschreiben. Reizhunger und Objektflucht wären als zwei wohlunterscheidbare Verhaltensweisen des Systems Person energetisch wohl zu begreifen. Beide streben durch personale Regulation Entropie an, aber unter je verschiedenen Maschinenbedingungen. Die Diskussion des Energiehaushaltes im Systemdual bei geringem Potential gibt Auskunft auf die Frage, die am Schluß unserer zweiten Arbeit [*4*] offen gelassen werden mußte: Unlustvolle Bewußtseinsvorgänge treten dann auf, wenn die Intensitätsvermehrung im Zentralapparat, der Transport der Energien der Zellen zum Zentralapparat, erschwert ist.

Daß also trotz des Lustprinzips und dem physikalischen Entropiestreben, dessen Wächter es ist, das menschliche Leben unter so viel Unlust verläuft, findet seinen Grund in den Bedingungen des Systemduals, die bei gewissem Zustand der Energieverteilung zu vorübergehender Dysfunktion führen. Daß diese Möglichkeit in der Tat so überaus reichlich realisiert wird, hat seinen Grund in all den sozialen und psychologischen Bedingungen und Komplizierungen des natürlichen Geschehensablaufs, über die die Psychoanalyse zureichende Auskunft zu geben vermag. Es sind historische Einwirkungen (ontogenetische, phylogenetische und durch die historisch gewordenen Bedingungen des sozialen Ortes, an dem das Individuum lebt, erzwungene Umwege), die der Person eine große Anzahl jener Handlungen verbieten, welche zu einer lustvollen Abgleichung der Spannungen führen würden. Mit einem Wort, die Triebeinschränkungen, die Realität und Über-Ich dem System Person auferlegen, sind die Quelle der überaus häufigen und der andauernden Unlustzustände.

Sehr wahrscheinlich ist, daß konstitutionelle Faktoren, also ungewöhnliche Maschinenbedingungen, physiologische Erschwernisse für den Ausgleich der Potentialdifferenz (demnach Chance zu übermäßiger Unlustentwicklung) stiften; oder die Potentialdifferenz dauernd sehr niedrig erhalten, und so das betroffene Individuum reizflüchtig, reizüberempfindlich, apathisch und narzißtisch abgeschlossen machen. Es wäre vor allem zu erwarten, daß hierbei pathologische Struktur des Zentralapparats bedeutsam beteiligt ist (wobei unter Struktur die Energiekapazität in beiden Bedeutungen des Wortes verstanden sei [*4*, S. 88 ff.]).

Es scheint uns, soweit hierüber vor experimentell psychoanalytischer Arbeit eine Aussage möglich ist, sehr wohl denkbar, das Lustprinzip als speziellen Fall des Entropiesatzes auf der Systemhöhe der Person zu erweisen.

Die Aufgabe, die dieser Arbeit gesetzt ist, kann aber damit noch nicht erledigt sein, denn der Gedankengang Freuds, den wir bisher ausschließlich verfolgten, hat in der psychoanalytischen Diskussion wenig Beachtung gefunden. Wenn vom Todestrieb geredet wird, stehen eine ganze Reihe anderer Elemente der Freudschen Konstruktion im Vordergrund. Vor allem das Sterben als Ereignis. Man kann gelegentlich bei psychoanalytischen Autoren die Auffassung finden, als wäre das frühe Hinsterben von Kindern oder auch von Erwachsenen eine Äußerung ihres Todestriebes (z. B. Ferenczi, *9*). Wobei der Natur der Sache nach diese Meinung klinisch nicht belegbar ist, da es ja zum Wesen des Todestriebes gehört, unauffällig oder völlig unauffindbar zu sein. Vom energetisch-ökonomischen Gesichtspunkt aus kann die Berechtigung dieser Hypothese nicht entschieden werden. Hingegen sei darauf hingewiesen, daß jedenfalls das Sterben, wie wir oben ausführten, kein energetisch faßbarer Begriff ist, und biologisch wohl als Triebziel im eigentlichen Sinn des Wortes nicht aufgestellt werden kann. Daß Sterben und Tod auch kein Triebziel des Es sein können, hat Freud wiederholt betont. Es könnte sich also nur um ein Ich-Ziel oder um eine Über-Ich-Forderung handeln. Jedoch sei gerne zugegeben, daß anhaltend fehlendes Geliebtwerden, dauernde Unbefriedigung und Unlust für die Funktionskraft des Systems Person schädlich sein können. Beim Selbstmord scheint man allerdings geradezu vor einer Äußerung des „Todestriebes“ zu stehen. Die Analyse zeigt freilich immer wieder nichts anderes, als komplizierte libidinöse Situationen, unerbittliche Über-Ich-Ansprüche, Identifizierungen und schließlich Haß gegen das eigene Ich oder den eigenen Körper, dessen Ursprung an Objekten nachweisbar zu sein pflegt. Was am Selbstmord rätselhaft bleibt, die Intensität des Hasses oder andere schwerfaßbare qualitative Eigentümlichkeiten, haben vielleicht mit dem Resultat, der Selbstzerstörung, wenig zu tun. Sie werden, wie der entsprechende Anteil des Sadismus, eher dem Destruktionstrieb als dem Todestrieb (Nirwanaprinzip) zuzuschreiben sein.

Die eigentliche Schwierigkeit bildet in der psychoanalytischen Diskussion aber dieser Destruktionstrieb selbst. Wenn Freud in „Jenseits des Lustprinzips“ den biologisch-spekulativen Todestrieb im Ich als Lustprinzip wiederfindet (worüber wir bisher ausschließlich gesprochen haben), so hat Freud seitdem immer deutlicher eine Identifizierung des Todestriebes mit dem Destruktionstrieb vorgenommen; er verwendet beide Termini füreinander: „Todes- oder Destruktionstrieb.“ Und die Frage wäre, ob diese Identifizierung auch vom energetisch-ökonomischen Gesichtspunkt aus zu recht-

fertigen ist. Die folgende Erörterung zeigt, daß dies nicht möglich ist, wenn der Todestrieb, den Freud mit dem Destruktionstrieb identifiziert, nicht selbst bereits einen anderen Sinn bekommen hat als jener Todestrieb, der in „Jenseits des Lustprinzips" als Spezialfall des Stabilitätsprinzips aufgefaßt wurde. Aus Freuds Schriften der letzten Jahre ist darüber bündiger Entscheid nicht zu gewinnen. Aber es fällt doch auf, daß Freud den Todes- oder Destruktionstrieb ohne biologisch-theoretische Charakterisierung, schon gar nicht in Verbindung mit dem Stabilitätsprinzip, sondern immer nur als psychologische (als dynamische, nicht mehr als ökonomische) Gegebenheit, als Gegenstück zum Sexualtrieb, nicht aber in Beziehung zum Lustprinzip betrachtet. So heißt es z. B.: „Es ist zuzugestehen, daß wir letzteren (den Todestrieb) um so viel schwerer erfassen, gewissermaßen nur als Rückstand hinter dem Eros erraten, und daß er uns sich entzieht, wo er nicht durch die Legierung mit dem Eros verraten wird." [*15*, S. 96.]

Destruktionstrieb und Sexualtrieb sind zwei wohlunterscheidbare Verhaltensweisen der Person gegenüber ihrer Umwelt; sie sind zweifellos als zwei verschiedene Triebe verstehbar. Trieb ist der Drang nach Wiederherstellung einer verlorengegangenen Befriedigungssituation [*11*]. Wenn auch nicht deutlich eine bestimmte Befriedigungssituation angebbar ist, die je einem dieser beiden Triebe ausschließlich zukäme, so ist doch im ganzen die Richtung des Destruktionstriebes die Wiederherstellung der Befriedigungssituation durch Vernichtung der Umwelt und wohl auch durch Abschluß von den Objekten; die Richtung des Sexualtriebes: durch Zuwendung zur Umwelt, durch Festhaltung der Objekte, also durch deren Erhaltung, die Befriedigung zu erreichen. Liebe bezeichnet den einen, Haß bezeichnet den anderen Trieb. Diese beiden Triebe sind gewiß biologischer Natur, aber nicht wie der Todestrieb bloß biologisch-theoretisch, sondern diese beiden wohlunterscheidbaren Verhalten sind auch in der Tierwelt bis zu den Protozoen als konkrete Fakta nachweisbar. Wenn Freud die Bemerkung macht, daß es der Psychoanalyse so merkwürdig schwer wurde, den Destruktionstrieb anzuerkennen [*15*, S. 94], so ist dem Biologen gerade das Destruktionsverhalten, das unbestreitbar gegebene, während Handlungen der Liebe, die nicht mit einem destruktiv gefärbten Sexualtrieb verbunden wären, schwieriger aufzufinden sind. Auch beim Studium der frühesten Kindheit zeigt sich deutlich, daß ursprünglich, in den ersten Lebenswochen, jenes Verhalten, das die Reize der Umwelt ablehnt, sich vor ihnen verschließt, sie „haßt", vorherrschend ist [Bernfeld, *1*]. Wenn allmählich die Umwelt interessant und reizvoll zu werden beginnt, so richtet sich zu-

nächst der Trieb des Säuglings darauf, sich ihrer zu bemächtigen, um sie oral zu vernichten oder wegzuwerfen; schließlich mündet dieser Bemächtigungsdrang in eine aktive, aggressive, destruktive Phase, die der prägenitalen Entwicklung des Kindes einen deutlich sadistischen Charakter gibt. In der „Psychologie des Säuglings“ [*1*] werden alle diese Fakten nach ihrem ursprünglichsten Ziel: die durch die Störungswerte der Umwelt und durch die Hungerreize unterbrochene Schlafruhe wiederherzustellen, als „Ruhetrieb“ unifiziert. „Destruktionstrieb“ bezeichnet aber die spätere Entwicklung sehr viel klarer. Er ist der exquisit konservative Trieb, der die Erhaltung des Schlafzustandes, der narzißtischen Ruhe, intendiert, die Welt als Störung erlebt und behandelt, sich ihr entzieht oder sie vernichtet. Ontogenetisch ist der Destruktionstrieb als Schlafhüter, als Hunger, als Bemächtigungsdrang der ursprünglichere. In Anlehnung an seine Befriedigung erfährt der Säugling die Lust der erogenen Zonen und entwickelt durch Milderung, Einschränkung und Verwandlung der Destruktionstriebhandlungen Zärtlichkeitsäußerungen, libidinöse Objektzugewandtheit.[1]

Beim Studium des Sexualtriebes und des Destruktionstriebes (auch bei der Ausdehnung dieses Studiums auf die Lebewesen überhaupt), bei der Aufzeigung ihrer Unterschiede, ihrer Entstehung, ihrer gegenseitigen Bedingtheiten, der Geschichte ihrer Triebziele, der individuellen und säkularen Entwicklung der Befriedigungsmittel bleiben wir im Reiche des Qualitativen. Es sind Fragestellungen, die Freuds dynamischem Gesichtspunkt zugehören. Wenn auch die Triebe allgemein charakterisierbar sind als auf Befriedigung gerichtet und wenn die Befriedigung auch tatsächlich die Herstellung eines Ruhe- oder Gleichgewichtszustandes ist, und selbst

1) Die sehr enge Beziehung zwischen Narzißmus und Destruktionstrieb, die hier vertreten wird, und die von Bernfeld [*1*] ausführlich dargestellt wird, kann hier nicht näher begründet werden. In der Arbeit über Fascination [2] ist gezeigt worden, wie die Vorstufen libidinöser Identifizierung an die Bedingung der Unterdrückung der motorischen Aktion (Bemächtigung) gebunden sind. — Vielleicht liegt in dieser Richtung die Möglichkeit, zu konkreteren Vorstellungen über die Energie des Todes- oder Destruktionstriebes im Gegensatz zur Libido [*15*, S. 95] zu gelangen. — In der folgenden Bemerkung scheint Freud auf die Verwandtschaft zwischen Narzißmus und Destruktionstrieb und den Prozeß der Verbindung mit der Libido hinzuweisen: „Aber auch wo er ohne sexuelle Absicht auftritt, noch in der blindesten Zerstörungswut läßt sich nicht verkennen, daß seine Befriedigung mit einem außerordentlichen hohen narzißtischen Genuß verknüpft ist, indem sie dem Ich die Erfüllung einer alten Allmacht zeigt. Gemäßigt und gebändigt, gleichsam zielgehemmt muß der Destruktionstrieb, auf die Objekte gerichtet, dem Ich die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und die Herrschaft über die Natur verschaffen“ [*15*, S. 96]. Hierher ist vielleicht auch die Wendung zu rechnen, die Todestriebe wollten Ruhe haben und den Störenfried Eros ... zur Ruhe bringen [*6*, S. 405].

wenn dieser Gleichgewichtszustand der „Entspannung" identifizierbar wäre mit einem physikalischen Gleichgewichtszustand, so handelt es sich dabei doch nur um eine ganz allgemeine Aufstellung, die zur Charakterisierung eines Triebes, zur Unterscheidung von anderen Trieben nicht ausreicht. Die erstrebte Befriedigung (und wäre sie auch physikalisch Entropievermehrung des Systems) ist allemal eine historisch gewordene außerenergetisch mitbedingte, qualitativ bestimmte Situation. Energietheoretisch ist nur ihr quantitativer Aspekt sinnvoll betrachtbar. Das Qualitative und Historische gehört anderen Gesichtspunkten zu. Es wird freilich auch für den energetisch-ökonomischen Standpunkt erfaßbar, soweit es in die Maschinenbedingungen des Systems oder der integrierten Untersysteme eingeht. Dies für den Fall Destruktionstrieb und Sexualtrieb zu prüfen, muß künftigen Forschungen überlassen bleiben.

Doch sei eine Andeutung gewagt. Haben wir doch bei der Ableitung der Unlust aus den Maschinenbedingungen des Systemduals einen Zustand kennengelernt, bei dem durch die energetische Intensitätsverteilung, um das Minimum von Potential zu sichern, die Ausschaltung, Vernichtung der Reizquellen, also der Objekte, notwendig wird. Dies entspräche vielleicht der psychischen Situation, in der Außenweltreize als Störungswerte erlebt werden, die vernichtet werden müssen, wenn sie nicht ignoriert werden können, also dem Destruktionstrieb.

Faßte man alle Aussagen, die Freud über den Todestrieb im Laufe der Zeit, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, bei verschiedenen Anlässen machte, als eine Einheit zusammen, weil sie mit demselben Wort Todestrieb bezeichnet sind, so gelangte man zu einem energetisch widerspruchsvollen Gebilde, indes Freud mit Betrachtungen vom dynamischen und ökonomischen Gesichtspunkt aus wechselt. Für den Destruktionstrieb ist „Todestrieb" ein Synonym, hat als Partner den Sexualtrieb und ist ein dynamischer Begriff der Trieblehre, somit auch zugleich ein historischer, der qualitative Elemente entscheidend mitenthält. Er ist im Ich auffindbar, wie der Sexualtrieb, er erscheint natürlich meistens mit ihm gemischt und bietet vielleicht mehr, aber keine andersartigen, Forschungsprobleme als der Sexualtrieb. Bei seiner Ubiquität hat er biologische Geltung. Als psychophysischer Grenzbegriff, wie der Sexualtrieb, ist er auch physiologischer Betrachtung zugänglich, nicht aber der energetischen.

Etwas „anderes" als Destruktionstrieb ist der Todestrieb nur dann, wenn er als der biopsychische Spezialfall des Stabilitätsprinzips gemeint wird. Physikalisch prägnanter: wenn mit dem Wort Todestrieb das allgemeine

Entropiestreben aller Systeme in der Natur bezeichnet werden soll. Es würde sich empfehlen, solch allgemeines Systemverhalten nicht als Trieb zu bezeichnen; denn diese Terminologie verdunkelt das Problem: welche Funktion die Triebe (Destruktionstrieb und Sexualtrieb) für das allgemeine Systemverhalten, den Ausgleich der Intensitätsdifferenzen haben.

Sollten diese Betrachtungen einen richtigen Kern enthalten, so würde allerdings die Freudsche Konstruktion des Todestriebes die philosophische Schönheit verlieren, die sie so anziehend, aber auch so umstritten macht. Den Gegensätzen Destruktionstrieb und Sexualtrieb stellt nämlich Freud den Gegensatz von Todestrieb und Eros entgegen. In der biologisch-physikalischen Fassung des Todestriebes ist nun für den Eros kein Raum. Die Energielehre kennt keinen Partner, Gegenspieler und Gegenkämpfer gegen die Entropiegesetzlichkeit, wenigstens keinen anderen als die „Maschinenbedingungen", welche gegebenenfalls den Weg zur Entropie verlängern und Umwege erzwingen. Auch die Zusammenfassung immer größerer Substanzmengen zu Einheiten ist nicht die Richtung des physikalischen Geschehens, das vielmehr nicht nur die Zerstreuung der Energie, sondern auch die Zerstreuung der Substanz intendiert. Die philosophisch befriedigende Idee von „Antitodeskräften" ist physikalisch kaum, energietheoretisch gewiß nicht sinnvoll. Der Todestrieb als Systemverhalten hat keinen Eros zur Seite. Eros ist kein allgemeines Systemverhalten, sondern für die organischen Systeme spezifisch. Ebenso wie die Tendenz zur Destruktion kein physikalisches Verhalten der Systeme ist, sondern gleichfalls für die organischen Systeme spezifisch ist. Diese beiden Verhaltensweisen haben im engsten Sinn des Wortes die Dignität des Triebes, der das Verhalten organischer Systeme von den anderen unterscheidet.

Vielleicht hat man den Eindruck, daß diese Gedanken zu einem Monismus tendieren, der dem von Freud streng festgehaltenen Triebdualismus widerspricht. Insbesondere mag sich bei unserer Gleichsetzung von Libido mit freier Energie (Potential der Person) [*4*, S. 104] eine Ähnlichkeit zu dem psychoenergetischen Monismus Jungs, seiner Gleichsetzung von Libido und Energie (Urlibido) aufdrängen. Eine Auseinandersetzung mit Jung sei an dieser Stelle vermieden. Was er Energetik nennt [*17*], hat mit dem physikalischen Begriff der Energie kaum das Wort gemeinsam. Gerade im Interesse der Durchführung des Triebdualismus muß die Einheitlichkeit der Energie und ihre Abgrenzung gegen die Mannigfaltigkeit (Dualismus) der Triebe scharf betont werden. Energie ist eine Maßgröße für die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Es ist also „dieselbe" Energie, die als Libido und

die als Triebkraft des Destruktionstriebs wirkt. Die freie Energie des Systems Person, sein Potential, kann nur, „monistisch“ berechnet, gemessen werden. Das Potential hat auch nur eine Richtung, wie alle Energiebewegung in der Natur, die auf Verringerung. Es liegt an den spezifisch organischen Systembedingungen, daß die Organismen diese eine Richtung auf zwei qualitativ so verschiedenen, phänomenal so entgegengesetzten und bewußt als so inkommensurabel erlebten Wegen verfolgen müssen; psychoanalytisch: als Äußerungen des Destruktions- und Sexualtriebes.

Wir haben versucht, über diese spezifischen Systembedingungen etwas zu erraten: Wenn energetische Prozesse in einem Systemdual unter den Maschinenbedingungen der Osmose so ablaufen, daß eine einheitliche Potentialdifferenz zwischen seinen beiden Systemteilen (Zentralapparat [Gehirn plus Nervensystem] und Zellen [Körper]) entsteht, so drängt die Entropiegesetzlichkeit auf Herabminderung des Potentials. Dies kann, solange das Potential einen gewissen Minimumwert nicht überschreitet, durch Abschluß des Systems von Energiezufuhren aus der Außenwelt erreicht werden. Andernfalls aber nur, indem neue Energiemengen in das System zugeführt werden. Unser physikalisches Modell kann also auf zwei einander entgegengesetzten Wegen zur Erreichung seiner Entropie gelangen. Diese beiden Wege entsprechen dem narzißtisch-destruktiven und dem objektlibidinösen Verhalten. Genauer gesagt, diese beiden Triebverhalten sind in ihrem energetischen Anteil mit den beiden Modellverhalten identisch. So daß bei voller Aufrechterhaltung des Triebdualismus, die Einheitlichkeit der Richtung des physikalischen Geschehens im System besteht. Ja, diese „Zurückführung“ der beiden Triebe auf das sie beide umfassende einheitliche energetische Geschehen, sichert die Freudsche These, daß die beiden Triebsgruppen dynamisch wesensverschieden sind.

Das allgemeine Systemverhalten, das unter dem Namen des Le Chatelierschen Prinzips bekannt ist [3] und das besagt, jedes System setze den Einflüssen der Außenwelt Widerstand entgegen, tendiere also auf „Selbsterhaltung“, ist eine spezielle Formulierung des umfassenderen Entropiesatzes. Es gilt für Systeme im stabilen Gleichgewicht. Das System Person kann sich nicht einfach im Sinne des Prinzips von Le Chatelier verhalten, weil es nur in besonderen Grenzzuständen ein stabiles Gleichgewicht (wenigstens über kurze Zeiträume hin, z. B. im Schlaf) besitzt. In diesen Zuständen besteht das Systemverhalten auch tatsächlich nur in den einfachsten Handlungen des Widerstandes oder der Folgsamkeit, des „Ruhetriebes“ (des Destruktionstriebes). Im allgemeinen aber hat es nicht nur die Aufgabe der

Außenwelt gegenüber zum Energieausgleich zu kommen, der bald zu einem stabilen Zustand führen würde, sondern hat die in seinem Innern entstehenden Energiedifferenzen zu bewältigen und hat daher den komplizierteren Mechanismus des Reizhungers, des libidinösen Verhaltens, der Sexualtriebe, nötig.

Es ergibt sich aus der Hypothese des Systemduals, daß die Dignität des Triebes, als des spezifischen Verhaltens lebender Systeme (osmotischer Systemduale), bloß dem Sexual- und dem Destruktionstrieb zukommt, während der Todestrieb, im Sinne des Nirwanaprinzips, allgemeines Systemverhalten in der Natur ist, (somit auch der sogenannte „Selbsterhaltungstrieb“ [3]), das auf der Systemhöhe Person unter ihren historisch gewordenen Maschinenbedingungen nur durch das Wirken von Destruktions- und Sexualtrieben gesichert wird.

Literaturverzeichnis

1) Siegfried Bernfeld: Psychologie des Säuglings. Wien 1925.

2) Siegfried Bernfeld: Faszination. Imago, 1928, Bd. XIV, S. 76.

3) Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Das Prinzip von Le Chatelier und der Selbsterhaltungstrieb. Imago, 1929, Bd. XV, S. 289.

4) Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Über psychische Energie, Libido und deren Meßbarkeit: Imago, 1930, Bd. XVI, S. 66.

5) Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Über die Temperaturdifferenz zwischen Gehirn und Körper. Imago, 1930, Bd. XVI, S. 173.

6) Cohen-Kysper: Die mechanistischen Grundgesetze des Lebens. Leipzig 1914.

7) Crile, Rowland und Telkes: An interpretation of Excitation, Exhaustion and Death in Terms of Physical Constants. Proceedings of the National Academy of Sciences of U. S. A. 1928, Bd. XIV, S. 532.

8) Rudolf Ehrenberg: Theoretische Biologie vom Standpunkte der Irreversibilität des elementaren Lebensablaufs. Berlin 1923.

9) S. Ferenczi: Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 1929, Bd. XV, S. 149.

10) Freud: Das ökonomische Problem des Masochismus. Ges. Schriften, Bd. V, S. 374.

11) Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 189.

12) Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 353.

13) Freud: Selbstdarstellung. Ges. Schriften, Bd. XI, S. 118.

14) Freud: Psychoanalyse und Libidotheorie. Ges. Schriften, Bd. XI, S. 201.

15) Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Wien 1930.

16) A. Herzberg: Das Stabilitätsprinzip in der modernen Psychologie. Annalen der Philosophie und philosophischen Kritik. 1929, Bd. VIII, S. 238.

17) C. G. Jung: Über die Energetik der Seele. Zürich 1928.

18) Nernst: Das Weltgebäude im Lichte der neueren Forschung. Berlin 1921.

19) L. W. Stern: Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 1903, Bd. CXXI, S. 175.

20) Max Verworn: Allgemeine Physiologie. 6. Auflage. Jena 1915.

Tendenzen des Toten, Todestriebe und Triebe zum Töten

Von

A. J. Westerman Holstijn

Amsterdam

Die im Jahre 1920 von Freud aufgestellte „Spekulation“ über die Todestriebe hat Zustimmung und Bekämpfung erfahren. Obschon Freud selbst nur von Spekulation sprach, beruht diese Theorie auf vielen Tatsachen und Beobachtungen. „Jenseits des Lustprinzips“ enthält viele verschiedene neue Einsichten, Auffassungen und Anregungen zum Weiterdenken. Die dialektische Weise, in welcher Freud den Stoff behandelte, und bald die Antithese zu den eben ponierten Thesen beleuchtete, hat es nicht leicht gemacht, nur in Betracht gezogene Möglichkeiten und die bleibenden Ansichten Freuds voneinander zu unterscheiden. Über ein paar der aufgeworfenen Fragen, bezüglich deren bis jetzt noch keine endgültige Übereinstimmung herrscht, möchte ich hier weiter denken.

Erstens hat die Weise, auf welche die Ich-Triebe da behandelt wurden, manchen Widerspruch und manches Mißverständnis hervorgerufen. Daß die Selbsterhaltungstriebe, die man im allgemeinen als die Lebenstriebe *par excellence* aufzufassen gewohnt ist, als „Todestriebe“ bezeichnet werden könnten, mit der Begründung, „daß der Organismus nur auf seine Weise sterben will“ und darum sein Leben verteidigt, diese Auffassung macht, wie so manches Paradoxon, obwohl aus tiefem philosophischem Schauen oder biologischen Erwägungen entsprungen, einen kontradiktorischen, selbst humoristischen Eindruck, besonders wenn man beim empirisch Gegebenen bleiben möchte. Bekanntlich bekämpft Freud selbst diese Nomenklatur dann bald darauf auch wieder.

Vorausgeschickt sei, daß sich hier nur die Nomenklatur bekämpfen läßt, nicht die Abtrennung der Selbsterhaltungstriebe von den Sexualtrieben, die eine fundamentale Betrachtungsweise der Psychoanalyse ausmacht. Und auch die spätere, bei der Ich-Analyse deutlich gewordene Erkennung von narzißtischen Selbsterhaltungs- (Ich-) Trieben neben den sonstigen Ich-Trieben ist ein Erwerb, der von jedem Psychoanalytiker anerkannt wird. Die Frage steht noch offen, was diese „sonstigen Ich-Triebe" sind. Die — vielleicht damit identische — Frage ist weiter: Wo denn die Todestriebe sind, wenn die Sexualität nicht so bezeichnet werden darf.

Es ist das Bestehen dieser narzißtischen, also libidinösen Selbsterhaltungstriebe, das Freud, wenn ich die bezüglichen Stellen richtig verstehe, dazu brachte, diese Triebe doch weiter zu den Lebenstrieben zu rechnen, weil er Sexualität und Lebenstriebe identifiziert (obschon er auch in den sexuellen Trieben doch wieder ein Todesstreben erkennt).

Aber ich meine, selbst wenn es diese narzißtischen Ich-Triebe nicht gegeben hätte, wäre die Bezeichnung der Selbsterhaltungstriebe als Todestriebe eine unerwünschte, eben weil die Empirie nur lehrt, daß es ein Streben gibt, den Tod so lange wie möglich hinauszuschieben, welches wir gewohnt sind „Selbsterhaltungstrieb" oder „Lebenstrieb" zu nennen. Und unsere empirisch psychologische Nomenklatur wollen wir nicht ohne zwingende Notwendigkeit ändern. Und wenn wir dann gezwungen sind, die Sexualität auch als Lebenstrieb zu bezeichnen, so würden wir uns auch nicht fürchten, damit in vitalistischen oder Jungschen Bahnen zu versanden. Denn unerschüttert bliebe unser rigoroses Gegenüberstellen von Ich-Trieben und Sexualtrieben, blieben die Tatsachen ihrer ganz anderen Organisation, ihrer verschiedener Ziele und Objekte, ihres gegenseitigen Kampfes. Wenn wir gezwungen sein würden, Ich-Triebe und Sexualität als Differenzierungen der vitalen Funktion zu sehen und in ihnen nichts anderes als dieselbe Energie des vitalen Geschehens, der Libido, oder wie man es nennen will, sehen könnten, die sich nur in ganz verschiedenen Bahnen differenziert hat, so wären wir damit noch keine „Vitalisten" oder „Monisten" geworden.[1] Denn von den Vitalisten trennt uns erstens immer die Tatsache, daß unsere Libido *nie* mit einem *„Elan vital"* oder halb-substantiell gedachten mystischen Zauberkräften gleichgestellt werden darf, auch dann bliebe unsere „Libido"

1) Freud selbst, obwohl er immer den „Dualismus" hochhält, „schaltet" in das Ich und das Es, S. 54, so: „als gäbe es im Seelenleben eine verschiebbare Energie, die, an sich indifferent, zu einer qualitativ differenzierten erotischen oder destruktiven Regung hinzutreten kann".

nur ein dynamischer Terminus, mit dem wir das Verhalten der Individuen kennzeichnen. Und psychologische oder biologische „Monisten" sind wir auch noch nicht, weil wir praktisch an erster Stelle bei dem beobachteten Dualismus verbleiben, der nicht aufgehoben wird durch die Tatsache, daß vielleicht auch die Gegensätze einen gemeinsamen Ursprung haben, und daß das Gemeinsame an diesen Verschiedenheiten sich leicht nachweisen läßt.[1]

Aber vor dieser meines Erachtens also zu Unrecht gefürchteten Scylla der ursprünglichen Identität von Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben sind wir befreit durch unsere Unterscheidung von narzißtischen und nicht narzißtischen Ich-Trieben. Die narzißtischen Selbsterhaltungstriebe gehören zu den Lebenstrieben, die sonstigen Ich-Triebe können ganz anderer Natur sein, könnten Todestriebe sein. Doch da droht schon die Charybdis (meines Erachtens also ebensowenig gefährlich, wenn man den Sachverhalt richtig versteht). „Wenn auch die Selbsterhaltungstriebe libidinöser Natur sind", sagt Freud,[2] „dann haben wir vielleicht überhaupt keine anderen Triebe als libidinöse. Es sind wenigstens keine anderen zu sehen. Dann muß man aber doch den Kritikern Recht geben, die von Anfang an geahnt haben, die Psychoanalyse erkläre alles aus der Sexualität, oder den Neuerern, wie Jung, die, kurz entschlossen, Libido für ‚Triebkraft' überhaupt gebraucht haben." Aber es gibt doch Todestriebe und die retten uns aus der Charybdis: „Wir vermuten, daß im Ich noch andere als die libidinösen Selbsterhaltungstriebe tätig sind, wir sollten nur imstande sein, sie aufzuzeigen."

Wo sind also die Todestriebe? Daß sie überhaupt bestehen müssen, darüber sind die meisten von uns sich wohl einig, das zeigen die Überlegungen Freuds über die Tendenzen zur Ablebung von Vitaldifferenzen mit zwingender Deutlichkeit. Doch nun kommt wieder eine Schwierigkeit: Freud sieht sie an erster Stelle im Sadismus beziehungsweise im Destruk-

1) „Unsere Auffassung war von Anfang an eine dualistische", sagt Freud, „und sie ist es heute schärfer denn zuvor, seitdem wir die Gegensätze nicht mehr Ich- und Sexualtriebe, sondern Lebens- und Todestriebe benennen. Jungs Libidotheorie ist dagegen eine monistische; daß er seine einzige Triebkraft Libido geheißen hat, mußte Verwirrung stiften". Ich glaube, auch ohne die Unterscheidung von Lebens- und Todestrieben würde unsere Auffassung eine dualistische bleiben, wenn wir nur die Tatsachen, die uns zu der dualistischen Auffassung nötigten, festhalten. Die monistische Auffassung Jungs dagegen hat große Verwirrung gestiftet durch ihre Verwischung dieser Grenzen und die tatsächliche — wenn auch theoretisch später von ihm bestrittene — Identifizierung der „Libido" mit vitalistischen „Lebenskräften", „*Elan vital*", usw. *Wir müssen uns in der Psychologie beziehungsweise Biologie vor jeder Metaphysik hüten, müssen dem aprioristischen und endgültigen Dualismus ebenso fern bleiben als dem Monismus. Nur die Tatsachen sollen sprechen.*

2) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI. S. 244.

tionstrieb. Nun gibt es unter den Psychoanalytikern viele, die hierin Freud nicht folgen können. Es ist sehr schwierig, in einer so typisch sexuellen, und scheinbar restlos sexuellen, Äußerung etwas Nichtsexuelles zu erkennen. Auch daß der „Todestrieb" sich in einer Tendenz zu töten äußern sollte, ist nicht sofort einleuchtend, kann aber erst eingehend diskutiert werden, wenn wir eine genaue Abgrenzung des Begriffes „Todestrieb" haben. Auch wird Schilders Auffassung viel Zustimmung finden, der schreibt:[1] „Schließlich muß es als fraglich bezeichnet werden, ob die sadistische Komponente des Sexuallebens einen Zusatz von Ich-Trieben zur Sexualität bedeute, oder ob sich nicht in der sadistischen Komponente des Sexuallebens die dem Sexualtrieb und dem Ich-Trieb gemeinsame Komponente des Fassens, Haltens, Sich-Bemächtigens zeige, welche auf den gemeinsamen Triebgrund verweist, dem beide entspringen."

Wir haben in der Annahme Freuds, daß die in allen Zellen tatsächlich bestehende Tendenz zur Ablebung von Vitaldifferenzen nach außen abgewendet werden kann, und sich dann als Tendenz, ein Objekt zu destruieren, äußern kann, wieder eine Spekulation zu sehen, die sehr ernst zu nehmen ist. Wir kennen ja bei der Libido einen ähnlichen Prozeß. Ich komme am Schlusse dieses Artikels auf diese Auffassung zurück, will aber hier zunächst annehmen, daß dieser Zusammenhang noch in Frage steht, daß die Möglichkeit besteht, die Tendenz zu töten, zu destruieren, einfach wie früher als erotischen Partialtrieb, unabhängig vom „Todestrieb", aufzufassen. Wir wollen also vorläufig bei der empirischen Auffassung bleiben, die nur einen *Unterschied*, zwischen dem Trieb zu destruieren und der Tendenz alles Lebens, auf den eigenen Tod hin gerichtet zu sein, sieht.

Haben wir in der Wiederholungstendenz einen Todestrieb vor uns? Freud hat uns gezeigt, daß die Wiederholungstendenzen mit einem Streben nach Reizschutz in Verbindung stehen. Dieses Reizschutzsystem darf man „jenseits des Lustprinzips" gelagert denken — doch wird man auch hier wieder am ersten geneigt sein, es zunächst nur mit dem Selbsterhaltungstrieb — also vorläufig Lebenstrieb — verbunden zu denken.

„Mir will es scheinen, es sei fraglich, ob es denn überhaupt einen Todestrieb gebe, und ob nicht der Trieb nach dem Tode eine Verkleidung erotischer Strebungen sei, der Wunsch nach Wiedergeburt", sagt Schilder, (a. a. O.) und in vielen Fällen läßt sich gewiß zeigen, daß dies so ist, in den anderen wird man geneigt sein, es zu glauben. Wieder müssen wir fragen: Wo sind doch die Todestriebe?

1) Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage, S. 13.

Und doch müssen sie bestehen. Wer Freuds Gedankengängen in „Jenseits des Lustprinzips“ nur einigermaßen gefolgt ist, muß einsehen, daß in allem, was lebt (und nicht lebt), eine Tendenz nach Ausgleich von Spannungen nach der Ruhe des Todes herrscht und daß diese Tendenz sich unbedingt in den psychischen vitalen Erscheinungen, im Verhalten der Lebewesen äußern muß.

Jetzt muß ich zu Freud zurückkehren: „Die Tatsachen, die uns veranlaßt haben, an die Herrschaft des Lustprinzips im Seelenleben zu glauben, finden auch ihren Ausdruck in der Annahme, *daß es ein Bestreben des seelischen Apparates sei, die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu erhalten.*“ Ich glaube, wir sollten diese beiden Begriffe „möglichst niedrig“ und „konstant“ noch voneinander trennen, denn das ist noch nicht dasselbe. *Möglichst niedrig tendiert schließlich nach völliger Erregungslosigkeit. Konstanz will im Gegenteil eine gewisse Erregung erhalten.* Die Tendenz nach völliger Erregungslosigkeit finden wir in der leblosen Natur überall. Da herrscht über die an die Materie gebundene Energie das Entropiegesetz, wodurch die Energie ausgeglichen, zerstreut wird, alles in unveränderliches Gleichgewicht gegebracht wird. Mit Recht machte Alexander[1] im Jahre 1921 die Bemerkung: „Der von Freud erkannte Todestrieb ist der in der Psyche widerspiegelnde Ausdruck dieses allgemeinsten Naturgesetzes, des Entropiesatzes, indem er von dem labileren Lebenszustand zu dem stabileren des Todes drängt.“ *Diese Tendenz ist aber die typische Tendenz des Leblosen, nicht die des Lebens.* Bei jeder lebenden Substanz imponiert zunächst das Gegenteil: „Der während des Lebensvorganges sich periodisch wiederholende Aufbau des komplizierten lebenden Moleküls aus einfachen leblosen Bestandteilen ist ein *endothermer* chemischer Vorgang, welcher von Verbindungen mit niedrigerer innerer Energie zu Verbindungen mit höherer innerer Energie führt, und als solcher die Aufnahme von äußerer Wärme oder von einer anderen Energieart braucht.“[2] Diese an jedem lebenden Protoplasma zu konstatierende Tendenz, kann man auch als Tendenz nach Ektropie bezeichnen. Wie nun diese Ektropietendenz entstanden ist, wird uns jetzt nicht interessieren, nur muß das tatsächliche Vorkommen dieser beiden Tendenzen im Psychischen (d. h. im Verhalten der lebenden Individuen) ausdrücklich festgestellt und ihr Wirken voneinander abgegrenzt werden.

1) Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse. Bd. VII, S. 283.
2) Alexander a. a. O., S. 282.

Während wir die Entropietendenz, die Tendenz des Leblosen, im Streben nach „möglichst niedriger" Erregung wiederzuerkennen glaubten, scheint es mir, daß wir *die Tendenz nach einer konstanten Erregung mit dem vitalen Geschehen verbunden denken müssen.* Dieses ist nicht sofort einleuchtend und vielleicht auch nur mit einer Korrektur wahr. Tut nicht der sexuelle Trieb, den wir als Lebenstrieb *par excellence* betrachten, alles eher als nach Konstanz streben? Sehen wir da nicht einen fortwährenden Erregungswechsel, ein Anschwellen von Spannungen und einen raschen Abfall der Erregung? Gewiß, aber wir verfahren meines Erachtens entschieden falsch, wenn wir den kleinsten Spannungszustand — nach dem Orgasmus z. B. — als Erregungslosigkeit bezeichnen würden. Wo Leben ist, selbst im Schlaf, um so mehr im Nicht-Schlaf, ist immer eine gewisse innere Spannung und Erregung, ist ein für jedes Individuum vielleicht verschiedener vitaler Tonus, ist ein, wenn auch eventuell minimaler Katabolismus und Anabolismus, kurz, bleibt eine gewisse Ektropie bestehen. Hier muß ich erst wieder bei Freud Anschluß suchen. Wir lesen in „Jenseits des Lustprinzips": „Wir haben es als eine der frühesten und wichtigsten Funktionen des seelischen Apparates erkannt, die anlangenden Triebregungen zu ‚binden', den in ihnen herrschenden Primärvorgang durch den Sekundärvorgang zu ersetzen, ihre frei bewegliche Besetzungsenergie in vorwiegend ruhende (tonische) Besetzung umzuwandeln." Freud wirft dann die Frage auf, ob die Lust- und Unlustempfindungen von den gebundenen wie von den ungebundenen Erregungsvorgängen in gleicher Weise erzeugt werden können. „Da erscheint es dann ganz unzweifelhaft, daß die ungebundenen, die Primärvorgänge, weit intensivere Empfindungen nach beiden Richtungen ergeben als die gebundenen, die des Sekundärvorganges." — Ich glaube, die gebundene, tonische Energie gibt die Konstanz der Erregung, eine bewegliche Energie dagegen wird immer neu gebildet und wieder abgeführt, muß also die typische Inkonstanz erklären. So ist denn das Leben von der Erotik nicht zu trennen, die Erotik aber unterhält ununterbrochen eine bestimmte Spannung, die zwischen den von der an- und abfließenden beweglichen Energie gebildeten Polen: Bedürfnis und Befriedigung, hin und her pendelt. Hier könnte ein Beispiel erklärend wirken. Es gibt Leute, bei denen die Primärvorgänge das Verhalten mehr beherrschen, besonders Kinder und infantile Menschen, andere, bei denen die Sekundärvorgänge mehr in den Vordergrund treten. (Die Heymansschen „primär" und „sekundär reagierenden Typen" korrespondieren zum Teil damit.) Der „Primäre" empfindet z. B. beim Sexualakt intensivste

Lust beim Orgasmus, um nachher zu Lustlosigkeit abzusinken, wie die anschwellende Spannung vorher ihm auch ziemlich unlustvoll war. Der Koitus ist ihm ein Abreagieren von Spannungen. Ganz anders der „Sekundäre“, dessen gebundene Energie konstant gebunden bleiben will, der die Liebe, die bleiben muß, meistens mehr sucht als die „Leidenschaft“, die fliehen muß, — und die Liebe (die tonische Energie) verschwindet auch nach dem Koitus nicht, wie die freie Energie, die Leidenschaft, es wohl tut. Der „Sekundäre“ findet fast ebenso große, oft größere Lust beim Anschwellen der freien Erregung wie beim Orgasmus und nachher. Niemand ist ganz „primär“, niemand ganz „sekundär“. Die gebundene Energie unterhält bei beiden eine (größere oder geringere) konstante Spannung, die aber zwischen den von der an- und abfließenden freien Energie gebildeten Polen Bedürfnis und Befriedigung (stärker oder weniger) hin und her pendelt. Kurz gesagt: *Das Leben, die Erotik, strebt nach zwischen Bedürfnis und Befriedigung polarisierter Spannung von relativer Konstanz.*

Da wir nun das Bestreben des seelischen Apparates, die in ihm vorhandene Quantität von Erregung konstant zu erhalten, als ein typisch vitales Bestreben erkannten, stehen wir nun wieder vor der Frage, wo nun die Todestriebe sind, oder besser: wie doch die Entropietendenz aller Materie sich im lebenden Individuum äußert. Man könnte geneigt sein, das periodische Abfließen der freien Energie damit in Verbindung zu bringen. Aber wir sind doch gewohnt, gebundene und freie Energie als einander sehr verwandt zu betrachten, und wollen jedenfalls erst fragen, ob sich etwas genauer angeben läßt, womit die Todestriebe in einem Abhängigkeitsverhältnis stünden und wann, wo und wie die Entropietendenzen sich äußern mögen.

Zuerst die Abhängigkeitsfrage. Wenn die Entropietendenz an die leblose Materie gebunden ist, muß jede Zunahme leblosen Stoffes im Organismus die Entropietendenz vermehren. Wenn wir einen Unterschied machen zwischen dem aktivsten, wenigst strukturierten Teil des Protoplasmas und zwischen allem, was im Protoplasma abgelagert wird, Exoplasma, Fibrillen, Knochensubstanz, Körnchen, Flüssigkeiten, Fett usw., dann sind solche Ablagerungen die am meisten „entlebten“ Substanzen, nähern sich am meisten der anorganischen Substanz. Jede Zunahme von festen Stoffen in den Zellen des Organismus, jede Zunahme von chemischen Bestandteilen in Blut und Gewebflüssigkeiten, die einen gewissen, tolerierten Grad übersteigt, und an erster Stelle jede Zunahme ungewohnter Bestandteile in den Hirnzellen, muß die Entropietendenz steigern. Alles, was das Verhältnis zwischen

unstrukturiertem Protoplasma und anorganischen oder organischen strukturierten Gebilden zugunsten der letzteren verschiebt, muß eine Verschiebung des Verhältnisses der Lebens- und Todestriebe zugunsten der letzteren zur Folge haben. Das muß also bei Ermüdungszuständen, wo die „Ermüdungsstoffe" im Blut kreisen, zur Schlafenszeit, wenn die Dissimulationsprodukte in den Geweben ihren Höhepunkt erreichen, bei Krankheit und chronischen Intoxikationen[1] und vor allem beim Altern, wo wir die bekannten Alterserscheinungen in den Zellen konstatieren, und bei den Intoxikationspsychosen (worunter wir mit Jelgersma nicht nur die exogenen Intoxikationen rechnen, sondern auch die endogenen Intoxikationspsychosen, wie Schizophrenie und genuine Epilepsie), wo wir öfters bestimmte Änderungen in den Gehirnzellen finden und eine noch nicht bekannte chemische Zusammensetzung des Blutes annehmen, der Fall sein. In diesen Fällen erwarten wir ein relatives Überwiegen der Todestriebe.

Wie äußert sich nun der Todestrieb, der also von diesen organischen Veränderungen abhängig ist?[2] Wir müssen dazu die genannten Zustände, Ermüdung, Schlaf und Altern betrachten — und beim letzteren wird der Name „Todestrieb" am wenigsten bestritten werden können, denn die Folge der Altersveränderungen ist der Tod. Altern, Sterben und Tod müssen wohl als das widerspruchsloseste Beispiel der Existenz eines Todestriebes gelten. Daß das Individuum bewußt diesen Tod vielleicht gar nicht wünscht, sagt ebensowenig *gegen* die Existenz des Todestriebes als die Tatsache, daß viele den Tod wünschen, etwas *für* das Bestehen eines „Todestriebes" bei solchen Leuten besagt (denn meistens ist hier ein larvierter erotischer Trieb wirksam). Die Introspektion hat doch für den Psychoanalytiker nicht den geringsten Wahrheitswert. Wir rechnen nur mit dem tatsächlichen objektiven Verhalten und Tatsache ist, daß jeder Mensch stirbt, daß er dem Drange zu sterben ausnahmsloser Folge leistet als irgendeinem Drange sonst. Und ebenso unbestreitbar ist, daß dieser so effektive Todestrieb hervor-

1) Die akuten Intoxikationen können durch Enthemmung oder Reizung von Nervenzentren die Entropietendenz überdecken.

2) Es läßt sich fragen, ob man in diesen Fällen nicht besser nicht von „Trieb" spräche, sondern nur von Entropietendenz. Hiebei handelt es sich ja um Tendenzen der toten Stoffe und vielleicht ist es besser, den Terminus „Trieb" für die Aktivität des lebendigen Protoplasmas zu reservieren. *Aber die Entropietendenz* (gemeinlich sagt man in diesem Zusammenhang „Giftwirkung") *des Leblosen äußert sich hier doch im Verhalten des lebendigen Individuums*, und was wir direkt studieren, sind nur Reaktionen der lebenden Individuen, die wir doch auf ihre Triebe zurückzuführen suchen. Auf den Ausdruck kommt es schließlich nicht so sehr an, wenn man nur die Begriffe auseinanderhält.

geht aus einer relativen Atrophie des lebenden Protoplasmas, besonders der Hirnzellen, mit Zunahme von Zerfallsprodukten in den alternden Zellen.

Das nächste Beispiel eines Todestriebes sind die Ermüdungszustände. Die Bewegungen und alles Handeln werden schwieriger, ein Streben nach Ruhe zeigt sich, die Lebenstriebe können sich nur in beschränktem Maße äußern. Seit Ranke durch Auswaschen aus dem ermüdeten Muskel „Ermüdungsstoffe" entfernen und mit dem Extrakt andere Muskeln ermüden konnte, wissen wir, daß es chemische Abbaustoffe sind, die das Verlangen nach Ruhe verursachen. Auch die normale Faulheit und Trägheit läßt sich hypothetisch auf ein Überwiegen der desorganisierten Substanzen zurückführen, also auch auf das Konto des Todestriebes schreiben. Wir würden hier aber auf die Temperament- und Konstitutionsfrage stoßen und wollen hier jetzt nicht weitergehen.

Ein drittes Beispiel gibt der Schlaf, der mit Recht Bruder des Todes genannt wird. Dieser Fall ist besonders lehrreich wegen der Vermischung von Todestrieben und Erotik, die dabei auftritt. Denn einerseits haben wir hier gewiß eine Anhäufung von Dissimilationsprodukten, die die Nervenzentren beeinflussen[1] und die Lebenstriebe teilweise lahm legen, andererseits aber wissen wir durch die Psychoanalyse, daß erotische Strebungen hier ihren Einfluß ausüben, besonders der Narzißmus und die Tendenz, die intrauterine Situation zu reproduzieren. Während diese Strebungen über Tag latent, nicht libidinös besetzt sind, tritt beim Einschlafen eine Regression der Libido, die tagsüber anders verteilt war, auf. Die Ursache dieser Regression haben wir doch wohl zumeist in den veränderten chemischen Verhältnissen zu suchen.[2] Wir kennen auch einen Schlaf aus rein libidinösen Gründen, — es gibt Neurotiker, die ungeheuer viel schlafen, nur um ihren psychischen Konflikten zu entkommen, — dieser Schlaf ist einer Flucht in die Krankheit gleichzusetzen, ist aber wohl zu unterscheiden von einem Schlaf aus Hemmung der vitalen Funktion und intoxikatorisch verursachter Libidoregression.

Den für uns wichtigsten Fall haben wir aber bei den Intoxikationspsychosen. Wie beim Schlaf können wir bei der Verursachung der Psychosen

1) Man denke an die Versuche von Piéron, der Blutserum von Hunden, die tagelang am Schlafen gehindert worden waren, ausgeschlafenen Hunden injizierte, was promptes Einschlafen herbeiführte.

2) Das sehr verwickelte Schlafproblem ist hier natürlich nur sehr oberflächlich gestreift. Ich habe die wichtigen, möglich spontanen, Änderungen der Libidopositionen übergangen, es kam mir nur darauf an, den tatsächlich bestehenden Einfluß des Leblosen zu erwähnen.

auch zwei Ursachengruppen unterscheiden: a) psychische Konflikte und b) Intoxikationen. Daß beide Ursachen oft zusammen auftreten und einander beeinflussen, werden wir hier übersichtlichkeitshalber vernachlässigen. Über a) brauche ich hier nichts zu sagen; wir wissen alle, wie in der Jugend entstandene psychische Komplexe später durch größere oder kleinere Anlässe und Konflikte aufgefrischt werden und Regression und Introversion verursachen können. Über b) liest man in klinisch psychiatrischen Studien mehr als in psychoanalytischen. Das hängt natürlich damit zusammen, daß die physisch-chemischen Reaktionen an sich sinnlos sind und nicht ins Forschungsgebiet der Psychoanalyse fallen. Psychoanalysieren kann man nur das vitale (= psychische) Verhalten der Organismen, das im Wesen *sinnerfüllt* ist. Doch ist jedermann (der auf der Empirie fußt und sich nicht in spiritualistische Metaphysik verlieren will) überzeugt, daß sinnlose, a-psychische, physisch-chemische Stoffverhältnisse auch das vitale Geschehen beeinflussen. (Der Leser sei besonders darauf hingewiesen, daß ich hier gar nicht über die „Abhängigkeit" einer „Seele" von einem „Körper" rede, welche Frage den Empiriker nicht im geringsten zu interessieren braucht, sondern über die Beeinflussung von Leistungen des lebenden Protoplasmas durch nicht lebende Agentien.) Bei meinen Studien an mehreren Fällen von verschiedenen Psychosen,[1] fiel mir die (von mir noch gar nicht generalisierte) Tatsache auf, daß da, wo aus verständlichem Anlaß eine Psychose entstand, die regredierten Positionen von Libido- und Ich-Trieben nach einmaligem Zurückgehen zu einem bestimmten Stadium, ohne Anlaß nicht nennenswert weiter regredierten, während in Fällen von Demenz- (also Intoxikations-) Psychosen („echte" Dementia praecox) öfters eine fortwährend und scheinbar ohne Ursache regellos zunehmende Ich- und Libidoregression sich manifestierte. Daß wir hierin die Wirkung eines nie verständlichen inadäquaten Agens vor uns haben, scheint mir einleuchtend.[2] Hier wird etwas vernichtet, eventuell getötet.[3] Diese „Todestendenz" des Leblosen

1) Streven en Waarneming bij Paranoïde Psychosen, II, 1929. Amsterdam. de Bussy.

2) Diese Wirkung bleibt gleich sinnlos, ob es chemische Stoffe sind, die die lebendige Substanz beeinflussen oder vernichten, oder lebende (also selbst sinnerfüllte) Organismen, die eine physische Beschädigung hervorrufen. Die dadurch bewirkten Ausfallerscheinungen sind sinnlos, — sinnvoll sind dann wieder die Rekonstruktionsversuche.

3) Man denke hier nur an die schönen Untersuchungen K. H. Boumans, der bei Fällen von „echter" Dementia praecox Zellzerfall in onto- und phylogenetisch jüngsten Rindenschichten (3 und 7) fand, und auf den Zusammenhang dieses Zerfalls mit der Regression hinwies. („Die pathologische Anatomie des Zentralnervensystems bei Schizophrenie", Psychiatrische en Neurologische Bladen 1928, S. 536.)

äußert sich hier im Lebenden durch zunehmende Regression und Abbruch der Ich-Ideale, die aus „verständlichen“ Ursachen sich nicht oder ungenügend erklären läßt.

Doch auch in den spezielleren Symptomen finden wir diesen „Trieb“ oder „Zug“ des Toten wieder. Die offizielle Psychiatrie, die das Uneinfühlbare, Unverständliche von vielen schizophrenen Symptomen erkannte, war auf gutem Wege, hierin den Einfluß des inadäquaten Giftes auf die Funktion des lebendigen Protoplasmas zu erkennen, wie das für die Ausfallerscheinungen der Dementia senilis und Dementia paralytica allgemein erkannt war. Aber da kam die Psychoanalyse und zeigte, daß es gar keine uneinfühlbaren Symptome gibt. Die wunderlichsten, verschrobensten, verwirrtesten Äußerungen können wir nun verstehen und einfühlen. Nun, ich glaube, wir brauchen die Versöhnung dieser beiden Erfahrungsreihen, der oberflächlicheren und der tieferen, nicht in der Ausrede zu finden: „Sie sind etwas weniger verständlich, nur ein bißchen verständlich.“ Denn wir können das Unverständliche deutlich nachweisen: Die Regression der Ich-Ideale, des Wirklichkeitssinnes und der Libido können die wunderlichsten Bilder ergeben und diese Symptome sind vom regredierten Standpunkt aus restlos verständlich, aber das Zustandekommen der Regression selber ist nicht immer (wenn auch manchmal) verständlich. Der Unterschied gegenüber der alten Auffassung über die Uneinfühlbarkeit, Unverständlichkeit gewisser Symptome ist also der, daß wir *alle Symptome restlos aus den gewöhnlichen Trieben verstehen können*, daß die Intoxikation oder der Einfluß des Physischen die *Konstellation der Triebe* dermaßen beeinflussen kann, daß die nicht ohne Analyse verständlichen Symptome entstehen. Aus der Weise, in welcher die Regression auftritt und verläuft, läßt sich ableiten, ob eine zu organischer Demenz führende Psychose oder eine Psychose ohne Demenz oder endlich eine mit „Pseudodemenz“ besteht, ob ein Konflikt der Lebenstriebe untereinander oder ein Konflikt zwischen Libido und Entropietendenz, zwischen der Energie des Vitalen[1] und der Energie des Toten besteht.

Einen Unterschied zwischen meiner Auffassung und derjenigen von Jung muß ich noch betonen. Auch Jung sagt:[2] Die sogenannte „affek-

1) Ich sage nicht „vitale Energie“, wie es der Vitalismus sagen würde, sondern Energie des Vitalen, unentschieden lassend, ob diese Energie vielleicht einmal auf physikalisch-chemische Energie wird zurückgeführt werden könne. Aber da das Lebendige sich anders benimmt als das Leblose, dürfen wir jedenfalls vorläufig seine Energie gesondert bezeichnen.

2) Über die Energetik der Seele. 1928. S. 45.

tive Verblödung" der Dementia praecox oder Schizophrenie ist wohl als Entropiephänomen anzusprechen. Für ihn ist die Psyche ein relativ geschlossenes System, worin die psychische Energie dem Entropieprinzip unterliegt. „Je stärker die Abschließung des psychologischen Systems ist, desto eher gelangt auch das Phänomen der Entropie zur Geltung. Wir sehen das besonders bei denjenigen Geistesstörungen, die durch intensive Absperrung der Umwelt charakterisiert sind." Das scheint mir eine theoretisch konstruierte Auffassung. Denn erstens sind stark von der Umwelt Abgesperrte nicht immer affektiv verblödet, da sie innerhalb ihres Kreises, ihres „abgeschlossenen Systems", die stärksten Affektstürme durchleben, die ganz normal einfühlbar sind, wenn man nur zum Verständnis ihres Denkens durchgedrungen ist. Zweitens, wenn auch eine Konzentrierung auf einen beschränkten Vorstellungskreis einen ungenügenden Rapport mit der Umwelt ergeben kann, den man vielleicht als „affektive Verblödung" bezeichnen möchte, dann ist das noch kein Entropiephänomen, sondern eine direkte Folge aus der Voraussetzung. Jedenfalls haben wir noch eine Pseudodemenz von einer echten Demenz in Ursprung und Erscheinungsform zu unterscheiden. Nur die echte Demenz aber ist wohl aus dem Entropieprinzip in der von uns angegebenen Weise abzuleiten.

Als letzter Fall muß der problematischste von allen besprochen werden. Daß typische Entropietendenzen im Leblosen bestehen und das Lebendige beeinflussen, ist unbestreitbar; dem Satze, daß das Lebendige seine eigentümliche Tendenz nach einer bestimmten, zwischen Bedürfnis und Befriedigung polarisierten Erregung habe, wird sich nicht jeder wahrscheinlich sofort anschließen, doch wird die Tatsache, daß das Lebendige typische, der Entropie entgegengesetzte Linien aufweist, nicht bestritten. Aber ist in der lebendigen, unstrukturierten, protoplasmatischen Substanz die Entropie denn ganz aufgehoben? Das scheint mir nicht möglich, — aber inwiefern sie aufgehoben, durch die Libido beeinflußt oder vielleicht zu Libido umgestellt ist, das ist doch eigentlich das „Rätsel des Lebens". Darauf möchte ich mich also nicht einlassen, sondern mich nur in Beziehung zu dem Vorangehenden fragen, ob *diese Todestendenz sich vielleicht auch in der periodisch zur Entspannung kommenden beweglichen Energie äußert*. Und damit wären wir wieder zu Freuds Erwägungen in „Jenseits des Lustprinzips" zurückgekehrt, der in der beweglichen Energie, die nach Wiederholung eines früheren Zustandes strebt, die typische „Triebenergie" sieht und zu dem Schlusse kommt: „Ein Trieb wäre ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen

dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, *die Äußerung der Trägheit im organischen Leben*".[1] Diese organische Elastizität wird sich von der Entropietendenz wohl nur schwer unterscheiden lassen; hierauf weiter bauend, kann Freud denn auch sagen: „Wenn wir es als ausnahmslose Erfahrung annehmen dürfen, daß alles Lebende aus inneren Gründen stirbt, ins Anorganische zurückkehrt, so können wir nur sagen: Das Ziel alles Lebens ist der Tod." Das wäre verbindlich, wenn es nicht die gebundene, tonische Energie gäbe und nicht so viele Lebensphänomene da wären, die ich nicht erst zu beschreiben brauche, da auch Freud sie genug bespricht, die in entgegengesetzter Richtung zu streben scheinen. Wie das entstanden ist, ist zunächst für die Empirie Nebensache; Tatsache ist, daß alles Lebendige auch nach neuen Spannungen strebt, daß die Spannungsvergrößerung oft besonders lustvoll ist, und daß eine Tendenz nach Organisierung zu einer tonischen Ganzheit besteht, im Gegensatz zum Todestrieb, der Tendenz alles Leblosen nach Spannungsausgleich, nach Desorganisierung und Zerfall. So können wir doch am Verhalten der lebenden Organismen, d. h. an ihrer „Psyche", Lebenstriebe und Todestriebe, wenn man diese Worte benutzen will, in entgegengesetzte Richtungen wirkend beobachten und in diesen „Todestrieben" das Gebiet sehen, wo das Leblose die Lebensfunktion beeinträchtigt.

Für die Psychoanalyse ist es besonders wichtig, die Grenzen festzustellen, wo und inwiefern das sinnerfüllte Leben vom sinnlosen Leblosen beeinträchtigt wird. Daß dieser Einfluß da ist, hat sie nie geleugnet; ihrer Einstellung auf das Psychische entspricht es aber, sich darum relativ wenig zu kümmern.

Wenn Alexander[2] recht hätte, der meint, daß das Überführen der beweglichen psychischen Vorgänge in tonische Vorgänge eine Ersparnis an aktiver Energieleistung wäre, und wir dabei seine Erwägung gelten ließen: Dieselbe Tendenz, die frei bewegliche psychische Energievorgänge ins Tonische überführt, beherrscht auch die physikalischen Naturvorgänge und kommt in jener Formulierung des Entropiegesetzes zum Ausdruck, welche die stetige Abnahme der freien Energie im geschlossenen physikalischen Systeme behauptet, dann würden wir auch geneigt sein, *die „Tonisierung" der beweglichen Systeme* als Entropieerscheinung aufzufassen. Der Vergleich mit einem zur Ruhe kommenden, geschlossenen physikalischen System trifft auch hier

1) „Jenseits des Lustprinzips".
2) Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. S. 34.

wie bei den eben zitierten Jungschen Auffassungen nicht ganz zu, weil eben die gebundene Energie wohl als ruhend gekennzeichnet werden darf im Verhältnis zu der beweglichen, aber immer gewisse Bewegungen, Spannungen, Taten, Lebenserscheinungen hervorruft und prinzipielle Unterschiede mit physikalischen Phänomenen zeigt. Eine noch genauere Umgrenzung dessen, was wir unter tonischer Erregung verstehen wollen, ist für eine weitere Diskussion wohl unerläßlich. Möglicherweise ist es richtig, daß eine Überführung von beweglicher in tonische Erregung mit Entropietendenzen zusammenhängt, wir müssen dabei aber wohl bedenken, daß das zunächst nur eine Analogie ist. Denn die Entropietendenz kennen wir nur empirisch als der physischen Energie zukommend. Als ich im Vorhergehenden über Entropie sprach, beabsichtigte ich auch nur einen Einfluß des Leblosen im Verhalten des lebenden Menschen genauer zu zeigen. Da es eine spezifische Eigenschaft des Lebens (des Psychischen) ist, nach dem Gegenteil von Entropie, nach neuen Spannungen, neuen Gefällen, neuen Organisationen, neuem Leben zu streben, müssen wir uns hüten, einer hypothetischen „vitalen Energie" ohne weiterers die entropische Qualität *und deren Gegenteil* zuzuschreiben. Hier ist es besser, sich vor „Monismus" zu hüten und lieber dualistisch die Erscheinungen an den lebenden Organismen einzuteilen in solche, die direkt aus den bekannten Eigenschaften der physischen Materie folgen, die als *Tendenzen des Toten in den Todestrieben des Lebenden ans Tageslicht treten*, und in solche, die ihre eigene Gesetzmäßigkeit zeigen, vorläufig von physikalisch-chemischen Reaktionen verschieden scheinen und als *erotische Triebe* gekennzeichnet werden können.

Hier ist ein kleiner Exkurs über die Auffassungen Ehrenbergs[1] angezeigt, die denjenigen Freuds in einigen Punkten verwandt sind. Ehrenberg sieht alles Leben nur als einen Ablauf zum Tode und sieht das Gesetz, daß alles Lebendige dem Tode verfallen ist, als ein biologisches Analogon des Entropiesatzes an. Zur Verdeutlichung wähle ich am liebsten seine eigenen Worte: „Wenn das Wasser vom Berge strömt, so kommt kein Mensch auf die Idee, ihm eine eigenbegründete Aktivität zuzuschreiben, und die Tiefe, die es aufnimmt und den Strom zu Ende bringt, nur als Negation seiner eigentümlichen Aktivität aufzufassen . . .

Wie sich das Gravitationsgesetz zum Strömen des Wassers verhält, so verhält sich unser Gesetz von der Notwendigkeit des Todes zum ‚Strom'

1) Theoretische Biologie vom Standpunkt der Irreversibilität des elementaren Lebensvorganges. Springer, 1923.

des Lebens. Anders ausgedrückt also: alles Leben durch den ganzen Bereich ist ein Ablauf, und das Bewegende, die ‚ziehende Kraft' ist eben der Tod . . .

Lebend ist alles, was noch in der Assimilation begriffen ist. Tod, aktuell tot ist alles Assimilationsendprodukt, das ohne Veränderung innerhalb der betrachteten biologischen Einheit (Zellen, Organ, Organismus) verharrt . . .

Der oberflächlichste Vergleich des jungen und des alten Individuums ergibt als auffälligsten Unterschied den Grad an ausgeprägter Gestaltung, und zwar geht die mit dem Alter zunehmende Formausprägung in der Richtung der individuellen Züge. Das Alte ist immer das Strukturreichere, Durchformtere gegenüber dem Jungen. Im Laufe des Lebens nimmt die in festem, ungelöstem Zustand befindliche Masse absolut und relativ zu, oder umgekehrt ausgedrückt, der Wassergehalt der Gewebe und Zellen nimmt ab . . .

. . . durch dieses Maximumstreben der Strukturmasse kommt Richtung in das gesamte Lebensgeschehen, wird das Leben ein Ablauf, ein Strom und es erscheint wohl begründet, das Richtungsbedingende als dem Leben wesentlich, den Tod als notwendig für das Leben anzusehen."

Ehrenberg kommt zu einer Anschauung, die nicht in einer Abnutzung im Sinne des Defektwerdens, sondern in einem Ersticken in den eigenen Stoffwechselprodukten den Grund der Lebenshemmung sieht und zu der Auffassung, daß hemmende Substanzen bei dem Lebensprozesse entstehen und daß, je differenzierter, strukturierter die Lebensgebilde werden, um so mehr die Möglichkeit schwindet, daß sie sich dieser Substanzen absolut oder relativ noch wieder entledigen können.

Für Ehrenberg ist also *alles* Leben Todestrieb. Ein Individuum ist nicht noch so und so lebendig, sondern schon so und so „tot".

Der Unterschied zwischen der Theorie Ehrenbergs und der „Schlackentheorie", die auch besagt, daß das Individuum in seinen Abfallsprodukten stirbt, ist, daß das Formen dieser Produkte für Ehrenberg das einzige Ziel des Lebens ist.

Wenn die festen Stoffe ausgeschieden werden können oder wenn angeführtes Assimilationsmaterial verbrannt werden kann, kann das Gefälle bestehen bleiben; kann es nicht mehr abgeführt werden, dann muß der Lebensstrom zum Stillstand kommen. Es gibt Organe, die wenig oder keine Exkretion haben: die Drüsen mit innerer Sekretion und das Gehirn. Wenn diese Stapelorgane vollgelaufen sind, muß das Leben enden. Das Gehirn ist das „Vollauforgan" *par excellence*, dementsprechend sein frühzeitiges Zellvermehrungsende, sein früher Altersbeginn, — aber es

läuft außerordentlich langsam voll, weil es als das differenzierteste Organ nur einen sehr geringen Bruchteil des allgemein-strukturfähigen Materials assimiliert. Um trotzdem seinen Assimilationsablauf, d. h. sein Leben dauernd in Gang zu erhalten, muß es die nicht assimilierten Reaktionsprodukte verbrennen. H. Winterstein hat den erstaunlich hohen Stoffwechsel des Frosch-Zentralnervensystems festgestellt, man denke auch an die reiche Blutversorgung des Menschenhirns und an dessen große Abhängigkeit davon.

In diesem Sinne würden wir also auch mit Ribbert das Gehirn als das hauptsächlichste Organ des Alters bezeichnen, aber eben so, daß es durch sein Altern das Altern des Körperganzen verlangsamt, und erst wenn es sich selbst dem Hemmungsmaximum, dem „Vollgelaufensein nähert, setzt das rapidere Altern der übrigen Organe und Gewebe ein".

Nicht weil die Teile im Organismus „so fein aufeinandergepaßt sind", dauert das Leben so lange, sondern gerade weil sie auseinanderstreben, weil „jeder seinen eigenen Tod sucht" und in seinen Unterteilen hinausstirbt (zelluläre Exkretion), verzögert sich die Erreichung des Zieles und bleibt zugleich die Gesamtrichtung des ganzen Ablaufs gewahrt (harmonisches Altern). Wie die auseinanderstrebenden Rosse in der Quadriga sich gegenseitig hindern vom Wege zu weichen, aber damit zugleich auch das Ziel später erreichen als es der Summe der aufgewendeten Kräfte entspricht.

Die histologisch nachweisbaren Alterserscheinungen in den Zellen müssen nach Ehrenberg nicht als Abnutzungserscheinungen aufgefaßt werden, sondern als Ausdruck der Funktion. Die Funktion des Protoplasmas ist Strukturbildung im weitesten Sinne. Struktur ist: alle Substanz, die ohne radikalen Eingriff irreversibel aus dem flüssigen und gelösten in den festen unlöslichen Zustand übergegangen ist. Die so aufgefaßte Struktur nimmt während des ganzen Lebens dauernd zu, der relative Wassergehalt der Gewebe nimmt dauernd ab.

„Der Strukturbildungsvorgang hat eine extensive und eine intensive Komponente, erstere führt zur Volumzunahme und Zellvermehrung, letztere zur stärkeren Differenzierung und Verdichtung . . .

Je differenzierter, strukturierter die Lebensgebilde selbst sind, um so mehr schwindet die Möglichkeit, daß sie sich der geformten Substanzen wieder entledigen können."

Strukturbildung ist also das Leben, gebildete Struktur ist sowohl das Resultat des Lebens als auch schließlich der Tod.

Doch durch intensive „Durchformung" der Strukturen kann das Ablaufgefälle länger bestehen bleiben, befreit der Lebens- oder Todesstrom

sich vorläufig von hemmenden Produkten, — um schließlich doch „vollzulaufen“.

Wer das Assimilationsmaterial zur Bildung von intensiv durcharbeiteten maschinellen Strukturen benutzt, wird sich am längsten von hemmenden Substanzen befreien. So befreien das produktive Denken die ausgereiften, verdichteten Ideen den Menschen von gestautem Material. Ehrenberg meint, daß bei der Theorie der Psychoanalyse an diese Enthemmung zu denken wäre.

„Wem die innere Intensität nicht ausreicht oder im Lebensschicksal zerging, der schont damit nicht etwa sein Leben, verlängert nicht etwa individuelles Leben, sondern er verkürzt es, er nützt das ihm zugemessene Lebensganze nicht dem Gehalte und damit auch nicht dem Umfange nach aus.

Wenn aber die Intensität des Gehirnablaufes den übrigen Körper entlastet, wenn sie zugleich langsam von einer Schicht zur anderen verlegt wird, jede maximal durchformt, so bleibt der Reserveraum länger bewahrt, die Ablaufintensität länger auf der Höhe erhalten als im gegenteiligen Falle. Es sind wahrlich nicht die intensivsten Gehirnmenschen, die frühzeitig vergreisen.“

Doch wie lange wir uns auch „dekrementarm“ halten können, schließlich laufen wir doch alle voll.

Ich will mich nicht auf eine ausführliche Kritik dieser Auffassung einlassen. Auch Ehrenberg erklärt meines Erachtens nicht genügend, wie der „Ablauf“ zu solchen Ablauf verlangsamenden Momenten, wie Exkretion, intensive „Maschinisierung“ der Strukturschicht, zu solchen krassen Mitteln, wie Abwerfen eines ganzen Körpers (wie die Geschlechtszellen das tun[1]) kommt. Ich glaube, wir kommen doch ohne die Annahme gewisser „Lebenseigentümlichkeiten“ (um wieder nicht von vitaler Energie zu sprechen) nicht aus.

Wichtig aber ist in diesem Zusammenhang die deutliche Hervorhebung des Todestriebes als die in allen Lebenserscheinungen sich äußernde Kraftquelle. Ich müßte das ganze Buch zitieren, wenn ich alle Besonderheiten, worin Ehrenberg diesen Ablauf sieht, nennen wollte. Ehrenberg bespricht auch ausführlich die Analogie (nicht Identität) dieses „Todestriebes“ mit dem Entropiegesetz; auch die Beeinflussung der Funktion durch die

1) Vom Standpunkt des sich fortwährend erhaltenden Lebens aus gesehen wirft nicht der Körper die Geschlechtszellen ab, sondern diese lösen den Körper von sich ab.

leblose Substanz, über die ich im Vorhergehenden ausführlicher sprach, wird hier im speziellen besprochen. Prinzipiell neu scheint mir die Auffassung, daß wir in der Strukturbildung eben die spezifische Funktion des ablaufenden Organismus vor uns haben, wobei wir dann noch unterscheiden müssen zwischen extensiv geformten Dekrementen und intensiv „durchgeformter", maschineller Struktur, welch letztere, wenn sie aus relativ weniger organisierten Produkten entsteht, eine teilweise Erweiterung der Ablaufsmöglichkeit ergibt.

Die Strukturierung des Protoplasmas wird sich auch im Verhalten zeigen, und wir wissen ja, wie vorteilhaft eine gewisse Strukturierung, Mechanisierung sein kann, wie das reiche Kulturleben ohne diese Mechanismen unmöglich wäre. Wir können aber nicht die Grenze angeben, wo sie das Leben zu behindern beginnen. Auch gibt Ehrenberg keine genauen Merkmale an, woran wir mikroskopisch an den Zellen hemmende und raumgebende Gebilde voneinander unterscheiden könnten. Wohl haben wir da etwas Handgreiflicheres in den Alters- und Intoxikationserscheinungen, in Pigment, Schutt usw., aber inwiefern beim normalen Leben bei größerer Mechanisierung des Verhaltens nichtpathologische eventuell reversible Veränderungen normaler Struktur sichtbar würden, darüber wissen wir nichts. In beiden Hinsichten, anatomisch wie psychologisch, brauchen wir hier nähere Untersuchungen und Differenzierungsmerkmale. Doch ist es wichtig, daß wir die Hauptlinie, daß Struktur teils Vorteil, doch schließlich Nachteil bringt, deutlich sehen.

Die Freudsche Unterscheidung zwischen Todestrieben und Erotik kann aber besser mit den — unbekannten — Momenten, die die neue Spannung bewirkt haben und wieder bewirken, in Verbindung gebracht werden; die Ehrenbergsche reine Ablauftheorie wird den beschriebenen Tatsachen nicht voll gerecht.

Wenn wir nun dabei bleiben wollen, die Erotik als Lebenstrieb zu bezeichnen, weil sie nun einmal typischerweise neue Spannungen auslöst, neue Gefälle herstellt, neues Leben produziert, weil sie die tonischen vitalen Spannungen erzeugt, die wir als „gebundene Energie", und die, welche wir nach Freud als „desexualisierte Libido" in den Organisationen des Ichs antreffen, so behalten wir hiemit vor allem eine auf der Empirie basierte Nomenklatur bei.

Dann müssen wir die Möglichkeit anerkennen, daß auch diese Libido noch wohl genetisch mit einer Todessehnsucht oder einem Todesstreben verwandt gedacht werden kann, doch brauchen wir darüber für die Psycho-

analyse *sensu strictiori* keine definitive Entscheidung zu treffen. Wohl aber scheint es mir notwendig zu bedenken, daß es Erscheinungen im Verhalten der lebenden Organismen gibt, die eine aparte Gesetzmäßigkeit zeigen und die sich auf Gesetzmäßigkeit der toten Substanz zurückführen lassen. Nach dem oben Gesagten muß man diesbezüglich unterscheiden:

a) *Das Immer-wieder-abgeführt-Werden der beweglichen Energie*, wenn diese durch irgendwelche Ursache sich angehäuft hat. Dies muß meines Erachtens damit in Zusammenhang stehen, daß die vitalen Erscheinungen sich immer an der Materie abspielen, daß das Protoplasma aus an sich leblosen Molekülen aufgebaut ist und daß die Entropietendenzen dieser Moleküle doch nicht spurlos verschwinden können. Daß erst eine gewisse Kumulation der Erregung die Entladung erzwingt und diese nicht sofort in Erscheinung tritt, läßt sich nur als eine Eigentümlichkeit feststellen, aber noch nicht genügend erklären;

b) *Die Behinderung der vitalen Funktion durch „geformte" Stoffe,*[1] *sei es ganz leblose Materie, sei es gebildete Struktur, die noch mehr oder weniger vitale Eigenschaften zeigt.* Wir haben hierbei meines Erachtens an erster Stelle zu denken an die besprochenen Phänomene: Tod, Schlaf, Ermüdung, Trägheit, Intoxikationszustände, Intoxikationspsychosen. Direkte Behinderung durch „Endprodukte" ist noch zu unterscheiden von der im geformten Stoffe wirkenden energetischen Tendenz zur Steigerung der Entropie, die damit zugleich die vitale Funktion behindert.

Die Erscheinungen, die man bei Schizophrenie aus einer Abnahme der psychischen Energie erklären möchte, würden sich in manchen Fällen auch hieraus erklären lassen, wenn man dabei nur bedenkt, 1) daß auch ein Übermaß von Libido in gewissen psychischen Systemen, die die Aktivität anderer Systeme hemmen, solche Erscheinungen — wie das die Psychoanalyse gezeigt hat — verursachen kann und 2) daß wir es hier vielfach nicht so sehr mit einer regelmäßig verringerten Aktivität oder einem allgemeinen Mangel an Libido zu tun haben, sondern oft nur mit einer partiellen, in psychischen Systemen oder Hirnregionen lokalisierten Behinderung des Eros, die durch den anders gerichteten Todestrieb verursacht wird. Während der vielleicht überstarke Eros treibt, zieht das Tote. Auch Erregungszustände können Ausfluß von verringerter vitaler Spannung sein, da auch Intoxikationen Enthemmung, Ausschaltung oder Vernichtung der hemmenden psychischen

1) Ob wir diese Stoff- und Strukturbildung selbst nun auch restlos als „Todestrieb" erklären wollen oder als eine Äußerung der typisch vitalen Funktion, kann hier außer acht gelassen werden.

Instanzen bewirken können. Ob die Endprodukte die ektropische Tendenz mehr oder weniger behindern als die zu weiterem Zerfall tendierende Materie, wie und wann eine „intensive" Strukturierung die Aktivität des Protoplasmas unterstützt, und welche physiologischen Stoffe dabei in Frage kommen, darüber wird uns die Physiologie irgendeinmal hoffentlich noch genauer aufklären.

Beide Fälle, a) und b), darf man also auf das Konto der „Todestriebe" schreiben. Wünscht man einen anderen Namen als „Todestrieb", so muß man doch jedenfalls die prinzipielle Unterscheidung beider Fälle einerseits von den Lebenstrieben aufrechterhalten.

Jedenfalls sind diese „Todestriebe" oder wie man sie sonst zu nennen wünscht, Faktoren, die zum Verständnis des psychischen Verhaltens nicht vernachlässigt werden dürfen, jedenfalls sind es Faktoren, die ohne Widerspruch „jenseits des Lustprinzips" liegen, wie Freud das für die nichterotischen Triebe forderte. Wenn man konsequent hedonistisch argumentieren will, läßt sich noch wohl verteidigen, daß Versuche, Reizschutz zu erlangen, Wiederholungsstrebungen und ein Trieb zu töten, zu destruieren, stets mit Lust einhergehen müssen, wenn sie Erfolg, Befriedigung erreichen.[1] Aber Lust kann man jedenfalls nur mit lebendigem Geschehen verbunden denken, — bei physikalischen und chemischen Reaktionen kann man nicht von Luststreben reden. Wir haben uns bei unserer empirischen Psychologie ängstlich vor aller metaphysischen Aprioristik über Zusammenhang von „Leib" und „Seele" zu hüten oder vor Vorurteilen in der Frage, ob die „psychische Energie" aus physikalisch-chemischer sich endgültig aufbauen läßt oder nicht. Aber die Tatsache, daß Lebendiges vom Leblosen beeinflußt wird, daß die Kräfte des Leblosen das Leben, die „Seele", die spezifisch vitalen Reaktionen mehr oder weniger beeinflussen, dürfen wir nicht übersehen. Während die vitalen Reaktionen vielleicht alle unter der Herrschaft des Lustprinzips stehen, sind diese Reaktionen des Leblosen zweifellos immer jenseits des Lustprinzips.

Bei der Frage der Stoff- und Strukturbildung als vitaler Funktion haben wir noch einer Auffassung von Schilder zu gedenken. Er schreibt, über die Automatisierung sprechend:[2] „Ähnliches spielt in unserem Seelenleben eine bedeutsame Rolle, ich erinnere an das Schreiben. Einzelne Teilakte, die vorher klar bewußt waren, sind jetzt auf einer niedrigeren Bewußtseinsstufe, andere scheinen überhaupt ausgefallen zu sein. Kretschmer

1) Wie z. B. Karl Bühler das für die Wiederholungstendenzen verteidigt in „Die Krise der Psychologie". 1927.

2) Medizinische Psychologie. 1924. S. 226.

spricht treffend von einem Gesetz der formelhaften Verkürzung. Was ist aus diesen ausgefallenen Teilstücken geworden, sofern sie nicht doch auf niedrigerer Bewußtseinsstufe erhalten bleiben? Sie sind offenbar ins Körperliche abgestiegen, sie sind Form geworden. Der Bizeps des Athleten wird mächtiger. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß nicht nur der Bizeps, sondern auch der Hirnapparat solche dauernde Umgestaltung erfährt. Aber was im Verlaufe einer formelhaften Verkürzung zum Organischen wird, ist außerpsychisch geworden und scheint auch nicht mehr ein psychisches Reversibel zu sein." Wenn ich vorausschicke, daß ich mich Schilders Auffassungen über das Psychische nicht ganz anschließen kann, wodurch ich Gefahr laufe, seine Gedanken anders zu verarbeiten als er selbst es tun würde, so muß ich doch sagen, daß mir dieses Zitat ganz in den Rahmen der hier ausgeführten Betrachtungen zu passen scheint. „Psychische Akte können ins Körperliche absteigen", Form werden. Das kann doch wohl nichts anderes besagen, als daß eine Änderung, und zwar eine Struktur, im Protoplasma entsteht. Aus dem „Seelischen" entsteht so etwas „Körperliches". Während ich nun selbst diese Unterscheidung von „Seele" und „Körper" als vermeidbare Metaphysik betrachte, und lieber „behaviouristisch" nur das Verhalten des lebenden Organismus Mensch objektiv betrachte,[1] — wobei ich glaube, am besten mit der objektiven Betrachtungsmethode der Psychoanalyse im Einklang bleiben zu können,[2] — hat dieser Ausdruck von etwas „Seelischem", das „ins Körperliche sinkt", in diesem Zusammenhange etwas ungemein Bestechendes. Die Tatsache, daß das plastische Protoplasma sich mehr oder weniger strukturieren kann, scheint mir hiedurch treffend gekennzeichnet. Je differenzierter, je mechanisierter das Leben wird, desto mehr tritt das Verhältnis des Protoplasmas zugunsten der aus ihm geformten Elemente zurück. Die „Automatisierung" muß auch wohl mit Strukturbildung im Protoplasma zusammengehen. Die gebildete Struktur ermöglicht dem Menschen erst das Leben. Aber eine zu große Mechanisierung kann dem Verhalten des Menschen schließlich verhängnisvoll werden, wie auch die Zelle, die zu viel Form abscheidet, voll läuft. Daß etwas „Seelisches" zu etwas „Körperlichem", also kategorisch Verschiedenem wird, hat auch Schilder dabei wohl nicht gemeint, wohl

1) Sind wir nicht vielleicht am allernaivsten, fragt Ehrenberg a. a. O., S. 336, wenn wir Körperleben und Seelenleben voneinander scheiden und uns dann die philosophischen Köpfe über ihre doch unleugbaren Beziehungen zerbrechen?

2) Wenn man nur nicht alle Einseitigkeiten Watsons mit der behaviouristischen Einstellung verknüpft.

eher hat man dabei zu denken, daß das „Seelische“ dem „Körperlichen“ eine Form aufstempeln kann und selbst gewissermaßen verschwinden; doch kommt man auch ohne diese Terminologie aus, wenn man bedenkt, daß das Seelische, d. h. das Lebendige[1] *allmählich* zu Totem wird, daß das lebendige Protoplasma Differenzierungen annimmt, geformte Bestandteile ausscheidet, altert und schließlich — (wenn keine Struktureinschmelzung und -abfuhr stattfinden kann) — stirbt. Je strukturierter die ausgeschiedenen Stoffe sind, je mehr „Seelisches ins Körperliche“ hinabgestiegen ist, desto besser kann sich das Leben darauf entfalten, je ungestalteter, schuttartiger sie aber sind, desto stärker wird das Leben nach dem Tode gezogen. Doch ein Übermaß an Struktur beansprucht die vitale Kapazität übermäßig; je mehr das Leben organisiert, mechanisiert, amerikanisiert wird, je mehr, wie man wohl sagt, „die Seele daraus schwindet“, um so mehr wird ein Zug in Todesrichtung darauf ausgeübt, um so mehr trocknet es zu einem seelenlosen, halblebendigen Systemwirbel ein.

Alexander sagt im Anschluß an seine oben besprochenen Auffassungen über das Entropiegesetz:[2] „In der Biologie kommt diese Gesetzmäßigkeit in der Bildung des Körpers zum Ausdruck, in dem ehemalige psychische Vorgänge, die einen Sinn und Zweck gehabt haben, zu Reflexen und Automatismen erstarren. So erhält das ewige Rätsel der Biologie, der sinnvolle Aufbau des Körpers mit allen seinen anatomischen und physiologischen Einrichtungen, die den Eindruck machen, als ob der Körper von einem verständigen Geist erschaffen wäre, seine zwanglose Auflösung: der Körper wurde tatsächlich von einem verständigen Geist erschaffen, nur nicht von einem Geist, der außer ihm, sondern der in ihm lebt und immer in ihm gelebt hat. Der Körper mit allen seinen Einrichtungen ist das Erstarrungsprodukt ehemaliger seelischer Einzelleistungen im Anpassungskampfe. Im Laufe der biologischen Entwicklung wird Körper aus der Psyche.“ Nach dem oben Gesagten brauche ich nicht nochmals auseinanderzusetzen, mit welcher Einschränkung ich dieses für richtig halte. Allein Alexander scheint zu meinen, daß das hier Beschriebene mit der Überführung von freier in tonische Energie zusammenfällt. Und da wird es um so deutlicher, daß eine genauere Definierung des Begriffes „tonische Erregung“ nötig ist. Denn wenn man den Körper als ein „Erstarrungsprodukt“ der Seele auffaßt, dann ist er damit zu einem Apparate geworden, der funktioniert,

1) Seele ist Leben. Es ist hier nicht die Stelle, diese klassische Auffassung des Seelischen, die auch wieder die moderne ist, zu verteidigen.

2) a. a. O., S. 35.

wenn aus dem noch plastischen, nicht erstarrten Teilen (aus dem Psychischen) neue Erregung ausgeht, die den Apparat benutzt. Aber der Apparat selbst tut nichts mehr; er ist erstarrt. Jedoch ein System mit tonischer Libido strebt noch fortwährend aus sich selbst in konstanter Weise.

Ist die Strukturbildung nun aber als Entropiephänomen, als Todesstreben zu betrachten? Sie bringt doch schließlich Tod mit sich. Ist es eine Triebäußerung, die nach Wiederherstellung eines früheren Zustandes strebt? Struktur war doch uranfänglich gewiß nicht da. Es ist die „Funktion" des Lebens, Struktur zu bilden, sagte Ehrenberg. Aber mit dem Tode wird auch diese Struktur wieder zerstört, zu Schutt gemacht. Wir haben in der Strukturbildung, wenn etwas Seelisches ins Körperliche sinkt, also wohl eine Mischung zu sehen aus dem Organisation bringenden Lebenstrieb und der Erstarrung bringenden Todestendenz. Halb sinkt das Seelische, durch eigenen Lebenstrieb dazu gezwungen, in die Struktur, halb zieht der Todestrieb es dahin.

In der Psychoanalyse, wo wir mittels Aufhebung der Widerstände in der Übertragung neurotische Mechanisierungen auflösen, zerstören wir die zu unrechter Zeit gebildeten Strukturen. Wir sehen dann, wie die Plastizität des lebendigen Lebens sich wieder neu entfalten kann; wir entreißen also den Todestrieben dieser Klassifikation Material. Warum diese Loslösung bei den Schizophrenien im allgemeinen nicht gelingt, müssen wir zum Teil wohl aus dem, was man gemeinlich „die Intoxikation" nennt, erklären, oder wahrscheinlich besser aus der Tatsache, daß durch die Intoxikation in vielen Fällen das Protoplasma der Ganglienzellen in dekrementartigen, oft amorphen Substanzen auseinandergefallen ist. (Die „echte" Dementia praecox, die Dementia praecox „type Morel" von Claude. Dasselbe sehen wir bei Dementia paralytica und anderen Intoxikationspsychosen.) Hier ist irreversibles Wirken des Todestriebes. Aber es gibt auch Fälle von Schizophrenie, die von Laforgue nach Claude sogenannte „Schizomanie", die nach dem Urteil mancher Autoren psychoanalytischer Behandlung zugänglich sind.[1] Der Zug des Toten äußert sich hier im Verhalten des Lebendigen weniger stark, die Lebenstriebe sind hier weniger von Todestrieben beeinflußt. Die Differentialdiagnose zwischen diesen Formen muß noch näher studiert werden und wird vom höchsten therapeutischen Interesse sein.

1) R. Laforgue: Schizophrenie, Schizomanie und Schizonoia. Zeitschrift für die ges. Neur. u. Psych. Bd. 105. S. 451.

Und jetzt wollen wir zu der von uns vernachlässigten Freudschen Spekulation über die Umwandlung des in allem Protoplasma bestehenden Strebens nach der Ruhe des Todes — zum Trieb, gewisse Objekte zu destruieren, zurückkehren, zur Frage der Umwandlung des Todestriebes in einen Destruktionstrieb. Wenn dieses geschehen kann, haben wir hierbei zwei Dinge zu bedenken. 1) Die Tendenz nach Ablebung von Vitaldifferenzen findet ihre Quelle in allen Körperzellen. Ehe sich diese über den ganzen Körper zerstreuten Kräfte zu einer einheitlichen Tendenz des Ich oder der Gesamtpersönlichkeit zusammenschließen und sich so integrieren, daß sie sich auf ein bestimmtes Objekt richten, statt in der Dispersion zu verharren, wo jedes Molekül nur versucht, Ruhe für sich zu bekommen, muß meines Erachtens etwas dazukommen, was prinzipiell verschiedener Natur ist. Denn wir kennen die Tendenz zu organisieren, das Organische zu immer größeren Einheiten zu integrieren, als typische Eigentümlichkeit der Erotik, und wenn die lebendige Materie dieses Verhalten zeigt, werden wir das doch an erster Stelle auf Konto der Erotik schreiben. Es scheint mir also jedenfalls notwendig, die Organisation der Todestendenzen, die Zusammenfassung der zerstreuten zellulären Todestriebe zu der umfassenden Einheit eines Destruktionstriebes auf eine primäre Mischung dieser Tendenz mit erotischen Qualitäten zurückzuführen; vielleicht könnte man in anderer Terminologie auch sagen: eine Beseelung, Belebung des Leblosen.

2) Nicht alle Energie des nach Entropie strebenden Organischen kann in einem Destruktionstrieb nach außen gewendet werden und sich sadomasochistisch an Objekten betätigen. Denn wenn aller Todestrieb nach außen gewendet werden könnte, dann brauchten wir eigentlich gar nicht zu sterben! Ein Teil der Destruktionstendenzen bleibt aber in den Zellen zerstreut, um periodisch wieder anzuschwellen und am Ende des Lebens ein Übergewicht über die Erotik zu bekommen, wodurch Tod statt Leben, Zerfall statt Bindung, Schutt statt Protoplasma entsteht.

Zusammenfassung.

Die Tendenz nach Ausgleich von Spannungen ist die typische Tendenz des Leblosen.

Die Tendenz nach einer konstanten zu fortwährender Betätigung führenden Erregung ist dem Lebendigen inhärent.

Der typische Lebenstrieb, die Erotik, strebt nach zwischen Bedürfnis und Befriedigung polarisierter Spannung von relativer Konstanz.

Insofern Lebloses das Lebendige mehr oder weniger beeinflußt, beeinflussen auch die Tendenzen des Leblosen das Verhalten des Lebendigen mehr oder weniger und lassen sich als Todestriebe daran aufzeigen. Wir erkannten sie in: Sterben, Altern, Schlaf, Trägheit, Ermüdung in gewissen Erscheinungen bei Intoxikationspsychosen und Intoxikationen, in dem stets wieder zur-Entspannung-Kommen der freien Energie und möglicherweise auch in dem Überführen der beweglichen Vorgänge in tonische Vorgänge. Auch in der Strukturbildung haben wir einen Einfluß einer Erstarrungstendenz vor uns.

Wenn diese Todestriebe sich nach außen wenden und zu einem Trieb, zu töten, zu destruieren, werden können, wird eine Organisationstendenz (die wir gewohnt sind mit der Erotik in Zusammenhang zu bringen) sich ihnen beimischen müssen. Ein großer Teil der Todestendenzen läßt sich aber nie nach außen abführen.

Eingegangen im Dezember 1928.

Zu Freuds Kulturbetrachtung

(»Das Unbehagen in der Kultur«)

Von

Theodor Reik

Berlin

I

Die letzten Schriften Freuds sind auch für viele, die sich seine Anhänger nennen, eine Quelle ernster, manchmal peinlicher Verlegenheit geworden. Ihre Einreihung bereitete gewisse Schwierigkeiten, ihre Etikettierung innerhalb der wissenschaftlichen Literatur vollzog sich nicht so glatt als es wünschenswert gewesen wäre. Sie hatten wenig mit den Problemen der Neurosenlehre in jenem engeren Sinne zu tun. Sie waren eher eine besondere Art Erörterung und Kritik der abendländischen Kultur, ein Versuch der Kulturbetrachtung — doch unternommen unter denselben Gesichtspunkten, die früher die psychologische Durchdringung der Psychoneurosen bestimmt hatten. Der entwaffnenden Naivität einiger Kritiker scheint es nun, als sei der Bogen, der von der einen Gruppe der Freudschen Arbeiten zur anderen führt, die Identität der Person. Er ist eher die einer Persönlichkeit, die gewohnt ist, ihre Gedankenwege bis ans Ende zu gehen.

Nicht nur der Inhalt dieser Probleme, auch die Art ihrer Behandlung mußte ernstes Befremden hervorrufen. Es ist nämlich nicht mehr zu verkennen, daß sich Freud in diesen letzten Schriften subjektiver gibt als in den früheren, daß er etwas von seiner persönlichen Stellung zu den großen Fragen der Zeit und der Zeiten verrät. Gegenüber der nur dem Forschungsobjekt zugewandten, unpersönlichen Haltung früherer Jahre getraut er sich nun der Äußerung eigener Ansichten, die von der Tradition erheblich abweichen. Die Wissenschaft wird gewiß emphatisch erklären,

daß sie mit all dem nichts zu tun hat und daß es wissenschaftlich nicht zu verantworten sei, eigene Ansichten über die Beziehungen von Glück und Kultur zu äußern. Ist nicht „Die Zukunft einer Illusion" gewissermaßen das Credo eines Glaubenslosen, enthält nicht „Das Unbehagen in der Kultur" ein Stück Weltanschauung eines Beobachters, der sich von Weltanschauungsfragen sorgfältig ferne hielt? Man erinnert sich noch der strengen Zurechtweisung, die Freud nach der „Zukunft einer Illusion" von Abderhalden und anderen Klinikern erfuhr. Sie wird sich jetzt verschärft wiederholen. Kultur und Glück — so spricht man nicht zu Internisten.

Freuds Subjektivität hat freilich ihren besonderen Charakter: noch im Persönlichen tritt das Überpersönliche hervor. Es sind noch immer Beobachtungen vom anderen Ufer. Anders ausgedrückt: der Eindruck persönlicher Anteilnahme an den Problemen schließt den anderen nicht aus, daß diese Probleme dennoch schon aus einer großen Distanz gesehen sind. Als der Kern dieses Subjektivismus erscheint die stillschweigende Voraussetzung, die Tradition als Argument nicht gelten zu lassen. Der als selbstverständlich gefühlte Vorsatz, die allgemeine Meinung zu überprüfen, auch wenn sie jahrhundertelang allgemein war. Er hat uns Schüler durch sein Vorbild und seine Kritik gelehrt, die Hochschätzung jeder ernsten Forscherarbeit mit einer gewissen Respektlosigkeit gegenüber dem konservativen Geist der Wissenschaft zu verbinden.

Auch in anderer Richtung ist der Charakter dieser letzten Schriften von dem der früheren unterschieden. Die Andacht vor dem Kleinen ist noch immer da, aber die großen Zusammenhänge treten daneben hervor. Das Mikroskop wird oft beiseitegelegt und das Fernrohr herangerückt. Eine Mahnung aus den Makamen des Harîrî bezeugt die Berechtigung, ja Notwendigkeit eines solchen Wechsels des Standpunkts:

> „Zu nah den Augen ist nicht besser als zu fern —
> Dich selbst durchschaust du nicht und nicht den Weltenstern."

Noch immer ist Klarheit das Ziel der Arbeit, aber manchmal tritt nun Abgeklärtheit in den Vordergrund. Noch immer ist der Beobachter in Freud übermächtig, aber daneben erscheint der Betrachter. Noch immer ist es das Wissen, dem sein bestes Streben gilt, aber manchmal wird es von dem nach Weisheit abgelöst.

Ein Einwand sagt: dieser Eindruck ergebe sich einfach daraus, daß die letzten Schriften Freuds Themen behandeln, die sich so sehr von den früheren unterscheiden. Man könne doch den Kampf zweier Urtendenzen

der Entwicklung, das Ringen um die Kultur nicht in demselben Geiste, nicht mit derselben unpersönlichen Objektivität behandeln wie etwa die Darstellung eines Falles von Hysterie oder Zwangsneurose? Hier trete einfach jene Eigenschaft hervor, die sich der Akkomodation des Auges vergleichen lasse, eine Fähigkeit, sich für größere und kleinere Entfernungen einzustellen. Das läßt sich hören — wenn es auch manchmal etwas zu sonor, zu volltönig vorgebracht wird. Immerhin erklärt es nicht, warum Freud in den letzten Jahren immer wieder gerade diese Probleme in das so akkommodationsfähige Auge faßt — nachdem er so lange immer nur das Kleine, ja Kleinste aufmerksam betrachtete. Zugegeben, daß das zu Betrachtende eine Änderung der Betrachtungsweise bedingt, aber erklärt dies den Wechsel der zu betrachtenden Gegenstände?

Was hier an Gedanken und Erwägungen, Einfällen und kritischen Überprüfungen zutage tritt, scheint fertig und gerüstet, so wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervortritt. Diese Erkenntnisse, die so überraschend anmuten, scheinen nicht erarbeitet, sondern selbst irgendwie geheimnisvoll aufgetaucht. Sie sind auch nicht erarbeitet im Sinne bürgerlichen Gelehrtenfleißes und mühseligen Nachdenkens, sie sind Funde. Dennoch ist jener Eindruck unrichtig. Die Freudschen Entdeckungen sind so lange und so langsam im Stillen gereift, daß sie gewissermaßen fertig an ihren Entdecker herantraten. Diese vollen Eimer kühlen, klaren Getränkes kommen aus tiefem Brunnen; sie haben lange gebraucht, bis sie an deren Rand gelangten.

Die Lektüre jedes Freudschen Buches hinterläßt den Eindruck: dieser Forscher sieht die Dinge so, wie wenn er sie zum erstenmal sehe. Der Eindruck entsteht dadurch, daß Freud die Dinge so oft und so lange betrachtet hat, bis er sie gleichsam wieder zum erstenmal sieht, das heißt: zum erstenmal etwas Neues in ihnen sieht.

Auch die Überlegungen in „Das Unbehagen in der Kultur“ scheinen eben jetzt geboren, dem Tage ihrer Niederschrift anzugehören. Sie sind doch nicht von heute und nicht von gestern. Sie stammen von viel früher und sind nur gestern und heute wieder überprüft worden.

II

Nach der Lektüre der „Zukunft einer Illusion“ wurde hier die Vermutung ausgesprochen, der Autor habe ursprünglich die Absicht gehabt, die Kulturbedingungen allgemein zu diskutieren, die Illusionen, welche die Kultur-

entwicklung begleiten, einzeln aufzuzeigen. Hat Freud diese Absicht in dem neuen Buche ausgeführt? Nein, aber er gab etwas Ähnliches: eine Fuge über das Thema Kultur und Menschenglück in einem *Allegro*, das am Ende *maestoso* genannt werden müßte.

Die Einleitung des Buches steht jenem ursprünglichen Plane noch am nächsten. Sie scheint mir der schwächste Teil der Schrift, scheint mir nur halb gelungen, verglichen mit den Einleitungen anderer Bücher Freuds, das will sagen: gemessen am höchsten Maßstab. Ist der Abschnitt von allem Anfang an als einleitender dieser Schrift geschrieben worden? Ist er nicht etwa erst später an diese Stelle gerückt worden? Wie dem auch sei, er würde seine Bedeutung auch außerhalb dieses Buches behalten. Die Verbindung des Abschnittes mit dem Hauptteil des Buches ist sehr lose — wenn man nicht die äußeren Bindeglieder, sondern das wesentliche innere Band beachtet. Was hier vorausgeschickt wurde, läßt das Folgende nicht im geringsten ahnen. Es ist eher ein Prolog, der mit dem folgenden Drama wenig zu tun hat, als ein Vorspiel, das die Handlung vorbereitet.

Eine Vermutung drängt sich hier auf: vielleicht ist der Ausgangspunkt der Einleitung für diesen Charakter des Detachierten, der ihm anhaftet, verantwortlich zu machen. Der Abschnitt wird nämlich von den Äußerungen zweier Freunde des Autors eingerahmt. Die erste — hier hebt das Thema dieses Abschnittes an — behauptet, die eigentliche Quelle der Religiosität sei ein Gefühl wie von etwas Ewigem, gleichsam „Ozeanischem". Dieses Gefühl habe er, jener Freund, in sich und vielen anderen gefunden. Der andere Freund versichert, er könne in den Yogapraktiken etwa durch besondere Atmungsweisen neue Empfindungen und Allgemeingefühle in sich erwecken und in der Ekstase zu vielem, bisher verschüttetem Wissen vordringen. Sind diese Äußerungen würdig, als Karyatiden des Gebäudes zu erscheinen? Sie überraschen durch ihren besonderen Mangel an Neuheit. Ihr Inhalt ist um einiges öfter gehört worden als der anderer alter Weisheiten. Er füllt die Bücher der Frommen und Weisen nur seit einigen Jahrhunderten. Freud steht diesen Äußerungen seiner Freunde wahrhaftig nicht kritiklos gegenüber; aber er benützt sie als Sprungbretter und hätte so viel bessere wählen können. Er widmet ihnen ein Interesse, das durch die Freundschaft erklärlicher ist als durch ihren Inhalt. Er findet sich „durchaus bereit" anzuerkennen, es gebe bei vielen Menschen ein ozeanisches Gefühl jener Art. „*I am rather sceptical.*" Ich hege den Verdacht, es handle sich bei jenem Freunde, nun, eher um ein Sentiment als um ein Gefühl. Wie soll man es möglichst schonend ausdrücken? Es besteht ein krasses Mißverhältnis

zwischen diesen Äußerungen der beiden Freunde und den folgenden Äußerungen des dritten, der sie anführt.

Der Abschnitt gipfelt nicht in der Diskussion der ozeanischen Empfindung und der Zurückführung dieser ziemlich fragwürdigen Erscheinung auf die Entwicklung des Ich-Gefühles. Ein Seitenweg, der bedeutsamer wird als der zuerst eingeschlagene, eröffnet das Problem der Erhaltung des Psychischen. Freud gibt auch hier eher Andeutendes als Ausgeführtes, eher Hinweise auf eine Lösung als diese Lösung selbst, eher fruchtbringende Zweifel als inhaltsleere Gewißheiten. Der Bildungspöbel aller Länder schätzt solche Versuche nicht: er liebt an der Wissenschaft die Sicherheiten. In der Wissenschaft wie auf allen Gebieten des Lebens gilt ihm die Losung: zuerst Sicherheit. Der Zweifel ist ein Feind der göttlichen und menschlichen Ordnung.

Der Höhepunkt dieser Einleitung liegt auf jenem Spaziergang auf dem Seitenwege: in einem Vergleich der Eigentümlichkeiten seelischer Vorgänge mit den Besonderheiten eines wechselnden Stadtbildes. Freud hat sich bereits des öfteren — z. B. in der Notiz über den Wunderblock und in verstreuten Bemerkungen — bemüht, jenen Dauer im Wechsel, jenen Wechsel in der Dauer der psychischen Prozesse darzustellen. Der hier vorliegende Vergleich kommt der so schwer beschreibbaren Sachlage am nächsten — wenngleich nicht nahe genug. Er ist besonders anschaulich und endigt doch im Unanschaulichen. Es ist, als wolle man in der hohlen Hand fließendes Wasser ballen. Es ist zuviel und doch nicht genug. Die einander ablösenden und doch nebeneinander bestehenden Gestalten der „ewigen Stadt" sich zu gleicher Zeit vorzustellen ist unmöglich und dennoch würde nur eine solche Vorstellung — vergleichsweise gesprochen — ein Verständnis für die Eigenart des psychischen Geschehens ergeben. Es ist ein Versuch, was wir besitzen, wie im Weiten zu sehen und, was verschwand, zu Wirklichkeiten werden zu lassen — in einem anderen Sinne als jene Zeilen Goethes, doch in einer ähnlichen Sinnesart. Nur wer versucht hat, die Besonderheiten des Psychischen in ähnlichen Bildern — etwa in dem bei den Analytikern beliebten Vergleich mit einem Palimpsest — festzuhalten, wird den Freudschen Vergleich völlig würdigen können. Sollte mich übrigens mein Gefühl irreführen, wenn ich zu erkennen glaube, daß dieser Vergleich durch die unbewußte Erinnerung an einige Reden Giacomo Bonis und Nicole Langeliers in Anatole Frances „*Sur la pierre blanche*" angeregt wurde?

Immerhin führt auch diese Diskussion eher vom Hauptthema der Untersuchung weg als zu ihm hin. Freud scheint dies selbst anzudeuten, wenn

er sagt, das Thema sei so reizvoll und bedeutsam, daß wir ihm auch „bei unzureichendem Anlaß“ Aufmerksamkeit schenken dürfen. Innerhalb der strengen und großen Linien des Freudschen Werkes ist diese Einleitung mit allem Bedeutenden und Anregenden ein Stück von lässigerer Architektur.

III

In großen, reinen Linien bewegt sich die folgende Untersuchung über die Möglichkeiten des Glückes innerhalb der Kultur — bis sich diese Linien vereinigen, verschlingen und das Ganze vielgestaltig und höchst mannigfaltig erscheint, um sich endlich in zwei große Gegensätze zu sondern. Was zuerst gezeigt wird, ist die Fadenscheinigkeit der Glücksfetzen, die sich der Mensch mühsam erkämpft, ist die Bedrohung und Beeinträchtigung der Glücksmöglichkeiten durch die Kultur. Das Glück ist im strengsten Sinne kein irgendwie dauerhafter Zustand; es „entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgestauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich“. Die nach vielen Richtungen auseinanderstrebende Untersuchung — man könnte sie einer Rhapsodie vergleichen — schließt sich doch von allen Seiten wieder zu dem Resultat zusammen, daß die Wege zum Glück verschieden seien und ihre Gemeinsamkeit nur darin liegt, daß sie alle ihre Ziel nicht erreichen. Keiner der Wege führt völlig bis dorthin. Dennoch bleibt das Glück ein uns gestelltes Problem der Libidoökonomie, dessen Lösung jeder nach seiner Art versuchen muß.

Die großen Wege des Glücksstrebens oder der Leidabwehr werden mit ihren psychologischen Besonderheiten dargestellt. Dreierlei sind diese Mittel, das Leid zu mildern: Ablenkungen, die uns unser Leben gering schätzen lassen, Ersatzbefriedigungen, die es verringern, Rauschstoffe, die uns für dasselbe unempfindlich machen: („Dreifach haben sie mir gezeigt, wenn das Leben uns nachtet, wie man's vertrinkt, verspielt, vergeigt und es dreifach verachtet.“)

An keiner Stelle dieser Ausführungen geht der Ton des Forschers oder Beobachters in den eines Führers zum Lebensglück oder eines philosophischen Ratgebers über. Er bleibt sachlich, ruhig, wo Schmerzlichstes behandelt wird. Er scheint manchmal geradezu absichtsvoll kühl, wo für jeden Empfindlichstes besprochen wird. In einem einzigen Satze klingt so etwas wie ein lehrhafter Unterton an: „Wie der vorsichtige Kaufmann es vermeidet, sein ganzes Kapital an einer Stelle festzulegen, so wird vielleicht die

Lebensweisheit raten, nicht alle Befriedigung von einer einzigen Strebung zu erwarten" (S. 37). Solche Mahnung, der griechischen Anschauung von der Sophrosyne verwandt, hat ihre Berechtigung in sich, aber Freud weiß gewiß, wie vergeblich sie bleiben muß. Es scheint, als müsse jede Jugend ihre Illusionen hegen und in Schutt versinken sehen, als könne wirklich keiner keinem ein Erbe hier sein. Aller Wandel der Menschen scheint immer derselbe zu sein und keine Generation von der früheren viel zu lernen. Was an Einsichten übernommen wird, versinkt rasch vor der Erregung des Tages. Der Lebenssatte kann den Lebenshungrigen nicht verstehen — ein Spezialfall des gegenseitigen Nichtverstehens, das die dauernde Grundlage der Gesellschaft ist.

Auch die geschlechtliche Liebe wird nach ihrem Glückswert gewürdigt; daneben das Leid, das sie verspricht und hält. Fraglos hat die Beziehung zwischen Mann und Frau einen bedeutsamen Anteil an der Kulturentwicklung der Menschheit, aber ebenso unzweideutig äußert sich die Entzweiung zwischen der Kultur und der Liebe, die im Gegensatz der Frauen zur Kulturströmung und in der Aufgabe immer ausgebreiteterer Triebsublimierung der Männer begründet ist. (*„Souvent la femme nous inspire les grandes choses"*, sagt Dumas Sohn mit tiefer Verbeugung, aber er fügt, sich aufrichtend, hinzu: *„qu'elle nous empèchera d'accomplir"*). Jene andere flüchtige Reisebekanntschaft des Lebens, die Freundschaft genannt wird, wird hier nur gestreift. Auch das Wort des Weisen, es sei niemand vor dem Tode glücklich zu schätzen, ist nirgends angeführt und bekräftigt. Es scheint, als schätze Freud das Glück, das nach dem Empfange der heiligen Sterbesakramente gefühlt wird, nicht gebührend hoch ein.

Die merkwürdige Untersuchung verengt sich nun zur näheren Betrachtung und psychologischen Einschätzung jener Leidquelle, die wir gemeinhin Kultur nennen. Es eröffnet sich hier eine merkwürdige, antinomische Situation. Die Kultur, der wir doch alle Waffen entlehnen, die wir im Kampf gegen das Leid besetzen, bereitet uns auch Leiden. Sie ist Heilmittel und Gift zugleich. Freud gibt hier eine Art Kulturgeschichte in gedrängtester Form, die Geschichte der Kulturerwerbungen und der Verluste durch die Kultur. Diesem Panorama der Kulturentwicklung kann nur in Freuds Werk Ähnliches zur Seite gestellt werden. Was hier auf einigen Seiten dargestellt wird, gibt Anregungen für die Arbeit einer Generation von Forschern, greift in die Vergangenheit zurück, umfaßt das Heute und sucht das Morgen zu erkennen. Nur auf einige, wenige Aspekte sei hier verwiesen.

IV

Freuds Ausführungen lassen erkennen, daß seiner Ansicht nach die Kulturentwicklung zur Einschränkung der Sexualität drängt. Diese Einschränkung wird dadurch nötig, daß die Beherrschung der Aggressionsneigungen des Menschen so viele lebendige Kraft bindet. An dieser Stelle fallen einige Worte über das Programm jener Bewegung, die meint, das gesamte Unglück der Kulturmenschheit werde nur durch die Einrichtung des privaten Eigentums verursacht und die von dessen Aufhebung das irdische Glück erwartet.

Freud erkennt natürlich an, daß man mit der Aufhebung des Privateigentums der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge entzieht, „gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste". Er gibt sich doch nicht dem rosenroten Optimismus der Anschauung hin, die alles Übel des Einzellebens und des Daseins der Gemeinschaften aus diesem einen Punkte zu kurieren sich vermißt. Wer viele Menschenschicksale sich abrollen gesehen hat, kann jenen flachen Glauben an diese alleinseligmachende Weltordnung nicht teilen. Es scheint, als seien Organisationen zur Einrichtung des Menschenglückes überhaupt wenig aussichtsreich, während die organisierten Bestrebungen, Menschen unglücklich zu machen, sich großer und ausgebreiteter Erfolge rühmen können. Der Mensch gleicht jenem Bäumchen, das immer andere Blätter hat gewollt, und ich zweifle nicht daran, daß es auch dann andere Blätter wollen wird, wenn sein Laub durch und durch rot sein wird.

Wenn Freud hier die psychologische Voraussetzung des Kommunismus als „haltlose Illusion" charakterisiert, so hat er sich damit sicherlich die Sympathien vieler Menschen — und darunter vieler wertvoller — verscherzt. Es scheint indessen sein Schicksal zu sein, sich in einem besonderen Zeitpunkt mit seinen Anschauungen in Widerspruch zu allgemein und gerne geglaubten Anschauungen zu setzen. Schon begann die Lehre von der Verdrängung in der Wissenschaft durchzudringen, schon sah man eine nahe Zeit voraus, da die Theorie der sexuellen Ätiologie der Neurosen sogar den Ärzten einleuchten würde, da erschütterte Freud das allgemeine Vertrauen, das sich ihm langsam zuwendete, durch die Behauptung, daß die Religion von der Art einer Illusion sei. Namentlich die Geister, die naturwissenschaftlich erzogen waren, haben ihm die Enttäuschung, die er ihnen so bereitete, noch nicht verziehen. Die meisten freien Geister sind heute nämlich im tiefsten gläubig. Es ist das Kennzeichen eines wahren

Naturforschers, daß er sich strenge auf sein Beobachtungsmaterial beschränkt, die Bildung jeder Hypothese, die über die Empirie hinausführt, energisch zurückweist und im übrigen unerschütterlich an das Absolute glaubt. Nur auf dieser Grundlage ist freie, voraussetzungslose Wissenschaft möglich.

Die Entrüstung, die sich nach dem Erscheinen der „Zukunft einer Illusion" namentlich in Ärztekreisen erhob, war groß. Die Priester der verschiedenen Religionen verhielten sich verhältnismäßig tolerant, aber einige unserer ärztlichen Kapazitäten erklärten, daß Freud das Heiligste in den Staub zerre. Man behauptet, es gebe eine große Anzahl ungläubiger Priester, aber man wird, wenn man jene Äußerungen über Freuds Buch verfolgt, an der Glaubensstärke mancher Psychiater und Nervenärzte keinen Zweifel mehr hegen.

Die Kommunisten, welche mit tiefer Befriedigung Freuds Ausführungen über die Überflüssigkeit der Religion für unsere Gesellschaftsordnung zur Kenntnis genommen hatten, sahen in Freud bereits einen der ihren, da erklärt er nun, er sehe in der Aufhebung des Privateigentums allein nicht die Morgenröte allgemeinen Menschheitsglückes. Er wird bald die Äußerungen des Unwillens dieser Partei zu hören bekommen. Es scheint das Schicksal seiner Ansichten zu sein, Anstoß zu erregen. A. France behauptet: *„Il est dans la nature des vraies sages de fâcher le reste des hommes."*

Freud ist nicht unbedingt; er ist nicht „unentwegt", wie man es jetzt gerne nennt. Er zieht es vor, aufrichtig zu sein. In einer privaten Diskussion, welche politische Themen streifte, bemerkte er einmal, er erkenne es nicht an, daß man „rot" oder „schwarz" sein müsse. Es genüge, daß man fleischfarben (d. h. ein Mensch in jenem besten Sinne) sei.

V

Es wird den Menschen offenbar nicht leicht, auf ihre Aggressionsneigung zu verzichten. Freud weist auf den Vorteil eines kleineren Kulturkreises hin, welcher der Aggressionsneigung in der Befeindung der Außenstehenden einen Ausweg, sozusagen einen Notausgang bietet. Allein ein solcher Kulturkreis wird auch Objekt der Aggressionsneigung der umgebenden Mächte und seine eigene Kultur ist zum Untergehen, beziehungsweise Aufgehen verurteilt. Gelangt sie aber zur Macht, so wird sie ihre Aggressionsimpulse durchführen können und die Vernichtung der Außenstehenden wird eine ihrer hervorragendsten Kulturleistungen sein. Die Weltgeschichte zeigt, daß jede Nation, welche ein gewisses Kulturniveau erreicht hat, von einer

anderen unterworfen, versklavt, gedemütigt wird, um auf diesem Wege der fragwürdigen Segnungen einer höheren Kultur teilhaftig zu werden.

Es gibt gewiß auch andere Möglichkeiten einer Domestizierung der Aggressionsstrebungen der Menschheit, andere Auswege, die wir vielleicht noch nicht genug gewürdigt haben. Auch hier wird von der Gesellschaft eine zu hohe ethische Forderung präsentiert; sie muß unerfüllbar bleiben. Ein Stück der menschlichen Aggressionsneigungen hat offenbar Anspruch auf Befriedigung. Der mildeste der Menschen, der von ihnen als Heiland verehrt wird, hat harte Ausdrücke nicht vermieden und die Wechsler mit Hieben aus dem Tempel verjagt — was will man da von uns gewöhnlichen Sterblichen erwarten? Man wird eher daran denken müssen, die gewaltigen Aggressionskräfte der Menschen zu kanalisieren als sie zu unterdrücken, da sie sich nicht ausschalten lassen. Eine wirklichkeitsfremde und -ferne Phantasterei erwartet, die Menschen sollten einander lieben. Es ist sehr zweifelhaft, ob die maßvollere Mahnung: „Hasset einander weniger!" irgendeinen Widerklang finden würde, der über ein theoretisches Interesse hinausginge.

Wie mir scheint, besteht ein intimer Zusammenhang zwischen dem Schicksal der Sexualität und der Aggressionsstrebung innerhalb der Kulturentwicklung. Auch die Aggressionsneigungen werden mit dem Alter einer Kultur schwächer — mögen wir immerhin in Ausnahmssituationen an ihre alte elementare Kraft und ihre archaische Formen gemahnt werden. Das Alter einer Kultur schafft den Angriffsstrebungen zum mindestens eine veränderte, humanere Ausdrucksweise. Es entsteht sozusagen eine durch Urbanität gemilderte Form der Aggression.

Mit dem Anwachsen und Ausbreiten der Kultur entsteht außer der wachsenden Triebeinschränkung eine andere Gefahr, die Freud „das psychologische Elend der Masse" nennt. Dieser Kulturschaden werde dort am stärksten hervortreten, wo die gesellschaftliche Bindung hauptsächlich durch Identifizierung der Teilnehmer untereinander hergestellt wird, während Führerindividualitäten fehlen oder nicht die gebührende Bedeutung erhalten. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu betonen, daß solche Einschätzung der Persönlichkeit gegenüber den Massen nichts mit dem banalen Gegensatz von Egoismus und Altruismus zu tun hat. Gerade das Beispiel Amerikas, dessen gegenwärtigen Kulturzustand Freud unter den Schatten jener Kulturgefahr sieht, zeigt, wie irrig eine solche Gleichsetzung wäre. Dieses Land, dessen Slang die Bezeichnung *„Number One"* für „ich" gebraucht, zeigt ein erschreckendes Beispiel von Verarmung großer Individualitäten. Die

Kultur hat hier die Menschen *„standardized“*, aber auch die Anschauungen dieser Menschen.

Es ist gewiß leidvoll, einsam zu sein, aber es bleibt fraglich, ob die Gemeinsamkeit immer Glück bedeutet. Auch ist es möglich, gesellig und doch isoliert zu sein, so wie es andererseits möglich sein muß, allein zu sein und doch an der Gesellschaft teilzunehmen. Die Neurose hat die Tendenz, die Menschen aus der Sozietät zu ziehen, aber vielleicht ist solche Vereinsamung auch eine der Voraussetzungen jeder größeren Kulturleistung? Die Kultur will den Zusammenschluß zu größeren Einheiten. Vielleicht ist aber Kultur — in ihrem tiefsten Sinne — nicht möglich ohne jenen Wechsel von Einsamkeit und Gemeinsamkeit? Es scheint mir auch eine Kulturforderung, daß der Mensch die Einsamkeit verträgt, daß er allein zu sein vermag, daß er nicht gezwungen ist, sich als Massenbestandteil zu fühlen. Vielleicht wird eine künftige Zeit zwischen einer Kultur des Einzelnen und der Masse unterscheiden.

VI

Die Anerkennung eines besonderen, selbständigen Aggressionstriebes gibt Gelegenheit, noch einmal die Entwicklung der analytischen Trieblehre Revue passieren zu lassen. Freud verfolgt sie bis zur Aufstellung des Gegensatzes von Lebens- und Destruktionstrieben. Hier eröffnen sich Aussichten auf die schwierigsten Probleme des Trieblebens in ihrer Beziehung zur menschlichen Kultur. Freud erblickt den Sinn der Kulturentwicklung — sollte man nicht vorsichtiger von ihrem Gesetz sprechen? — in dem Kampf zwischen Eros und Tod, Lebensantrieb und Destruktionsimpuls, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Die Diskussion der Mittel, deren sich die Kultur bedient, um die ihr entgegenstehende Aggression zu hemmen, führt wieder zum Problem des Schuldgefühls zurück, das so oft von den Analytikern diskutiert, noch immer so viel von seinen Dunkelheiten behalten hat. Diese Diskussion zeigt wieder den ganzen Reichtum an Gedanken in der Verfolgung der Prozesse der Verinnerlichung der Aggression, ihrer Wendung gegen das Ich, in der psychologischen Darstellung der Funktionen des Über-Ichs, in der Differenzierung von Schuldgefühl und Reue. Freud beansprucht keineswegs, alle Probleme dieser Art beantwortet zu haben — auch nicht, alle gestellt zu haben. Er hat es ja immer abgelehnt, die Lücken unserer Erkenntnis durch einen Systemüberwurf verdecken zu wollen. Die Verzeihung des Über-Ichs in ihrer Bedeutung für

die Neurose und für das Schicksal des Einzelnen, die unterirdische Verbindung von Trotz und Schuldgefühl, die von narzißtischer Besetzung und von Toleranz gegenüber dem eigenen Triebleben sind Probleme solcher Art. Man erhält einen starken Eindruck von der fortwirkenden, von der unentrinnbaren Verbindung von Kultur und Schuldgefühl, von der unvermeidbaren Steigerung des Schuldgefühls mit dem Kulturfortschritt, einen Eindruck, der im Vergleich an die tiefe Lehre von der Erbsünde denken läßt. Hier gibt es noch so vieles, was des Fragens wert, so vieles, was fragwürdig ist. Nicht alles, was Freud gerade hier gibt, will sich uns widerspruchslos darstellen. Aber dort auch, wo wir meinen, Grund zum Zweifel, zu Bedenken zu haben, werden wir von der inneren Logik und der Aufrichtigkeit der Freudschen Gedanken aufs tiefste angesprochen.

Das Bild, das sich an dieser Stelle bietet, ist folgendes: ein sich steigernder Druck des Schuldgefühls drängt den Einzelnen zur Gemeinschaft, läßt im Zusammenleben mit den Menschen wieder neue Konflikte entstehen, verstärkt die Aggressionslust und das Schuldgefühl — es ist ein circulus vitiosus. Es ist vielmehr eine Spiralenentwicklung, die auf höherem Niveau wiederholt, was an ihrem Anfang stand. Ihr Ende (oder ihr neuer Anfang) wird vermutlich durch den Zusammenbruch einer Kultur gekennzeichnet. Der Preis für den menschlichen Kulturfortschritt ist also die Glückseinbuße durch Vertiefung des Schuldgefühles. Das Wenige, das dem Kulturmenschen am Ende an Glückswert verbleibt, ist vielleicht das Gefühl (die Illusion?), als Einzelner Vielen geholfen zu haben, das Glück der Persönlichkeit im Dienst der Gemeinschaft. Das bleibt wohl der Weisheit letzter Schluß. Es ist freilich eine recht beschränkte, recht schwache und schwächliche Weisheit, kurz, eine Menschenweisheit, aber wir verfügen über keine bessere.

Ein Zweifel bleibt. Mephisto spricht ihn aus:

„Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
‚Das ist vorbei', was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär es nicht gewesen.
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre!
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere."

Der Ausklang des Buches klingt hoffnungsvoll — mit Vorbehalt. Die gegenwärtige Zeit scheint nach des Autors Ansicht einer Entscheidung zuzutreiben. Die Beherrschung der Naturkräfte würde es den Menschen jetzt leicht machen, einander bis auf den letzten Mann auszurotten. Es bleibt zu erwarten, daß nun der ewige Eros eine Anstrengung machen wird, „um sich

im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten". Zu behaupten? Doch wohl nur für eine kürzere oder längere Zeit? Es wäre ein Provisorium, bis der Destruktionstrieb wieder Herr wird und das alte Spiel wieder beginnt, bis am Ende auch die Schöpfungen des Eros — auch er ein Teil des Teils, der anfangs alles war — wieder zurücksinken in die Nacht und in die Kälte, welche die Zukunft unseres Planeten kennzeichnen. Dieses Ende liegt indessen noch in weiter Ferne und Freuds hoffnungsvoller Ausblick gilt der nächsten Zukunft, gilt Unserer Kinder Land. Mit Recht meint er, im Grunde verlangen wir alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen, Trost, den er ihnen nicht zu bieten vermag. Sie lieben nämlich alle das Leben und noch da, wo sie seine Werte schmähen und verschmähen, geschieht es aus *dépit amoureux!*

Freud lehnt es ab, den Propheten zu spielen, aber das Ende seines Buches ist von der Natur eines freundlichen Zweifels, einer sanften Hoffnung: *In dubio mitius.*

VII

Der Stil Freuds ist derselbe geblieben, auch hier, wo er beschleunigter, man möchte sagen, bei aller Ruhe persönlich beteiligter klingt. Noch immer herrscht die strengste Ordnung in der gedanklichen Fülle. Noch immer bewundert man jene Einfachheit und Sparsamkeit des Stils, den sich nur die Reichsten gestatten können. Nicht auf Einzelheiten des Ausdrucks kommt es hier an, — so vermag ich die Bewunderung vieler für die Bezeichnung „Prothesengott" nicht zu teilen, — sondern auf die bindende und lösende Gewalt dieser Sprache. Sie reicht von der zartesten Andeutung bis zu einem Klang, als ob alle Glocken läuteten. Ihre persönliche Prägung ist in der langen, schweren Periode ebenso stark wie im epigrammatischen Satz. Auch in diesem Buche findet sich — neben manchem lässig Gesagten, Halbgelungenem — Unvergeßbares. Die Kulturentwicklung wird als der Kampf zwichen Eros und Todestrieb, als der Lebenskampf der Menschenart gekennzeichnet. Es folgt der Satz: „Und diesen Streit der Giganten wollen unsere Kinderfrauen beschwichtigen mit dem ‚Eiapopeia' vom Himmel!" Man kann den Gegensatz nicht treffsicherer, nicht packender darstellen. Der Versuch, eine neue kommunistische Kultur in Rußland findet in der Verfolgung der Bourgeois eine psychologische Unterstützung: „Man fragt sich nur besorgt, was die Sowjets anfangen werden, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerottet haben." Das ist die Sigmund-Freud-Weise. Man kann sie nicht verwechseln. Wir wollen auch den mephistophelischen Ton, der gelegentlich in dieses faustische Ringen dringt, nicht missen.

Auch eine andere Eigentümlichkeit der Freudschen Arbeiten ist erhalten geblieben: der dialogische Charakter, in dem die Untersuchung vorschreitet. Auch in diesem Buche erscheint er in Frage und Antwort, Problem und Lösungsversuch, Behauptung und Einwand. Zahlreiche Wendungen bezeugen diese Eigenart („Ich kann wenigstens ohne Entrüstung den Kritiker anhören, der meint ...", „Ich verstünde es sehr wohl, wenn jemand den zwangsläufigen Charakter der menschlichen Natur hervorheben und zum Beispiel sagen würde ...", „Ich kenne auch die Einwendung dagegen, daß ..."). Es ist sozusagen ein verdeckter Dialog. Inmitten dieses Chores gegensätzlicher Stimmen und daneben, darüber schwingt eine Stimme von unvergeßlicher, ruhiger Eindringlichkeit: „*Vivos voco*".

Gewiß, dieses Werk will keine prinzipiell neuen Ideen bringen, es greift auf alte, oft gedachte, oft überprüfte Annahmen zurück. Die Nachlese, aus der es stammt, ist doch so viel reicher als die Ernte zahlreicher Forscher. Dankbar und bewundernd fühlen wir auch bei der Lektüre dieses Buches die tiefe und nachhaltige Anziehung der Freudschen Gedankenwelt im Sinne jener Inschrift auf dem Ringe der Frangipani: „Mit Willen zu Eigen".

Die Entwicklung des Wißtriebes bei einem Kinde

Von

Wera Schmidt

Moskau

Aus dem russischen Manuskript übersetzt von Elisabeth Naef

„Der Wißtrieb kann weder zu den elementaren Triebkomponenten gerechnet, noch ausschließlich der Sexualität untergeordnet werden. Sein Tun entspricht einerseits einer sublimierten Weise der Bemächtigung, anderseits arbeitet er mit der Energie der Schaulust. Seine Beziehungen zum Sexualleben sind aber besonders bedeutsame, denn wir haben aus der Psychoanalyse erfahren, daß der Wißtrieb der Kinder unvermutet früh und in unerwartet intensiver Weise von den sexuellen Problemen angezogen, ja vielleicht erst durch sie geweckt wird."

Freud: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie." Ges. Schriften, Bd. V, S. 69.

Der Wißtrieb tritt nicht bei allen Kindern mit der gleichen Intensität auf. Unter den vielen Kindern, die zu beobachten ich Gelegenheit hatte, befindet sich ein Kind mit stark ausgebildetem Wissensdrang, der es zu allen möglichen Forschungen, Versuchen und Fragen veranlaßte. Dank diesem Umstande gelang es, die Entwicklung des Wißtriebes vom Beginn seiner ersten Äußerungen ununterbrochen bis zum sechsten Lebensjahre des Kindes, d. h. bis zur Latenzperiode zu beobachten.

Die Erziehung des Kindes, um das es sich hier handelt, wurde grundsätzlich so gehandhabt, daß ihm die größtmögliche Freiheit bei seinen Versuchen, die Umwelt kennenzulernen, gewährt wurde. Auch die Äußerungen des Sexuallebens des Kindes wurden durch nichts eingeengt, weder gerügt, noch sonstwie durchkreuzt. In dem Maße, als es größer wurde, wurde ihm einerseits das Material zur Sublimierung seines Triebes gegeben, anderseits

gingen alle Bestrebungen der Erzieher dahin, das Kind zu veranlassen, selbst mit seinen primitiven Trieben fertig zu werden, selbst am Kampf mit ihnen Anteil zu nehmen. Infolgedessen entstand bei dem Kinde eine wünschenswerte Beziehung zu den sexuellen Erscheinungen, — es sieht sie als gesetzmäßige und wesentliche Teile seines Lebens an und spricht von ihnen ebenso ruhig, einfach und offen wie auch von seinen übrigen Erlebnissen und Interessen. Daher kam es, daß, als sich sein Interesse der Frage der Kinderentstehung zuwandte, es ebenso gerade und offen darüber sprach wie über jede andere Erscheinung.

Was seine Schaulust anbetrifft, so hatte dieses Kind auch in dieser Beziehung die Möglichkeit, sein Interesse unter völlig natürlichen Umständen zu befriedigen. Mit einem Jahr und fünf Monaten kam es in das „Kinderheimlaboratorium" des psychoanalytischen Instituts, wo es drei Jahre unter gleichaltrigen Kindern verlebte. Die Kinder schliefen zusammen, hatten im Sommer zusammen ihre Luft- und Sonnenbäder, badeten zusammen im Fluß. Es konnte beobachten und fragen, was es wollte. Auch Körperbau und Sexualorgane der Erwachsenen lernte das Kind, während es im Sommer mit ihnen badete, unter ganz natürlichen Bedingungen kennen, wobei die Umgebung seiner Aufmerksamkeit durch Sonne, Sand, Wasser, das Baden selbst und manches andere Ablenkung bot.

Nun noch einige Worte über das Kind selbst. Seine körperliche Entwicklung ist vollkommen normal; es befindet sich bis jetzt in regelmäßiger Beobachtung eines Kinderarztes, der seine Entwicklung als von der Norm in keiner Weise abweichend bezeichnet. Was sein seelisches Leben betrifft, so läßt sich hier ein deutliches Überwiegen der Verstandesfunktionen über alle anderen feststellen. Künstlerische Fähigkeiten kommen bei ihm vorläufig nicht zum Ausdruck, obwohl es viel zeichnet, malt, ausschneidet, knetet, singt usw.

Im Kinderheim, wo alle Kinder die gleichen Möglichkeiten hatten, die Umwelt kennenzulernen, ihre Fragen in gleich genauer und aufrichtiger Weise beantwortet wurden, unterschied sich dieses Kind von allen anderen eben durch seinen ausgeprägten Forschungsdrang, welcher es gleichzeitig am besten mit der Realität verband. Unser Beobachtungsobjekt ist also ein körperlich gesundes Kind, ohne manifeste neurotische Symptome, das in einer mehr oder weniger normalen Umgebung aufwächst. Infolgedessen können die an ihm gemachten Beobachtungen als Material für die Erforschung bestimmter seelischer Entwicklungsvorgänge dienen. Das Beobachtungsmaterial über die Äußerungen seines Wißtriebes — Auszüge aus

„Tagebüchern" — ist derartig umfangreich, daß hier kaum der zehnte Teil desselben als Beleg und Beispiel Platz finden kann. Ich möchte in der vorliegenden Arbeit an Hand von Auszügen aus den Tagebüchern über das Kind ein Bild von der Entwicklung des Wißtriebes geben, um dann, gestützt auf dieses Material, zu einigen allgemeinen Folgerungen zu gelangen.

Ich greife im Interesse der Darstellung etwas vor, indem ich folgendes Schema für die Entwicklung des Wißtriebes, wie es sich mir auf Grund der Verarbeitung meines Materials ergeben hat, anführe.

Die erste Periode umfaßt ungefähr das erste und zweite Lebensjahr des Kindes: Erste Orientierung in der unmittelbaren Umgebung des Kindes.

Die zweite Periode — Ende des zweiten und das dritte Jahr — bringt neben der Erforschung der Umgebung das Auftreten zahlreicher Interessen, die speziell mit den Partialtrieben zusammenhängen, das Interesse am Urinieren, Defäzieren, das Interesse am eigenen Körper, den Sexualorganen u. a. m.[1]

Die dritte Periode, die etwa das Ende des dritten, das vierte und das fünfte Lebensjahr des Kindes umfaßt, könnte man mit dem Ausdruck „Ich und die Welt" charakterisieren. Für das Kind entstehen zwei Grundprobleme: Geburt und Tod. In dieser Periode entsteht der Wunsch nach der Kenntnis des eigenen Körperbaues und desjenigen der anderen.

Die vierte Periode, die ungefähr mit dem Ende des fünften Jahres beginnt, zeichnet sich durch großes Interesse für das öffentliche Leben und soziale Fragen aus. In dieser Zeit treten zum erstenmal Fragen nach Gott auf.

Indem ich mich an dieses Schema halte, das ich, wie gesagt, auf Grund der Verarbeitung des Gesamtmaterials über dieses Kind gewonnen habe, werde ich eine Anzahl Aufzeichnungen bringen, die die Äußerungen des Wißtriebes aus den verschiedenen Entwicklungsperioden des Kindes illustrieren.

Erste Periode

Die Beobachtung der ersten Anzeichen für den erwachenden Wunsch des Kindes, seine Umgebung kennenzulernen, ist außerordentlich schwierig. Zuerst, unmerkbar, geschieht die Erfassung der Umwelt mit Hilfe der einzelnen erogenen Zentren, Mund, Augen, Ohren, Händen. Gleichzeitig dient

1) Das heißt natürlich nicht, daß das Kind in der vorangegangenen Periode sich gar nicht für diese Dinge interessiert habe, sondern daß sie jetzt erst eine dominierende Bedeutung gewonnen haben.

das so Aufgenommene auch zur Befriedigung dieser Zonen selbst, durch Saugen, Sehen, Hören, zufällige Berührungen. Mein Material enthält zahlreiche Beobachtungen darüber, doch werde ich sie hier nicht anführen, da Bernfeld in seiner „Psychologie des Säuglings" eine ausführliche Beschreibung aller dieser Momente mit Berücksichtigung der sonstigen in Betracht kommenden Publikationen gibt.

Ich beginne mit der Entwicklung des Bemächtigungstriebs.[1]

1) Ende der 5. Woche.

„Wenn Alik (russischer Knabenname) hungrig ist, fängt er nicht nur an, etwas Unsichtbares mit dem Munde zu suchen, sondern greift mit den Händen um sich, besonders vor sich." — Der Hunger ruft beim Kinde eine bestimmte Reaktion hervor — die Beute zu packen, um sie aufzuessen.

2) 22. Juli 1920. — 0,4, 143. Tag.[2]

„Ich habe über Aliks Bett meinen weißen, schwarz bestickten Schal gehängt. Als Alik das von ihm geliebte Muster erblickte, versuchte er, auf dem Rücken liegend, sich danach zu recken. Er streckte die Händchen danach aus, strampelte mit den Füßchen, wälzte sich im Bett, atmete angestrengt, — aber am interessantesten war sein Gesichtsausdruck: sein offener Mund machte fortwährend Greifbewegungen, die Augen sind mit gierigem Ausdruck nach oben gerichtet . . . Eine außerordentlich deutliche Äußerung des Wunsches zu besitzen, zu packen in primitivster Form."

Hier ist es nicht mehr der Hunger, sondern das Streben nach dem Besitz eines ihn interessierenden Gegenstandes, das ihn zu einer ganzen Reihe aggressiver Betätigungen veranlaßt, das letzten Endes zum gleichen Ziel führt, den Gegenstand zu packen und aufzuessen, d. h. sich seiner zu bemächtigen im einfachsten und primitivsten Sinne des Wortes. Schon nach zwei Monaten aber können wir zahlreiche Beobachtungen ganz anderer Art machen. Ich lasse hier eine solche folgen:

3) 14. September 1920. — 0,6, 197. Tag.

„Ich gab Alik ein Stück Barchent . . . Er steckte ihn nicht etwa sofort in den Mund, sondern knüllte ihn in den Händen zusammen. Dann warf er den Barchentlappen weg, packte sein Lätzchen, das ebenfalls aus Barchent,

1) Ausführliches über den Bemächtigungstrieb in Bernfelds „Psychologie des Säuglings".

2) Die Altersangabe des Kindes geschieht nach Stern, d. h. die Zahl der bereits vollendeten Monate oder Jahre wird genannt. Bei Tagen ist der laufende Tag gemeint.

aber aus weniger feinem war, betastete und zerknüllte es, faßte daraufhin nach den Enden seines Barchentjäckchens, zog sie auseinander, betrachtete sie aufmerksam und hob dann wieder das Barchentläppchen auf und zerdrückte es nochmals."

Schon diese eine Beobachtung zeigt, welche erhebliche Entwicklung das Kind in diesen zwei Monaten durchgemacht hat. Sie bis in jede Einzelheit genau zu beobachten ist absolut unmöglich. Aber eines kann man mit Sicherheit sagen: Der Mund hat seine dominierende und ausschließliche Bedeutung in der Beziehung des Kindes zur Außenwelt verloren. Neben ihm kommen schon Hände und Augen als Werkzeuge für die Orientierung in der Umwelt in Betracht. Außerdem besteht nicht mehr die unmittelbare Reaktion, einen Gegenstand zu packen, um ihn aufzuessen, sondern das Kind versucht, den Gegenstand zu erforschen, gewissermaßen seiner dadurch habhaft zu werden, daß es ihn untersucht, mit anderen, bereits bekannten Dingen vergleicht.

Ich möchte zur Illustrierung dieser Frage noch einige Beispiele aus dem gleichen Lebensalter anführen:

4) 22. September 1920. — 0, 6, 205. Tag.

„Alik lag quer auf meinem Bette, mit dem Kopf zur Wand, ohne daß er sie sehen konnte, und spielte dabei mit einem Pilz aus Holz. Zufällig stieß er dabei mit dem Holzpilz an die Wand hinter seinem Kopf. Das Klopfgeräusch erregte seine Aufmerksamkeit. Er besah sich den Pilz und schlug damit wieder an die Wand, daraufhin besah er sich den Pilz nochmals. Das wiederholte er vier- bis fünfmal, wobei er jedesmal den Pilz mit großem Interesse betrachtete. Dann gelang es ihm, seine Lage zu ändern, den Kopf zu wenden, um sich nun die Wand anzusehen und mit der Hand zu befühlen. Plötzlich erblickte er den Knopf der elektrischen Klingel und strebte nach ihm hin."

5) Am gleichen Tage, einige Stunden später:

„In seinem Bettchen spielend, versuchte Alik mit seinem Holzpilz ans Netz zu klopfen und war höchst erstaunt, kein Geräusch zu hören. Er betrachtete den Pilz, maunzte ein wenig, schlug wieder an das Netz und besah von neuem ganz erstaunt den Pilz."

6) 27. September 1920. — 0, 6, 210. Tag.

„Ich beobachtete, wie Alik versuchte, mit seiner Windel an den Rand seines Wagens zu klopfen. Er hob sie hoch auf und ließ sie mit voller

Kraft auf den Wagen niedersausen. Nach einem jeden solchen Versuch hielt er mit einem Laut des Erstaunens inne und — fing wieder von vorn an."

Die Beobachtung dieses beharrlichen Strebens des Kindes, sich in seiner Umwelt zu orientieren, drängt einem die Vermutung auf, daß ein unwiderstehlicher Trieb es zwingt, sich seiner Umwelt durch Erforschung zu bemächtigen. Ich besitze mehr als hundert ähnliche Beobachtungen, die deutlich zeigen, wie das Kind die Außenwelt allmählich beherrschen lernt, indem es Gegenstände und Erscheinungen erforscht und geistig verarbeitet.

Neben dieser ins einzelne gehenden Erforschung der Außenwelt beschäftigt sich Alik seit seinen ersten Lebensmonaten mit dem Studium seiner selbst und stellt Vergleiche mit anderen an.

7) 25. September 1920. — 0, 6, 208. Tag.

„. . . ich sitze neben Alik, so daß er mit meinen Haaren spielen kann. Das ist wohl sein Lieblingsspiel. Er war außer sich vor Vergnügen, lachte, streichelte und schlug mich auf den Kopf, packte Haarsträhnen, ließ sie los und griff wieder nach ihnen. Plötzlich unterbrach er sein Spiel, wurde ganz still, während sein rechtes Händchen auf meinem Kopf liegen blieb. Erstaunt durch sein plötzliches Verstummen hob ich den Kopf und sah, wie er mit gespanntem Blick sein linkes Händchen über seinen Kopf gleiten läßt und versucht, seine Haare zu fassen. Nach einigen Sekunden beginnt er wieder das Spiel mit meinen Haaren und dann wiederholt sich das selbe: Schweigen und aufmerksames Betasten des eigenen Kopfes."

An diesem Beispiel kann man die Mechanismen des kindlichen Forschungstriebes verfolgen — zuerst ist es der reine Bemächtigungstrieb: Er greift nach einem Ding, reißt es an sich usw., dann tritt eine vollkommene Regungslosigkeit ein, wie es scheint als Folge einer inneren Hemmung, und schließlich eine Untersuchung und ein Vergleichen des Gegenstandes.

8) 16. November 1920. — 0, 8, 260. Tag.

„Beim baden zwickte Alik sich fest in Brust und Bauch, dann knüllte und zwickte er die Unterlage, auf der er lag."

9) 23. November 1920. — 0, 8, 267. Tag.

„Wenn ich Alik über den Topf halte, beugt er sich vornüber und betrachtet mit großer Aufmerksamkeit seine Genitalien."[1]

1) Zur gleichen Zeit traten die ersten Onanieversuche auf.

10) 14. Februar 1921. — 0, 11, 350. Tag.

„Vor dem Schlafengehen zog ich Alik aus . . . Er betrachtete aufmerksam seine Ärmchen . . ., betastete sie abwechselnd, klatschte mit der Innenfläche der Hand auf sie. Nachdem ich ihm sein Jäckchen angezogen hatte, bewegte er lange das Ärmchen im Ärmel hin und her und versuchte schließlich den Ärmel auszuziehen.

11) 9. März 1921. — 1, 0.

„Wenn Alik vom Töpfchen aufsteht, dreht er sich jedesmal um und besieht sich sehr neugierig und sehr interessiert seine Exkremente. Wenn er aber aufsteht ohne etwas gemacht zu haben, dann dreht er sich nicht um und widmet dem Topf keine Aufmerksamkeit."

Wie wir gesehen haben ist der erste Abschnitt der Entwicklung des Wißtriebes durch das Streben des Kindes gekennzeichnet, sich in der Umwelt zu orientieren ohne Bevorzugung bestimmter Dinge und Erscheinungen. Seine Aufmerksamkeit und sein Streben zu erforschen, i. e. zu besitzen, verteilt sich fast gleichmäßig nach allen möglichen Richtungen.

Zweite Periode

Der zweite Abschnitt beginnt, wie gesagt, während des dritten Lebensjahres. Dieses Jahr zeichnet sich durch eine verstärkte Sprachentwicklung aus, durch die das Kind befähigt wird, Fragen zu stellen. Die Fragen selbst machen verschiedene Entwicklungsstadien durch, die ich mir erlauben werde hier in Beispielen anzuführen.

**12) 31. Oktober 1921. — 1, 7.*[1]

„Alik sah dem fallenden Schnee zu, zeigte mit der Hand danach und sah mich fragend an. Ich sagte: ‚Es schneit.'"

Im dritten Jahr fing er an zu fragen: „Was ist das?" Dabei fragte er zuerst sich selbst und gab sich auch selbst die Antwort, die oft falsch war. Dann fing er an, die gleiche Frage an die Erwachsenen zu richten, antwortete sich aber oft selbst, ohne die Antwort abzuwarten. Zum Beispiel:

**13) 31. Juli 1922. — 2, 4.*

„Die Fabrikpfeife ertönt. Lika (russischer Mädchenname) und Alik bemerken es. ‚Wer pfeift?', fragt Alik und sagt sofort, ohne die Antwort ab-

1) Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Beispiele sind dem Tagebuch des Kinderheims entnommen, wo die Eintragungen von verschiedenen Erzieherinnen gemacht wurden. Die ohne Stern sind außerhalb des Kinderheims von der Mutter gemacht.

zuwarten: ‚Ein Vögelchen pfeift.' Lika (2 Jahre, 6 Monate): ‚Nein, das ist kein Vögelchen, das ist der Onkel, der singt.' Darauf versetzt Alik autoritativ: ‚Nein, das ist nicht der Onkel, das ist ein Pferdchen, das singt.' Auf diese Lösung einigten sie sich."

Ende des dritten Jahres traten „Warum"fragen auf. Zum Beispiel:

14) 29. Dezember 1922. — 2,9.

„Man brachte Alik das Essen in einem irdenen Töpfchen.[1] Ich stellte es auf den Tisch. Plötzlich fragt er: ‚Mama, warum steht das gelbe Töpfchen auf dem Tisch und das blaue (das Nachttöpfchen) auf dem Boden?'"

Im folgenden kommt die Frage „warum" immer öfter vor und betrifft immer weitere Bereiche des Lebens. Ungefähr in der gleichen Zeit treten Fragen auf, wer diesen oder jenen Gegenstand gemacht hat. Aber die Blütezeit dieser Art Fragen tritt in einer späteren Periode auf als die „Warum"-fragen. In großer Zahl in der zweiten Hälfte des vierten Jahres auftretend, gehen sie denjenigen Fragen direkt voran, die man dem Sinne nach in eine Gruppe zusammenfassen kann: „Und wer hat mich gemacht?" Beispiel:

15) 6. Januar 1923. — 2,10.

„Man brachte Alik ein Tännchen in die Klinik. Er betrachtete es sofort aufmerksam und sagte: ‚Viele, viele Äste und Zweige.' Dann sah er nochmals hin und wandte sich zu mir: ‚Mama, wer hat aus diesen Zweigen das Tännchen gemacht?' Ich antwortete, daß das Tännchen niemand gemacht habe, daß es so im Wald gewachsen sei. Aber Alik war mit dieser Antwort nicht zufrieden. Er ließ mich mit der Frage ‚wer hat das Tännchen gemacht' nicht in Ruhe."

Schließlich kommen die Fragen, woraus und wie etwas gemacht sei, noch später, im gegebenen Falle nach dem vierten Jahr, zu der Zeit, als das Kind anfängt sich dafür zu interessieren, wie und woraus es selbst entstanden sei. Mit dieser Art Fragen werden wir uns in der folgenden Periode zu beschäftigen haben.

Nachdem ich mir diese Abschweifung erlaubt habe, um einen gedrängten Überblick über die allmähliche Entwicklung der Fragen des Kindes zu geben, da sie auf das engste mit der allgemeinen Entwicklung des Wißtriebes verbunden sind, kehre ich jetzt zu meinem Grundthema, der Äußerungen des Wißtriebes in der zweiten Periode seiner Entwicklung, zurück. Diese Periode ist, wie schon gesagt, charakterisiert durch das Auftreten von

1) Alik hatte damals Scharlach und lag in der Klinik.

Interessen, die mit den Partialtrieben zusammenhängen. Gleichzeitig wird die — jetzt viel eingehendere und kompliziertere — Erforschung der Umwelt fortgesetzt. Ich lasse Beispiele folgen:

*16) *26. Mai 1922.* — 2, 2.

„Alik steht mit sehr ernstem Gesicht vor dem Spiegel und macht allerhand Bewegungen mit den Händen. Er beobachtet und vergleicht die Bewegungen, die er macht, mit denen, die er im Spiegel sieht. Sein Gesicht hat einen gespannten Ausdruck, es drückt ernste Geistesarbeit aus."

*17) *11. Juni 1922.* — 2, 3.

„Alik ist in das Automobil hineingeklettert, das auf dem Hofe stand. Kein Schräubchen, kein Hebel entging seiner Aufmerksamkeit. Mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich eine intensive geistige Arbeit verriet, tastete er an allem herum, bewegte es, zupfte und zog daran herum usw."

Während dieser Periode ist das Interesse des Kindes nicht so sehr einzelnen Personen zugewendet als bestimmten Organen und ihren Funktionen bei sich selbst, bei anderen Kindern, bei den Eltern und bei Tieren. Alik hatte volle Freiheit seine Triebe zu äußern — im gegebenen Falle seine Schaulust — und sie in normaler Weise zu sublimieren. Er konnte beliebig viele Beobachtungen machen, beliebige Fragen ohne Einschränkung stellen und ohne Angst, falsche Auskunft zu bekommen oder abgewiesen zu werden. Diesem Umstand darf man es vielleicht zuschreiben, daß in seinen Untersuchungen nicht so sehr das erotische Moment vorherrscht als das eigentliche Streben nach Erkenntnis. Der Schautrieb äußerte sich bei ihm vollkommen offen und wahrscheinlich deshalb in etwas abgeschwächtem Maße. Ich nehme an, daß dies von der Art seiner Erziehung abhängt und nicht von seiner libidinösen Konstitution, aber beweisen kann ich das natürlich nicht. Im Kinderheim konnte Alik ungehindert den Körperbau der anderen Kinder und ihre physiologischen Betätigungen beobachten. Zum Beispiel:

*18) *9. Mai 1922.* — 2, 2.

„Alik äußerte großes Interesse dafür, wie die Kinder urinieren. Wenn wir im Garten spazieren gingen, pflegte ich nötigenfalls ein Kind abzuhalten, und zwar so wie einen Säugling, indem ich es in den Armen haltend seine Beinchen mit den Händen auseinanderhielt. Alik kam regelmäßig herangelaufen, stellte sich in einiger Entfernung auf die Fußspitzen, reckte den Hals und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vorgang. Der

Gesichtsausdruck war sehr ernst, sehr wißbegierig wie bei allen seinen Betrachtungen."

19) 25. Dezember 1922. — 2,9.

„Als Borris stehend urinierte, beobachtete Alik ihn mit Neugierde und außergewöhnlichem Interesse."

Im folgenden werden wir ähnlichen Notizen aus seinem vierten Lebensjahre begegnen.

**20) 27. Juni 1923. — 3,3.*

„Auf dem Spaziergang begegneten wir einer großen Ziege, die gerade defäzierte. Alle Kinder sahen mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Dann sagte Alik: ‚Bei ihr fällt das Kaka aus dem Popo.'"

**21) 16. Oktober 1923. — 3,7.*

Das Gespräch findet morgens statt, nachdem die Kinder eben aufgewacht sind. „Alik: ‚Marinotschka (russischer Mädchenname), wo ist deine Pipischka? Wie machst du Pipi?' Marina zeigt: ‚Da, siehst du, ist meine Pipischka.' Als Marina sich auf den Topf setzt, setzt sich Alik neben sie und sieht aufmerksam hinein. Beide lachen. Alik: ‚Und ich habe so eine Pipischka', zieht dabei sein Glied vor und zeigt es ihr."

Dank seiner Beobachtungen mußte Alik den Unterschied der Genitalien von Knaben und Mädchen bemerken, aber er stellte keine Fragen darüber. Er begnügte sich mit der Feststellung der Tatsache. Die folgenden Notizen illustrieren seine Vorstellung darüber.

**22) 21. Juli 1923. — 3,4.*

„Mischa (ein Knabe): ‚Alik, was hast du für eine Pipischka?' Alik: ‚Eine ebensolche wie du und Schura (Knabe).'"

Die Erzieherin, die wissen wollte, wie es um die Kenntnisse des Kindes bestellt ist, fragte deshalb: „Und hat Lika (Mädchen) auch eine solche?" Darauf Alik überlegend: „Ich weiß nicht, was sie für eine Pipischka hat", denkt weiter nach und sagt dann erfreut: „Sie hat überhaupt keine Pipischka, sie hat nur einen Popo."

Eine volle und genaue Kenntnis der Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Genitalien gewinnt er erst gegen Ende des fünften Lebensjahres.

23) Februar 1925. — 4,11.

„Alik denkt daran, daß er eine Zeit lang meine Tochter sein wollte. Ich frage ihn: ‚Wie hätte man denn das machen können?' Er: ‚Man müßte

ein Kleid anziehen . . . und ein Tuch auf den Kopf . . . (nach einigem Nachdenken) — und man müßte eine andere Pipischka haben.'"

Also hat das Kind das Problem des Unterschiedes der Geschlechter selbständig gelöst.

Das Interesse Aliks für die Organe der Erwachsenen fing in seinem dritten Lebensjahr an. Den Anstoß dazu bot der Umstand, daß er für einige Zeit aus dem Kinderheim nach Hause überführt wurde, wo er Gelegenheit hatte, Erwachsene sich an- und auskleiden zu sehen. Dabei ist zu betonen, daß alle Mitglieder der Familie in dieser Beziehung sehr vorsichtig waren, bemüht, seine Aufmerksamkeit und sein Interesse nicht darauf zu lenken. Und doch war es unvermeidlich, daß dieses Interesse entstand. Ich lasse eine Notiz darüber folgen.

24) 20. März 1922. — 2, 0.

„Alik zeigt großes Interesse für die mütterliche Brust, besonders für die Brustwarze. Das erstemal berührte er sie und sagte: ‚Ein Knopf', aber scheinbar befriedigte ihn diese Erklärung nicht, denn zwei Tage später zeigte er auf die Brustwarze und sagte: ‚Mama hat Weh-Weh, arme Mama, Weh-Weh, ei-ei-ei, Mama, Weh-Weh.' Und schließlich zupfte er mit sehr ernstem und konzentriertem Gesichtsausdruck an der Warze ein wenig herum und fragte dann erstaunt: ‚Mama, Pipi?' Zupfte daraufhin an seinem Glied, besah es sich und sagte schon bestimmter, aber doch noch nicht ganz sicher: ‚Pipi, Mama.'"

Auch sind Notizen darüber vorhanden, daß Alik ins Klosett eindringen wollte, um zuzusehen, wenn sich dort ein Erwachsener aufhielt. Dieser Wunsch wurde nicht befriedigt. Nach einiger Zeit traten Fragen darüber auf, ob Erwachsene urinieren, ob sie Stuhlgang haben, ob sie dieselben Organe haben wie er und seine Kameraden und ähnliches mehr. Diese Fragen wurden vollkommen wahrheitsgemäß beantwortet und er war, wie es scheint, damit zufrieden.

Ehe ich den Zeitabschnitt, in den die Entwicklung der Partialtriebe fällt, abschließe, möchte ich noch eine Notiz bringen, wie Alik sich selbst untersucht.

25) 9. April 1922. — 2, 1.

„Gestern und heute zeigte Alik beim Wechseln des Hemdchens lebhaftes Interesse für seinen Körper. Er lachte fröhlich, streichelte sich selbst, wandte seine Aufmerksamkeit den kaum bemerkbaren Brustwarzen zu und fing an, an ihnen herumzuzupfen, dann befühlte und untersuchte er seinen Nabel,

besah sich von allen Seiten seine Genitalien, dann bückte er sich und während er ‚Popo! Popo!‘ rief, versuchte er, sich von unten her zu betrachten. Daraufhin stellte er sich auf alle Viere und versuchte beharrlich von unten her seine Rückseite zu sehen.“[1]

Wir sehen also auf Grund des Tatsachenmaterials deutlich, daß der Interessen- und Forschungskreis des Kindes sich im dritten Jahr bedeutend erweitert und daß er hauptsächlich den Bestrebungen, die physiologischen Funktionen und die dazugehörigen Organe kennenzulernen, umfaßt.

Dritte Periode

Zu Beginn des vierten Jahres ungefähr verändern sich die Interessen und Fragen des Kindes nach Wesen und Richtung. Im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten, wo es sich einfach mit der Erforschung der Umwelt befaßte und Fragen stellte, die ihn zufällig interessierende Erscheinungen in ihm auslösten, ist er in der jetzt zu erforschenden Periode bereits imstande, sich selbst Probleme zu stellen und beharrlich ihrer Lösung nachzugehen. Das weist darauf hin, daß neben den libidinösen Quellen des Wißtriebes bereits bewußte geistige Arbeit auftritt. Was beschäftigt das Kind nun hauptsächlich in dieser Entwicklungsperiode? Seine Interessen und Fragen beziehen sich durchweg auf die eigene Persönlichkeit. Man kann sie im wesentlichen in Gruppen einteilen:

1) Woher bin ich gekommen?

2) Wie bin ich gebaut?

3) Wie ist es möglich, daß ich sterbe?

Am stärksten zieht der erste Fragenkomplex die Aufmerksamkeit des Kindes an. In bezug auf Alik ist diese Tatsache um so interessanter, als keinerlei äußere Ereignisse sein Denken nach dieser Richtung lenken. Weder hatte er selbst Geschwister, noch wurde in seinem Verwandten- und Bekanntenkreis während dieser Periode ein Kind geboren, bis auf einen Fall, über den ich später berichten werde und der ihn bestimmt nicht auf die Frage nach der Geburt und Entstehung der Kinder gebracht hat.

Fragen über die Geburt

**26) 27. Juni 1923. — 3,3.*

„Alik interessiert die Frage nach dem Samen sehr. Er betrachtet jede Blume genau und fragt: ‚und hier wachsen nachher die Samenkörner?‘“

1) Ungefähr um diese Zeit fängt er an von sich in der ersten Person zu sprechen.

*27) *22. Juli 1923. — 3,4.*

„Alik: ‚Mama,[1] du warst auch einmal klein?' Lika, mir zuvorkommend: ‚Oh Alik, was denkst du! Was denkst du! Mama ist ganz groß.' Ich erzählte ihnen, daß ich früher einmal auch klein war und dann gewachsen bin und groß wurde. Sie hörten aufs äußerste gespannt zu, stellten aber keine weiteren Fragen."

*28) *24. Juli 1923. — 3,4.*

„Viele Male am Tag bittet Alik mich: ‚Erzähl' von mir, wie ich klein war' und hört interessiert den Erzählungen über sich zu."

*29) *13. August 1923. — 3,5.*

„‚Mama, bei der Henne kommt das Ei aus dem Popo, ja?' — ‚Ja.' — ‚Und tut es ihr nicht weh, wenn das Ei herauskommt?' — ‚Nein, es tut ihr nicht weh.'"

Darüber hat eine der Erzieherinnen mit den Kindern gesprochen, als sie Likas Frage, woher die Eier kommen, beantwortete.

*30) *16. Januar 1924. — 3,10.*

„Alik fragt: ‚Und warum macht man Kaka?' — ‚Und warum wohl, denkst du?' Alik wurde ärgerlich: ‚Ich weiß es nicht; ich frage dich doch, weil ich es nicht weiß; und du, warum fragst du mich?' Ich antwortete ihm, so gut ich konnte. Er erwiderte nichts darauf, stellte aber auch keinerlei Fragen mehr."

*31) *17. Januar 1924. — 3,10.*

„Einmal, als Alik urinierte, hörte ich ihn flüstern. Ich horchte hin: ‚Das, woraus das nasse Pipi kommt, heißt Pipischka und das, woraus das schmutzige Kaka kommt, heißt Popo."

32) 20. Januar 1924. — 3,10.[2]

„Als ich mit Alik auf die Treppe ging, sah er plötzlich nach der oberen Etage hinauf und sagte: ‚Bei uns oben wird bald ein neuer Junge sein.' Ich fragte, wer ihm etwas darüber gesagt habe, bekam aber keine Antwort."

33) 22. Januar 1924. — 3,10.

„Alik kommt fröhlich auf mich zugesprungen: ‚Olga, bei uns oben ist der neue Junge schon da.' Ich frage Marie: ‚Ist bei uns oben ein Knabe

1) Im Kinderheime wurde eine der Erzieherinnen „Mama" genannt.

2) Diese und die nächstfolgende Notiz sind außerhalb des Kinderheimes von seiner Tante gemacht worden.

geboren worden?' was sie verneint. Worauf Alik etwas aufgeregt erwidert: ‚Doch ist er geboren worden; doch, doch!' — ‚Und wer hat es dir gesagt?' — Wir haben ihn selber gemacht, diesen neuen Knaben.'"

34) 22. Januar 1924. — 3, 10.

„Abends bat Alik, ihm zu erzählen, wie es war, als er klein war. Meistens bat er zu erzählen, wie er gespielt habe und heute sagte er plötzlich: ‚Erzähle mir, wie ich geboren wurde.' Ich wußte nicht, was er unter diesem Wort versteht und mochte ihn nicht vor dem Schlaf ausfragen. Deshalb erzählte ich folgendermaßen: ‚Als du geboren warst, hast du laut geschrien. Man hat dich gebadet, in eine warme Windel gewickelt und ins Bettchen gelegt. Da hast du ein Weilchen gelegen und bist dann eingeschlafen."

35) 25. Januar 1924. — 3, 10.

„Heute vor dem Einschlafen fragte Alik mich: ‚Mama, und du bist auch geboren worden?' — ‚Ja.' — ‚Und du wurdest geboren, um klein zu sein?' — ‚Ja, wie ich geboren wurde, war ich ganz klein.' — ‚Und dann bist du gewachsen und groß geworden?' — ‚Ja.' — ‚Und ich bin auch gewachsen und werde noch mehr wachsen und werde ganz, ganz groß werden — größer als Papa.'"

**36) 12. Februar 1924. — 3, 11.*

„‚Und wer hat uns gekauft?' fragte Alik. Marina wiederholte seine Frage: ‚Und wer hat uns gekauft?' — ‚Niemand hat euch gekauft', antwortete ich. ‚Uns hat Papa gekauft', antwortete Alik selbst auf seine Frage. Und Marina wiederholte lachend die Frage: ‚Und wer hat uns gekauft?' Alik erwidert ihr lachend: ‚Unsere Mamas.' — Marina: ‚Man hat uns zerbrochen und dann wieder ganz gemacht.' — Alik gefiel das und er wiederholte es."

**37) 13. Februar 1924. — 3, 11.*

„Die Kinder aßen zum Tee Brötchen mit Honig. Plötzlich fragt Alik: ‚Und wer macht den Honig?' Ich erzählte von den Bienen und wie sie den Honig sammeln. Mischa und Alik bezeigten großes Interesse dafür und ließen es sich einigemal hintereinander erzählen."

**38) 20. Februar 1924. — 3, 11.*

„‚Mama, Pipi ist so flüssig wie Wasser, ja?' — ‚Ja.' — ‚Und wenn ich Wasser trinke, dann wird nachher daraus Pipi?' — ‚Ja.' — ‚Und wenn ich Tee, Milch, Kakao, Kaffee trinke?' — ‚Auch dann.' — ‚Und wenn ich

Kartoffeln, Makkaroni, Koteletts, Brei, rote Grütze esse, dann wird daraus Kaka?' — ,Ja.'"

39) 16. März 1924. — 4, 0.

„Ich bin mit Alik zu einer Bekannten gegangen, um ihr drei Monate altes Söhnchen zu besichtigen. Unterwegs sagte Alik zu mir: ,Mama, als wir früher Sonja besuchten, war dort gar kein Kindchen.' — ,Ja, da gab's dort keines.' — ,Und jetzt gibt's dort eines?' — ,Ja, jetzt ist eins da.'"

40) 5. April 1924. — 4, 1.

„Alik betrachtet einen botanischen Atlas und sieht darin irgendwelche runde Früchte. Daraufhin singt er: ,Da wachsen Eierchen, Eierchen, Eierchen. Sie sind noch klein und werden groß werden.' Er fragt: ,Mama, Eierchen macht man nicht (künstlich)?' — ,Nein.' — ,Sie wachsen?' — ,Ja.' — ,Und wer bringt sie uns?' — ,Die Henne legt sie.' — ,Wie legt sie sie denn?' — ,Die Eier wachsen in ihrem Bauch und kommen dann durch's Löchelchen heraus.' — ,Aus dem Popo?' — ,Ja.' — Während ich ihm erzählte, daß die Eier im Bauch der Henne wachsen, hatte Alik einen äußerst ernsten, aufmerksamen und gespannten Gesichtsausdruck, die Augen waren weit geöffnet."

Die Zwischenzeit zwischen den drei letzten Aufzeichnungen beträgt jeweils fast einen Monat.

Nachdem sowohl das bewußte wie das unbewußte Interesse des Kindes sich um das Problem der Geburt konzentriert hat, sehen wir plötzlich einen Stillstand, quasi eine Beruhigung. Das Kind stellt kaum mehr Fragen und ist ruhig mit anderen Interessen beschäftigt.

Die folgende Aufzeichnung wird diesen erstaunlichen Vorgang aufklären.

41) 7. April 1924. — 4, 1.

„Es kam eine Bekannte, die Alik zum erstenmal sah und fragte ihn unter anderem: ,Was hat deine Mutter mit dir gemacht, als du geboren warst, daß du so kräftig und gesund geworden bist?' Alik lachte und sagt ihr dann ruhig und einfach: ,Und ich bin aus Mamas Bäuchlein geboren.' Sie: ,Nun ja, selbstverständlich.' Ich: ,Aber wer hat dir das erzählt, du hast mich doch nie danach gefragt?' Alik: ,Emma.' (Das ist ein Mädchen aus einer älteren Gruppe, die durch eine Erzieherin bereits vor ihm darüber erfahren hatte.)"

So sehen wir, daß er, als er von der Mutter auf seine einfache Aufforderung ,erzähle wie ich geboren wurde' keine Antwort bekam, seine

Frage nicht wiederholte, sondern sich anderwärts nach Aufklärung umsah und — was charakteristisch ist — er wandte sich nicht an einen Erwachsenen, sondern an ein Kind. Nachdem er erfahren hatte, was er brauchte, beruhigte er sich für einige Zeit, aber schon die Aufzeichnungen vom 5. April zeigen, daß ihm neue Fragen darüber kommen, ob das Kind im Bauch der Mutter wächst und auf welchem Wege es dann geboren wird. Die gewöhnliche kindliche Theorie der analen Geburt findet ihre Bestätigung durch seine Fragen in der Unterhaltung über die Henne. Die folgende Notiz zeigt, daß das Kind mit der Vorstellung von der analen Geburt nicht zufrieden ist:

42) 11. April 1924. — 4, 1.

„Alik sitzt auf dem Topf . . . Plötzlich teilt er mir hocherfreut mit: ‚Mama, das Kaka ist aus der Pipischka herausgesprungen, es wollte nicht aus dem Popo. Mama, das Pipi hat das Kaka mitgenommen, dann ist das Pipi aus dem Löchelchen herausgeflossen und das Kaka herausgesprungen. — Das habe ich ihm so gesagt: ‚Pipi, bring' das Kaka mit' und er hat es auch mitgebracht."

43) 20. April 1924. — 4, 1.

„Alik legt sich schlafen. Dabei dreht er sich hin und her, springt auf, seufzt, es ist so, als ob ihn etwas nicht einschlafen ließe. — ‚Warum schläfst du nicht ein, Alinka, was stört dich?' — ‚*Pamtschik*' (ein von ihm selbst erfundenes Wort). — ‚Was heißt das?' Alik zerrt das Hemdchen hinauf und zeigt auf den Nabel: ‚Das ist der *Pamtschik*.' Er fängt an auf seinem Bauch herumzuschlagen, bohrt mit dem Finger im Nabel, lacht erotisch erregt und wiederholt: ‚*Pamtschik, Pamtschik*.' Darauf sagt er etwas erregt zu mir: ‚Schau in den *Pamtschik* hinein; sieht man, was in meinem Bauch ist?' — ‚Nein, man sieht es nicht.' — ‚Nun, dann sieh in den Mund, sieht man es dann?' — ‚Nein.' — ‚Warum nicht? dort muß man es sehen.' Dabei ist seine Art zu sprechen eindringlich und fordernd, erregt und etwas beleidigt, so als ob ich ihm etwas nicht sagen will. Daraufhin schlage ich ihm vor, in meinen Mund zu sehen. Er setzt sich mit einer sehr heftigen Bewegung auf, in seinen weitgeöffneten Augen spiegelt sich Neugierde und gespannteste Erwartung. Er sieht mir lange in den Mund und wirft sich dann aufgeregt lachend in sein Kissen zurück. — ‚Nun, was hast du denn bei mir gesehen?' Alik, keck und eigensinnig: ‚Ich habe gesehen, was bei dir im Bauch ist.' Dabei lacht er erregt. ‚Was ist denn in meinem Bauch?' — ‚Eine Katze', er lacht erotisch: ‚Bei dir und bei mir ist eine Katze.' —

‚Wie ist sie denn dahingekommen?‘ — ‚Sie kam angelaufen und ist lebendig in den Kochtopf gesprungen. Dann hat Marie sie gekocht und ich habe sie aufgegessen. Jetzt ist sie in meinem Bauch und kommt dann durch den Popo heraus.‘[1] Er lacht wieder erotisch. ‚Aber sie wird sauber sein, sie wird nicht schmutzig werden, weil sie bei mir im Bauch gewaschen wird.‘ — ‚Also, das heißt, daß du sie gebären wirst?‘ — ‚Nein, ich werde sie machen und dann wird sie durch den Popo herauskommen‘; — erotisches Lachen — ‚sie wird abscheulich sein, pfui, abscheulich!‘

Er ist sehr erregt, lacht, springt auf, dreht und wendet sich hin und her; an schlafen ist nicht zu denken. Seine Augen glänzen, er ist puterrot, hat rasche, abgehackte Bewegungen. Dann setzt er sich hin, sieht mich etwas herausfordernd an und fragt: ‚Mama, bin ich auch abscheulich geboren?‘ — ‚Nein, du bist gut geboren.‘ — ‚Nein, nicht gut, nicht gut!‘ Die Erregung erreicht ihren Höhepunkt. Er dreht sich hin und her, lacht, schreit. Da sage ich ihm: ‚Willst du, dann erzähle ich dir, wie du geboren bist.‘ Alik beruhigt sich augenblicklich, wird sehr still und ernst, legt sich auf sein Kissen und sagt mit bewegter Stimme: ‚Nun erzähle.‘ — ‚Emma hat dir gesagt, daß du aus meinem Bauch gekommen bist?‘ — ‚Ja, aber wie wurde ich geboren? Wo bin ich herausgekommen?‘ — ‚Du bist in meinem Bauch gewachsen, bis du so groß wurdest, daß es dir dort zu eng wurde.‘ — ‚Und du hast gehört, wie ich gesprochen habe?‘ fragte Alik interessiert. ‚Nein, das habe ich nicht gehört, aber wie du dich bewegt hast, habe ich gefühlt.‘ — ‚Hab' ich die Händchen und Beinchen bewegt?‘ — ‚Ja.‘ Alik lacht vergnügt: ‚Und dann?‘ — ‚Und dann wurdest du geboren, bist durch ein Löchelchen herausgekommen.‘ — ‚Aus dem Popo? Pfui, ich bin nicht gut geboren, ich bin schmutzig geboren!‘ (Lacht.) — ‚Nein, nicht aus dem Popo.‘ Alik wird augenblicklich ernst und fragt interessiert: ‚Aus der Pipischka?‘ — ‚Nein, es gibt noch ein Löchelchen, durch das nur die Kinder geboren werden.‘ Aliks Gesicht drückt Erstaunen und lebhaftestes Interesse aus, seine weit geöffneten Augen scheinen jedes meiner Worte aufzusaugen. ‚Und wo ist dieses Löchelchen?‘ — ‚Zwischen den Beinen.‘ — ‚Zwischen dem Popo und der Pipischka?‘ — ‚Ja.‘ Alik fühlt bei sich swischen den Beinen nach, auf seinem Gesicht malt sich Enttäuschung. ‚Aber wo ist es denn bei mir? Bei mir ist es dort nicht.‘ — ‚Ja, du hast keines.‘ — ‚Und wie habe ich denn Pimidan (seine liebste Puppe) geboren? Und noch ein Pimidan wird bald geboren? Wie denn?‘ — ‚Weißt du,

1) Vgl. **Freud**: „Über infantile Sexualtheorien.“ Ges. Schriften, Bd. V.

wenn ein zweiter Pimidan geboren wird, wollen wir zuschauen, wie er geboren wird, willst du?' — ,Ja, aber du zeige mir dein Löchelchen, durch welches ich geboren wurde.' — ,Es ist nicht zu sehen.' — ,Aber wenn du ausgezogen bist?' — ,Auch dann ist es nicht zu sehen.' Eine Pause tritt ein. ,Also bin ich auf eine gute Art geboren?' — ,Auf eine sehr gute Art! Und Papa und ich haben uns sehr gefreut. Wir haben schon so auf ein Söhnchen gewartet.' Alik zärtlich: ,Ihr habt mich erwartet, ja? Ihr wolltet, daß ich geboren werde?' Er lacht freudig; sein Lachen ist kindlich, erleichtert ihn, löst die Spannung. Dann legt er sich auf die Seite, nimmt meine Hand, preßt sie fest an sich und schläft so ein.' "

44) 21. April 1924. — 4, 1.

„Alik ist munter und fröhlich aufgewacht. Er hat sich rasch angekleidet, war sehr zärtlich zu mir, war sehr aktiv und selbständig."

Diese Aufzeichungen zeigen uns anschaulich, wie ein Kind, das nicht imstande ist, selbständig die Fragen, die sich auf die Geburt beziehen, zu lösen, in einen Erregungszustand gerät, ebenso wie bei der Nichtbefriedigung irgendeines andern Triebes. Und umgekehrt führt die Lösung der ihn quälenden Frage zu einer affektiven Entspannung, zu einer völligen Beruhigung; das Kind schläft rasch ein, — es ist, als ob das Kind eine ihm notwendige sexuelle Befriedigung bekommen hätte. Sein Verhalten am folgenden Morgen spricht deutlich für ein völliges inneres Gleichgewicht, d. h. der Affektzustand, der sich nicht nur während des Gesprächs über die Geburt, sondern schon während mehrerer Tage zuvor so stark geäußert hatte, ist vorüber. Zum Vergleich bringe ich die Aufzeichnung über Aliks Verhalten am Morgen des Tages, an dem wir das Gespräch hatten.

45) 20. April 1924. — 4, 1.

„Morgens wachte Alik schlecht gelaunt auf. Lange wollte er sich nicht anziehen; dann verlangte er, von mir angezogen zu werden; auf die Aufforderung hin, sich — wie immer — allein anzuziehen, war er sehr beleidigt, zog eine Schnute, stieß mich weg . . . ,ich mag dich nicht, geh weg' . . . Seinen Tee trank er widerwillig, verschüttete ihn und sah mich dabei herausfordernd an. Ich hatte den Eindruck, daß er nach einem Grund suchte, um beleidigt sein zu können, und deshalb schwieg ich."

Augenscheinlich konnte er sich nicht entschließen, sich mit seiner Frage an die Mutter zu wenden, nachdem er auf seine erste Frage nach der Geburt keine Antwort bekommen hatte. Daher stammt auch sein Wider-

stand gegen sie. Das alles verschwindet wie mit einem Schlage, nachdem das Kind alle ihm nötigen Aufklärungen bekommen hatte und er gewinnt daraufhin ein unerschütterliches Zutrauen. Die folgenden weiteren Ausführungen desselben Problems wurden in ganz ruhiger Stimmung ohne seelische Erregung erörtert, da das Kind sich ohne Hemmungen an die Mutter um Aufklärungen wandte. Die folgenden Aufzeichnungen lassen erkennen, daß das Kind fortfährt, sich für die Fragen der Schwangerschaft und der Geburt zu interessieren und, wie es scheint, bestrebt ist, sich diesen Vorgang in allen seinen Einzelheiten vorzustellen.

46) 21. April 1924. — 4, 1.

„Alik fragt mich: ‚Mama, wie groß war ich, als ich geboren wurde? So groß?‘ Ich zeigte ihm seine ungefähre Größe bei der Geburt. ‚Und wie ich in deinem Bäuchlein war, war ich so groß? So groß? So groß?‘ (er gibt die Größenverhältnisse an, indem er, bei einem Zentimeter beginnend, immer etwas zugibt). Als ich so groß wurde (er gibt die Größe eines Neugebornen an), wurde es mir zu eng im Bäuchlein. Ich sagte: Ich mag's nicht so eng haben, stieß mit den Füßchen und kam zur Welt.‘“

47) 2. Juni 1924. — 4, 3.

„Alik fragt: ‚Mama, wenn du Pipi gemacht hast, bin ich nicht hinausgesprungen aus deinem Bäuchlein?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Und wenn du Kaka gemacht hast?‘ — ‚Auch nicht.‘ — ‚Und wieso nicht? Ist denn Pipi und Kaka nicht im Bäuchlein?‘ — ‚Sie sind wohl im Bäuchlein, aber an verschiedenen Stellen. An einer ist das Pipi, an der andern das Kaka und an der dritten das Kindchen.‘ — ‚Und alle kommen aus verschiedenen Löchelchen heraus?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Und kommen im Bäuchlein nicht durcheinander?‘ — ‚Nein.‘“

48) 5. August 1924. — 4, 5.

„Alik spielte folgendermaßen: Er steckte in die Öffnungen einer gebogenen Diwanlehne ein Stock und sagte: ‚Dieses Löchelchen ist die Mama, und dieses Löchelchen ist die Mama, und dieses . . . usw. Alle Löchelchen sind Mamas! Jedes Löchelchen ist eine Mama!‘“

49) 15. August 1924. — 4, 5.

„‚Mama, als ich in deinem Bäuchlein war, hab' ich da was gesehen? Und hab' ich nicht durch das Löchelchen rausgeguckt, durch das ich nachher geboren wurde?‘ — ‚Nein.‘“

50) Am gleichen Tage.

„,Mama, und wie bin ich aus dem Löchelchen rausgekommen? Auf einmal?' — ,Zuerst ist das Köpfchen rausgekommen und dann die Füße.' Alik lacht erfreut. ,Und was habe ich gemacht, wie ich geboren war?' — ,Du hast ganz laut geschrien.' — ,Und warum habe ich geschrien? Bin ich erschrocken?' — ,Wahrscheinlich bist du erschrocken.' — ,Wahrscheinlich habe ich gefroren und hab' drum geschrien.' Es entsteht eine Pause. Darauf: ,Ich kann mich nicht erinnern, wie ich geboren wurde. Und du, kannst du dich erinnern?' — ,Nein, ich kann mich nicht erinnern, wie ich geboren wurde.' — ,Kann sich niemand erinnern?' — ,Nein, niemand.'"

51) 20. August 1924. — 4, 5.

„Gestern, nachdem er schlafen gegangen war, fragte er mich: ,Mama, ist da das Löchelchen aus dem die Kinder geboren werden?', dabei zeigt er auf den Rücken in der Gegend des Kreuzes und kichert. — ,Nein, nicht hier.' — ,Und wo denn?' — ,Du weißt doch wo.' — ,Es ist doch hier, es ist doch hier!' Alik schüttelt sich aus vor Lachen. Ich schweige. ,Mama, hier?' — ,Nein.' — ,Wo denn?' — ,Zwischen den Beinen.' Darauf wird Alik ernst und sagt: ,Aber dort ist sehr wenig Platz. Dort kann nur ein kleines Löchelchen sein, und ich will nicht, daß man's eng hat bei der Geburt!' Dabei spricht er mit erhobener und weinerlicher Stimme."

Damit könnte man den Fragenkomplex, der sich auf die Geburt bezieht, schließen, da im Folgenden das Interesse des Kindes sich bereits dem nächsten Problem, und zwar dem der Zeugung zuwendet, die seltenen Fragen, die er noch in bezug auf die Geburt stellt, betreffen entweder kleine Einzelheiten oder wiederholen bereits Bekanntes in einem anderen Zusammenhang. Zur Vollständigkeit führe ich noch zwei Mutterleibsphantasien an: Die eine schildert seine Vorstellung vom inneren Bau des menschlichen Körpers, die andere ist eine Zusammenstellung aus allen möglichen angenehmen Situationen seines jetzigen Lebens.

52) 10. September 1924. — 4, 6.

„Alik beim Essen. Nach jedem Bissen macht er halt und horcht scheinbar danach, was in seinem Innern vorgeht. Dann lacht er fröhlich und sagt: ,Es ist schon die Treppe ins Bäuchlein hinuntergelaufen.' — ,Aber was für eine Treppe denn?' — ,Ich habe eine Treppe da drin.' Dabei zeigt er den Weg vom Hals nach dem Magen. ,Alles, was ich esse, läuft dann die Treppe ins Bäuchlein hinunter. Und dann gibt es noch mehr

Treppen in den Ärmchen und in den Beinchen und in dem Popo — überall geht das hin, was ich esse.'"

Ich zweifelte, ob er sich das selbst ausgedacht hatte und fragte: ‚Wer hat dir das erzählt?' — ‚Das hat mir niemand erzählt, das habe ich selbst gesehen', antwortet Alik voller Überzeugung. — ‚Wo hast du denn das gesehen?' — ‚Als ich bei dir im Bäuchelchen war, habe ich gesehen, was du für Treppen in dir hast, also habe ich auch solche.'"

53) 23. Oktober 1925. — 5,7.

„‚Zwischen dem Rücken und dem Bauch ist ein Zaun mit einem Pförtchen. Und das Pförtchen ist ganz klein (er lacht). Und auch ein Kämmerchen gibt es da, darin wohnt der Onkel.' — ‚Was für ein Onkel'? — ‚Der Onkel, der alles innen drin macht: das „Pipi" ausschüttet, das „Kaka" rauswirft . . . nun eben alles, was nötig ist. Ich habe ihn besucht, war bei ihm zum Tee, . . . dann habe ich dort im Gärtchen gespielt . . . dort gibt es auch ein kleines Gärtchen mit Sand drin . . . und ein kleines Wägelchen . . . ich habe dort mit den Kindern gespielt und bin im Wägelchen gefahren.' — ‚Und woher gibt es denn dort Kinder?' — ‚Die hat der Onkel gekriegt. Viele, viele Kinder . . . Und auch Bonbons verkauft man dort . . . Drei Tanten gibt's dort . . . so ganz winzige . . .' — ‚Und du hast bei ihnen gewohnt?' — ‚Ich habe den Onkel besucht. Und als es Zeit war, geboren zu werden, habe ich ihm die Hand zum Abschied gegeben und bin zum Löchelchen rausgekommen.'"

Fragen, die die Zeugung und den Geschlechtsakt betreffen:

**54) 10. Mai 1924. — 4, 2.*

„Während die Kinder im Kinderheim zum Nachmittagsschlaf ins Bett gebracht wurden, stellte mir Alik eine neue Frage: ‚Und wer hat uns in Mamas Bäuchlein gelegt, damit wir geboren werden?'"[1]

Ich fühlte mich durch den raschen Gedankengang des Kindes vor eine schwierige Aufgabe gestellt, so daß ich die Gelegenheit, daß Mischa mich gerade in diesem Moment zu sich rief, benützte, um Alik zu verlassen, ohne ihm eine Antwort zu geben.

55) Juni 1924. — 4,3.

„Während des ganzen Monats Juni verlangt Alik, nach der Fabrik geführt zu werden, fragt, was für Sachen dort gemacht werden und wie sie

1) Das Gespräch über die Geburt fand am 20. April 1924, d. h. 3 Wochen vor dieser Frage statt.

gemacht werden. Er erklärt, daß er zusehen will, wie man die Sachen macht."

56) 6. August 1924. — 4, 5.

„,Mama, und als es dich noch nicht gab, wer hat dich geboren?' — ,Meine Mutter.' — ,Und wer hat deine Mutter geboren?' — ,Ihre Mutter.' — ,Und ihre Mutter?' — ,Wieder deren Mutter.' — ,Und jene Mama?' — ,Auch ihre Mama.' — ,Alle Mamas werden von ihren Mamas geboren?' — ,Ja.' Alik lacht fröhlich."

57) 10. August 1924. — 4, 5.

„,Mama, das heißt also, daß alle Leute von ihren Mamas geboren werden?' — ,Ja.' — ,Alle, alle?' — ,Ja.' — ,Die in der Stadt wohnen, und die, die auf dem Lande wohnen und die, die in der Fabrik arbeiten?' — ,Ja.'"

58) 15. August 1924. — 4, 5.

„,Mama, und als es noch gar keine Menschen gab, niemand, niemand — von wem wurde da die erste Mama geboren?' Diese Frage verdutzte mich, ich wußte nicht, was ich antworten sollte und sagte: ,Alinka, wir wissen nicht, was vor so langer Zeit war, als es noch niemanden gab. Und als es schon Menschen gab, da wurden sie alle von ihren Müttern geboren.' Alik dachte nach und sagte: ,Sie waren sicher alle ganz klein, wie ich, als sie geboren wurden. Und dann wuchsen sie und dann wurden sie Mamas.'"

59) 20. August 1924. — 4, 5.

„Heute, auf dem Spaziergang, fragt er mich: ,Mama, wer hat den Papa geboren? Auch seine Mama?' — ,Ja.' — ,Ist das die, deren Photographie wir haben?' — ,Ja.'"

60) 28. Februar 1925. — 4, 11.

„Alik ißt Fisch und findet den Rogen. — ,Was ist das?' — ,Das ist der Rogen, das sind die Eierchen des Fisches, aus ihnen wären kleine Fischchen entstanden.' — ,Aus jedem solchen Kügelchen wird ein Fischchen?' — ,Ja.' Alik denkt nach. Nach einer Pause: ,Mama, und war es einmal so, daß der Fluß floß und keine Fische darin waren?' — ,Ja, so war es.' — ,Und wie wurde denn der erste Fisch geboren?' — ,Das kann ich dir jetzt schwer erklären. Wenn du in die Schule kommst, wird man dir das alles erzählen.'"

61) 20. April 1925. — 5, 1.

„‚Und wer hat das erste Haus gebaut? Das allerallererste — wer hat es gebaut?‘ — ‚Menschen.‘ — ‚Wieso denn Menschen? Die Menschen werden doch in den Häusern geboren. Und wo wurden denn die Menschen geboren, die das erste Haus gebaut haben?‘ — ‚Früher einmal konnten die Menschen keine Häuser bauen und wohnten auf Bäumen oder in Höhlen. Und dann haben sie es gelernt und haben Häuser gebaut.‘ Alik hörte aufmerksam zu. Während ich sprach hellte sich sein Gesichtchen immer mehr auf. Als ich aufhörte, rief er glückselig aus: ‚Jetzt verstehe ich es erst und bisher habe ich immer gedacht: Wer mag wohl das erste Haus gebaut haben?‘“

62) 10. Juni 1925. — 5, 3.

„‚ . . . und warum glänzt das Silber? Wer hat es glänzend gemacht?‘ — ‚Niemand.‘ — ‚Niemand hat es glänzend gemacht? Wieso glänzt es dann?‘ — ‚Es war schon immer so glänzend.‘ — ‚Und wo findet man es?‘ — ‚Im Innern der Berge.‘ — ‚Und wer hat es dort hineingelegt? Wer hat es gemacht und dort hineingelegt?‘ — ‚Niemand; es war immer dort.‘ — ‚Und das Eisen?‘ — ‚Und das Eisen auch.‘ Alik lief unbefriedigt von mir weg.“

63) 26. Juli 1925. — 5, 4.

„Gerade während Alik Abendbrot aß, kam ein kleines Mädchen aus der Nachbarschaft zu uns. Ich nahm sie an die Hand und ging mit ihr, um ihr die Spielsachen zu zeigen . . . Als ich mit ihr auf die Terrasse zurückkam, erzählte man mir, daß Alik gesagt habe, daß er sich solch ein Schwesterchen wünsche. Ich antwortete lachend: ‚Gut.‘ Die Anwesenden lachten auch und damit war die Angelegenheit erledigt. Während Alik sich auszog, fragte er mich: ‚Mama, wie kann man denn ein Kind gebären?‘ — ‚Ich verstehe nicht ganz, mein Lieber, was du mich eigentlich fragen willst.‘ — ‚Nun, zum Beispiel: Viktor (sein Onkel) gab es nicht und mit einem Mal wurde er geboren. Woher wurde er geboren?‘ — ‚Du weißt doch, woher die Kinder kommen.‘ — ‚Nein, aber woher werden sie zuerst geboren?‘ — ‚Sie werden von der Mutter geboren.‘ — ‚Das weiß ich, aber woher bist du geboren?‘ — ‚Von meiner Mutter.‘ — ‚Und Viktor?‘ — ‚Auch von meiner Mutter. Wir haben beide die gleiche Mutter.‘ — ‚Ich weiß. Mein Papa und Olga haben auch die gleiche Mama.‘ — ‚Ja.‘ — ‚Und wenn ich ein Schwesterchen haben werde, wirst du auch ihre Mama sein. Nicht wahr?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Und woher wird es bei dir geboren werden?‘ — ‚Das weißt du doch, mein Junge, ich habe es dir doch schon längst erzählt.‘ —

‚Nein, das hast du mir nicht erzählt.' — ‚Sie wird bei mir im Bauche wachsen und wird dann durch das Löchlein herauskommen, durch das die Kinder geboren werden.' — ‚Das weiß ich, aber wie wird sie geboren?' — ‚Sie kommt durch das Löchlein heraus; das heißt eben, daß sie geboren wird.' — ‚Und was ist mit dem Kind, bevor es geboren wird?' — ‚Es wächst bei der Mutter im Bauche.' — ‚Aber woraus wächst es?' — ‚Aus einem kleinen Eierchen. Als man der Henne den Bauch aufschnitt, hast du da die kleinen, gelben Eierchen gesehen?' — ‚Die habe ich gesehen.' — ‚Nun, siehst du; jede Frau hat in ihrem Bauch auch kleine Eierchen. Dann fängt das Eichen zu wachsen an und in ihm wächst das Kind. Wenn das Kind so groß wird, daß es ihm zu eng wird, dann wird es geboren.' — ‚Mama, wie geht denn das zu? Erst gab es gar kein Kindchen im Eichen und plötzlich fängt es an zu wachsen. Woher kommt es denn?"

„Jetzt endlich begriff ich, was seine dringlichen Fragen, woher das Kind geboren wird, bedeuteten; kannte er doch nicht den Begriff der Befruchtung. — ‚Dazu ist es nötig, daß in das Eichen ein Samenkörnchen kommt . . .' — ‚Und das Samenkörnchen ist auch in Mamas Bäuchlein?' — ‚Nein, das Samenkörnchen entsteht beim Papa, beim Manne.' — ‚Wo entsteht es denn beim Manne? Und bei mir auch?' — ‚Du wirst es auch haben, wenn du groß wirst.' — ‚Aber wo entsteht es?' — ‚In dem Säckchen, das neben der Pipischka ist, weißt du?' Alik erfreut: ‚Ja! Also dort wachsen die Samenkörnchen! Und ich habe das nicht gewußt! . . . Und wie kommen sie dann zur Mama ins Bäuchlein?' — ‚Dafür muß die Pipischka in das Löchelchen kommen, aus dem die Kinder geboren werden, dort kommen aus ihr die Samenkörnchen heraus und bleiben schon bei der Mama.' — ‚Und wie kommen sie ins Eichen?' — ‚Diese Samenkörnchen können sich bewegen und sie bewegen sich so lang fort, bis sie einem Eichen begegnen, dann tritt ein Samenkörnchen ins Eichen ein.' — ‚Haben sie Füßchen, um sich zu bewegen?' — ‚Nein, nur ein kleines Schwänzchen, mit dem sie hin und her wedeln und so kommen sie voran.' — ‚Also bewegen sie sich bei der Mama hinauf?' — ‚Ja.' — ‚Mama, und wenn ich groß sein werde, werde ich diese Samenkörnchen auch haben?' — ‚Gewiß.' — ‚Und wem werde ich sie geben?' — ‚Du wirst dann eine Frau finden, die du sehr lieb haben wirst und wirst dann wollen, daß sie die Mama und du der Papa bist.' Da bemerkte ich, daß Alik die Augen zufielen und sprach nicht weiter. Das ganze Gespräch wurde in ruhigem, friedlichem Ton geführt, ohne das geringste Zeichen eines Affektes. Aliks Gesichtsausdruck war nicht zu sehen, — es war dunkel im Zimmer."

64) 29. Juli 1925. — 5, 4.

„Alik fragte mich heute: ‚Und wie kommen die Samenkörnchen in das Säckchen vom Mann?' — ‚Da sind Drüsen, die sie ausscheiden.' — ‚Und wo sind diese Drüsen?' — ‚Das, was du Eichen nennst, sind eben diese Drüsen. Wenn du groß bist, werden sie bei dir auch Samenkörner bereiten.' — ‚Wie Speichel?' — ‚Ja.'

65) 12. August 1925. — 5, 5.

„Heute beginnt eine neue Reihe von Fragen bezüglich des Geschlechtsaktes ... Bei Tisch fragt er mich plötzlich: ‚Mama. wie hast du mich geboren?' — ‚Du weißt es doch, mein Lieber.' Erst nachträglich merkte ich, daß ich instinktiv die Stimme gesenkt hatte. Darauf fragt mich Alik flüsternd ins Ohr: ‚Und wer hat dir seine Pipischka ins Löchelchen gesteckt, damit die Samenkörnchen da hineinkommen?' Ich schlug ihm vor, zuerst fertig zu essen, dann wollte ich ihm alles erzählen. Er fing an zu essen, aß gut, zog mich aber gleich nach Tisch in ein anderes Zimmer. ‚Nun sage, wie hat der Papa dir ... nein, wer hat dir die Pipischka in das Löchelchen, aus dem die Kinder kommen, gesteckt?' — ‚Du weißt es doch.' Alik guckt mich schelmisch an und sagt: ‚Nein, ich weiß es nicht.' — ‚Du hast es doch eben selbst gesagt.' Er antwortet gereizt: ‚Ich habe nichts gesagt' und dann bittend: ‚Nun sag' es doch.' — ‚Der Papa.' Alik lacht erleichtert auf und sagt: ‚Deshalb ist er auch mein Papa, nicht wahr?' — ‚Ja.' — ‚Und wenn es ein anderer gemacht hätte, wäre der mein Papa?' — ‚Ja.' Nach kurzer Überlegung: ‚Wem wäre ich denn dann ähnlich?' — ‚Ihm.' Alik etwas versonnen: ‚Dann wäre das ja ein anderer Junge, nicht ich.' — ‚Nun ja.' Nach einiger Zeit fragt Alik: ‚Mama, sag' mir, wie macht man das?' — ‚Was?' — ‚Nun eben, wie steckt man die Pipischka hinein? Legt man sie nur an oder steckt man sie ins Löchlein hinein?' — ‚Man steckt sie hinein.' — ‚Das macht man sicher so, damit die Samenkörnchen nicht verschüttet werden.' Danach bleibt Alik einige Sekunden schweigend sitzen, sein Gesicht hat den Ausdruck intensiven Nachdenkens. Dann läuft er davon spielen und reitet auf einem Stock."

Mit diesem Gespräch war die Reihe der Fragen, die sich mit der Zeugung befaßten, zu Ende. In der folgenden Zeit kam er auf dieses Thema kaum mehr zurück und wenn er das Thema erwähnte, geschah es nicht in Form von Fragen. Sein Interesse wandte sich anderen Dingen zu, da er auf dem erwähnten Gebiet alle ihm nötigen Aufklärungen bekommen hatte. Überhaupt trat danach eine Zeit der Beruhigung seines Wißtriebes ein, die einige

Monate dauerte, bis durch die mit der Verdrängung des Ödipuskomplexes verbundenen Gefühle der Schuld und der Strafangst sein Interesse von neuem, aber nach einer ganz anderen Richtung hin, angefacht wurde.

Aber bevor ich zu dieser letzten Periode übergehe, muß ich noch auf eine andere Gruppe von Fragen, die das Kind auf der eben geschilderten Entwicklungsstufe des Wißtriebes sehr beschäftigt und aufgeregt haben, eingehen — nämlich die Fragen, die das Problem des Todes betreffen.

In der gleichen Periode, in der das Kind mit der Lösung des Problems der Entstehung des Menschen beschäftigt ist, beginnt es auch, sich für das Problem des Todes zu interessieren. Während es im Kinderheim lebte, erlebte es weder einen Todesfall, noch hörte es Gespräche, die sich auf einen solchen bezogen hätten, so daß es Ausdrücke, wie Tod, Sterben, Begraben und ähnliche bis zu vier Jahren gar nicht kannte. Aber einmal stießen die Kinder bei einem Spaziergang auf eine tote Ratte. Ich bringe die ausführliche Notiz über diese Begebenheit:

**66) 25. März 1924. — 4,0.*

„Wir gingen auf dem Boulevard spazieren . . . Die Kinder erblickten auf dem Wege eine tote Ratte. Alik bemerkte sie zuerst. Er blieb stehen, besah sie sich aufmerksam, zog sich langsam zurück, ohne sie aus den Augen zu lassen. Mit weit geöffneten Augen, brennend vor Neugierde, sagte Alik: ‚Schau, Kathi, wer ist denn das?‘ — ‚Das ist eine Ratte.‘ — Inzwischen kamen auch die anderen Kinder herangelaufen, umringten die tote Ratte und betrachteten sie auf das genaueste. — Mischa (3, 8): ‚Ach, da liegt ja ein kleines Eichhörnchen.‘ Schura (3, 8): ‚Welch eine Watte!‘ Alles Flaumige nennt Schura Watte und liebt es sehr. Die Erzieherin sagt: ‚Nein, das ist eine Ratte.‘ Lika: ‚Aber warum liegt sie hier? Hier kann sie ja zerquetscht werden.‘ Alik: ‚Und wo sind ihre Augen?‘ Emma: ‚Ihr tut's am Halse weh, sie hat eine Wunde, wer hat sie ihr gemacht?‘ Ich antwortete, daß die Katze der Ratte weh getan hatte, daß die Ratte gestorben sei und nun nie mehr wieder aufstehen könne. Auf die Kinder machte das alles einen sehr starken Eindruck. Den ganzen übrigen Tag sprachen sie ununterbrochen von der Ratte.“

Einige Zeit danach begegneten die Kinder, wieder auf einem Spaziergang, einem Trauerzug. Auf ihre erstaunten Fragen sagte man ihnen, daß man einen toten Menschen zur Beerdigung fahre.

Als die Kinder nach Hause kamen, erzählten sie voll Begeisterung, daß sie gesehen hätten, „wie man einen toten Menschen in einem Kasten spazieren fährt“.

Nach einigen weiteren Monaten sah Alik ein Grab; er erkundigte sich eingehend danach und wollte wissen, wie man Tote begräbt. Er stellte jedoch keine Fragen, den Tod selbst betreffend. Offenbar war es ihm noch nicht aufgegangen, daß wir alle, also auch er, einmal sterben müssen. Vermutlich kam er erstmalig auf diese Gedanken durch folgendes Gespräch:

67) 10. September 1924. — 4, 6.

„,Mama, wo wohnt deine Mama? In welcher Stadt? Warum kommt sie nie zu uns? Ich möchte sie sehen.' Ich erklärte ihm, daß meine Mutter gestorben und in einer anderen Stadt begraben sei und daß wir beide einmal ihr Grab besuchen wollten. Alik war sehr verwundert. ,Wie ist sie gestorben? Ist sie plötzlich gestorben?' — ,Nein, sie war lange krank und ist dann gestorben.' — ,Und was hat sie gemacht, als sie starb?' — ,Sie hat aufgehört zu atmen, zu hören, zu sprechen, hat sich nicht mehr bewegt. Dann hat man sie begraben . . .' Alik steht dabei, läßt den Kopf hängen, sein Gesichtsausdruck ist halb traurig, halb unzufrieden. Nach einer Pause sagt er: ,Aber warum ist sie gestorben? Ich wollte nicht, daß sie stirbt, ich habe sie lieb, ich will sie sehen, ich habe sie noch nie gesehen.' Ich habe ihn auf ein anderes Thema abgelenkt."

Die Frage nach dem eigenen Tode entsteht in ihm zum erstenmal ganz deutlich, nachdem er selbst eine schwere Krankheit durchgemacht hatte und wirklich in Lebensgefahr gewesen war. Sei es, daß er ein Gespräch darüber mitangehört hat, — obwohl das höchst unwahrscheinlich ist, — sei es ein zufälliges Zusammentreffen, jedenfalls stellte er gerade nach seiner Genesung folgende Frage:

68) 16. Januar 1925. — 4, 10.

„Beim Schlafengehen sagt mir Alik heute: ,Mama, aber ich will nicht sterben!' — ,Du kannst sehr lange leben.' — ,Aber wenn ich alt bin, dann muß ich doch sterben?' — ,Ja, irgendeinmal mußt du sterben.' — ,Aber ich will nicht!' Ich brachte das Gespräch auf ein anderes Thema. Nach etwa zehn Minuten nahm Alik das verlassene Thema wieder auf und fragte: ,Mama, kann man denn nicht machen, daß man nicht sterben muß?' — ,Nein, vorläufig kann man das nicht. Vielleicht erfindet später einmal jemand, wie man das macht.' Und wieder lenkte ich das Gespräch in andere Bahnen. Als er schon zu Bett war, wurde er unruhig, warf sich von einer Seite auf die andere, seufzte, setzte sich auf u. dgl. m. . . . Dann fragte er: ,Und wie soll man es doch anstellen, daß man nicht stirbt?' Nur mit Mühe gelang es, ihn abzulenken und zu beruhigen."

69) 21. Januar 1925. — 4, 10.

„Es ist der Jahrestag von Lenins Tod. ‚Und warum ist Lenin gestorben?‘ — ‚Er war sehr krank.‘ — ‚Und wie stirbt man eigentlich?‘ — ‚Man hört auf zu atmen, sich zu bewegen, zu sprechen . . .‘ — ‚Nein, woher das kommt, daß man aufhört zu atmen? Warum man aufhört?‘ — ‚Das wird man dir in der Schule erzählen, wenn du dort lernen wirst.‘“

70) 25. Januar 1925. — 4, 10.

„‚Mama, ist Lenin von einem Automobil überfahren worden?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Wie ist er denn gestorben?‘ — ‚Er war sehr krank und starb.‘ — ‚Aber wie konnte er sterben? Wie stirbt man überhaupt? Wie kann man sterben?‘ Glücklicherweise setzte gerade in diesem Augenblick ein starker Schneefall ein und Alik stürzte voll Begeisterung ans Fenster und rief entzückt: ‚Schau! Schau!“

Sein hartnäckiges Fragen in bezug auf das Todesproblem wird manchmal fast zwanghaft. Hier stößt das Kind zum erstenmal auf das eiserne Gesetz der Realität, dem er nur sein ‚ich will nicht‘ entgegenstellen kann.

Er fährt fort in seinen Bemühungen, dieses Problem mit Hilfe von Erkenntnissen zu bewältigen und sieht anscheinend darin einen Ausweg aus dem quälenden Zustand, in dem er sich jetzt befindet. Es folgt eine Notiz, die dies illustriert:

71) 31. Januar 1925. — 4, 10.

„Alik interessiert sich die ganze Zeit für das Problem des Todes. Heute, beim Einschlafen, fragt er mich: ‚Sterben die Blinden auch?‘ — ‚Ja, wie alle Menschen.‘[1] — ‚Und wann sterben sie?‘ — ‚Wenn sie alt werden, sterben sie.‘ — ‚Aber unser Großvater ist alt und stirbt doch nicht?‘ ‚Unser Großvater ist gesund und kräftig und wird nicht so bald sterben.‘ ‚Und wann sterben die Menschen überhaupt?‘ — ‚Niemand weiß, Alinka, wann er stirbt.‘ — ‚Und wovon kann man sterben? Wenn ein Mensch von einem Automobil oder von einem Lastwagen überfahren wird, dann stirbt er?‘ — ‚Meistens stirbt er dann, aber es ist auch möglich, daß der Doktor solch einen Menschen wieder gesund macht.‘ — ‚Wenn ihm die Beine überfahren werden, stirbt er dann?‘ — ‚Nein, dann kann man ihn heilen.‘ — ‚Und wenn die Brust überfahren wird — dann stirbt er?‘ — ‚Ja, dann stirbt er.‘ — ‚Und wenn der Kopf überfahren wird?‘ — ‚Dann

1) Wahrscheinlich kam ihm die Frage nach dem Tode der Blinden im Zusammenhang damit, daß viele von ihnen die Augen geschlossen haben.

stirbt er auch.' — ,Und wenn die Pipischka überfahren wird?' — ,Dann kann der Doktor ihn heilen.'" (Eine sehr deutliche Illustration zum Thema Tod und Kastration.)

72) Einige Tage später.

„Alik versuchte immer wieder zu erfahren, welche Körperteile vom Automobil überfahren werden müssen, um den Tod eines Menschen zu verursachen. Schließlich fragte ich ihn: ,Alinka, hast du Angst, von einem Automobil überfahren zu werden oder möchtest du selbst jemand überfahren?' — ,Nein, Mama, ich möchte, daß das Automobil einen Fremden überführe und ich dabeistehen könnte und zuschauen, wie das ist, wenn jemand stirbt.'"

So führt die Tendenz, zu erfahren, „wie es möglich ist, daß der Mensch stirbt", das Kind zu sehr grausamen Wünschen. Wir sehen hier, daß der Wißtrieb, wie jeglicher Trieb im Unbewußten wurzelnd, das Kind bis an die äußerste Grenze treibt, um nur Befriedigung zu erlangen.[1]

73) 5. Februar 1925. — 4, 11.

„Während ich Alik hinten die Knöpfe zuknöpfte, umarmte er mich heftig und flüsterte: ,Mama, ich habe dich so sehr lieb, ich will nicht, daß du stirbst und ich selbst will auch nicht sterben.' Ich beruhigte ihn dadurch, daß ich ihm sagte, daß wir noch lange zusammenleben würden. Er fing an von anderen Dingen zu sprechen, aber seine Augen blieben nachdenklich."

74) 9. Februar 1925. — 4, 11.

„Alik fragt trübselig: ,Mama, wird Papa auch einmal sterben müssen?' — ,Ja.' — ,Aber warum? Ich will doch nicht, daß er stirbt.'"

75) 28. Februar 1925. — 4, 11.

„,Mama, hat schon irgend jemand herausgekriegt, was man tun muß, um nicht zu sterben?' — ,Nein, das weiß noch niemand.' — Pause. — ,Aber ich weiß es! Wenn du sterben wirst, werde ich deine Augen sich

1) Es ist möglich, daß die Tendenz, zu erfahren, „wie der Mensch stirbt", gleichzeitig dem unbewußten Wunsch Ausdruck gibt, zu erfahren, wie der Mensch gezeugt wird, was er in der Periode noch nicht wußte. Für sein Unbewußtes konnten diese beiden Fragen sich zu einer verdichten. Daher erklärt sich vielleicht auch die Intensität des Wunsches, alle Einzelheiten zu sehen und zu erfahren. — Möglich auch, obwohl die Aufzeichnungen keine Anhaltspunkte dafür bieten, daß die aggressiven Wünsche dem Vater gegenüber und die Angst vor der Strafe dafür, hier eine Rolle spielen und den Fragen nach dem „Überfahrenwerden" auch eine symbolische Bedeutung zukommt.

nicht schließen lassen, ich werde sie so offen halten' (er zeigt mit den Fingern, wie er meine Lider offenhalten wird), ,dann werde ich deine Arme und Beine bewegen und werde dich wieder gehen lehren. Und du wirst es mit mir auch so machen. Also werden wir nicht sterben!' Er springt und lacht vor Freude."

Indem er auf diese Weise eine Lösung gefunden hatte, die seinen Narzißmus beruhigte, ließ Alik das Problem vollkommen fallen. Wenn er in der Folgezeit von irgend jemands Tod hörte, stellte er keinerlei Fragen. Nur ein Fall macht eine Ausnahme davon, den ich deshalb auch schildere.

76) 6. Oktober 1925. — 5, 7.

„Alik hört, daß wir vom Tode eines Verwandten sprechen. Er kommt an mich heran und fragt in ruhigem Ton: ,Mama, und wie werde ich erfahren, daß ich schon gestorben bin?' Ich versuchte, es ihm zu erklären, aber er konnte es natürlich nicht begreifen. Er dachte nach und fuhr fort: ,Wenn ich eine solche Krankheit bekomme, an der man stirbt, dann werde ich wissen, daß ich sterben werde.'"

An diesem Beispiel kann man sehen, daß Aliks Beziehung zur Realität erstarkt ist, daß er sich nun nicht mehr gegen die Tatsache des Todes auflehnt, sondern nur noch bestrebt ist, alle Einzelheiten, die damit zusammenhängen, zu erfahren. Der nächste Todestag Lenins (im Januar 1926) erweckte schon sein Interesse für die Persönlichkeit Lenins und seine Lebensgeschichte; er stellte jedoch bei dieser Gelegenheit keine neuen Fragen über den Tod.

Der letzte Fragenkomplex, der das Kind in der beschriebenen Entwicklungsstufe interessierte, bezog sich auf den inneren Bau des menschlichen Körpers, in erster Linie, natürlich, seines eigenen, und auf die Bedeutung der verschiedenen Organe. Er fragte nach dem Herzen, dem Blut, dem Bau des Ohres, den Zähnen, dem Nabel, nach der Größe und dem Bau der Knochen, woher der Speichel im Munde kommt und ähnliches mehr. Aus zahlreichen Aufzeichnungen ähnlicher Art führe ich nur zwei an.

77) 16. Januar 1925. — 4, 10.

„Vor dem Einschlafen fuhr Alik mit seinen Händchen unter die Decke und sagte hocherfreut: ,Mama, Mama, weißt du, ich habe neben der Pipischka noch einen Ball!' Dann, nachdem er anscheinend noch einmal nachgefühlt hat, erklärt er: ,Und im Ball sind noch zwei Kügelchen! Fühle mal, — da sind zwei Kügelchen.' Ich sagte, daß ich es wüßte. ,Und wozu sind sie?' Da er noch nichts von der Geschlechtsfunktion dieser Or-

gane weiß, sagte ich ihm nur, daß alle diejenigen solche Kügelchen haben, die solch eine Pipischka haben wie er. ‚Und in der Pipischka sind auch zwei Pipischki.' — ‚Wieso zwei?' — ‚Eine längere außen und eine kürzere innen.' (Anscheinend meint er die Haut und das Glied selbst innen.) ‚Und wozu brauche ich zwei Pipischki?' — ‚Du hast nicht zwei, sondern eine, außen ist nur die Haut.' — ‚Und wozu ist die Haut?' — ‚Damit Schmutz und Staub nicht hineinkommen.'"

78) 6. Oktober 1925. — 5,7.

„Alik besah sich heute sehr aufmerksam die Eingeweide eines Hahnes. Fragte nach allen Organen, den Därmen, dem Herzen, dem Magen, der Lunge, fragte, wie sie heißen, und wozu sie da sind. Schließlich fragte er: ‚Ich habe das alles doch auch?' — ‚Ja.' — ‚Aber bei mir ist doch alles größer als beim Hühnchen?' — ‚Ja.' — ‚Ich bin doch größer als es, nicht wahr?' — ‚Ja.' — ‚Und du bist größer als ich, also ist bei dir alles noch größer?' — ‚Ja.' — ‚Und wenn ich größer werde als der Papa, dann wird innen bei mir auch alles größer sein als bei ihm?' — ‚Ja.' — Er sprang lachend davon."

Die letzte Aufzeichnung ist aus dem sechsten Lebensjahr des Kindes; hier tritt schon deutlich die Rivalität mit dem Vater und der Wunsch, ihn zu besiegen, in Erscheinung.

Vierte Periode

Im sechsten Jahr tritt das Kind in das Stadium der Verdrängung des Ödipuskomplexes. Zu gleicher Zeit erhält sein Wißtrieb eine andere Richtung und neue Themen kommen an die Reihe. Hier kann man folgende typische Fragenkomplexe feststellen:

1) Das Interesse für regierende Persönlichkeiten — die Fragen nach Lenin und anderen Mitgliedern der Regierung. Wer war der Zar? Warum hat man den Zaren gestürzt? usw.

2) Das Interesse für den Kampf, den Krieg, — im speziellen für den jüngst stattgehabten Bürgerkrieg. Wer die Roten und wer die Weißen sind? Wie sie gekämpft haben? Wer gesiegt hat? Was Revolution ist? usw.

3) Das Interesse für die Miliz, für die Gefängnisse, dafür, wer ins Gefängnis kommt. Die Mehrzahl der Fragen bezieht sich darauf, wofür man ins Gefängnis kommt, was die Gefangenen tun, was das Gericht ist, wie man richtet, wen und wofür man richtet, wen der Polizist verhaftet usw. usw.

Auch die Fragen nach Gott treten erstmalig in dieser Periode auf.

79) 25. November 1925. — 5, 8.

„Mit fünf Jahren hörte er zum erstenmal von einer alten Frau, einer Verwandten, daß es im Himmel einen Gott gibt. Er kam zur Mutter mit der Frage: ‚Wer ist Gott und warum lebt er im Himmel und nicht auf der Erde?‘ Nachdem er eine entsprechende Aufklärung bekam, sagte er nun, wenn er dieses Wort hörte: ‚Jemand hat sich ausgedacht, daß Gott im Himmel wohnt, aber da gibt es nur Luft und in der Luft kann kein Mensch leben.‘“

Der Satz vom Menschen ist schon ein Produkt seines eigenen Denkens. Offenbar ist die Vorstellung eines übernatürlichen Wesens ihm völlig fremd.

Im Frühling 1926, als Alik sechs Jahre alt wurde, machte man mit ihm das Jungsche Assoziationsexperiment.[1] Auf das Reizwort „Gott“ antwortete er prompt: „Gibt es nicht.“

Vorläufig habe ich kein Tatsachenmaterial, nach dem sich seine weitere Entwicklung in bezug auf seine Ansichten und seine Stellungnahme zur Frage nach Gott beurteilen ließe. Ich nehme aber an, daß entsprechend dem unbedingten Atheismus nicht nur seiner Eltern, sondern auch des ganzen Erziehungsplanes der Kinder in der U. d. S. S. R. die ideale Vaterimago sich nicht mit dem Gottbegriff, sondern mit irgendeinem andern, ihm dem Geist und der Zeit nach näheren Namen verbinden wird. Möglich, daß die Frage nach Gott ihn dann überhaupt nicht mehr beunruhigen wird.

Damit ist das Tatsachenmaterial, das die allmähliche Entwicklung des Wißtriebes bei diesem Kind ergeben hat, erschöpft.

Theoretische Folgerungen

Unsere theoretischen Folgerungen wollen wir der deutlichen Übersicht wegen folgendermaßen einteilen:

1) Wißtrieb als Ichtrieb.

2) Wißtrieb und die Libido des Kindes.

3) Wißtrieb und die topische Lehre der Psychoanalyse.

4) Wißtrieb und die Realität.

Auf Grund des hier angeführten Materials kann man sagen, daß der Wißtrieb sich allmählich aus dem Bemächtigungstrieb entwickelt. Als primitivste Form des Bemächtigungstriebes können wir das Ergreifen und Ver-

1) A. R. Lurja führte für eine wissenschaftliche Arbeit Untersuchungen nach dieser Methode an einer großen Anzahl von Kindern aus.

schlingen der Objekte in dem Augenblick, in dem der Hunger einen bestimmten Grad der Intensität erreicht hat, ansehen. (Notiz Nr. *1*.) Wir haben gesehen, daß das Kind dabei Greifbewegungen mit dem Mund und der Hand ausführt. Die Bewegungen sind auf dieser Altersstufe noch nicht zielgerichtet; trozdem dürfen wir nicht daran zweifeln, daß es sich hier um phylogenetisch verankerte Reste der Bestrebungen, die Beute zu fangen, handelt.

Aber sehr bald schon, wahrscheinlich mit der Entwicklung bestimmter Zentren des Großhirns, erreicht das Kind eine Entwicklungsstufe, auf der es nicht nur auf den Hunger, d. h. auf einen inneren Reiz reagiert, sondern wo auch die Außenwelt in stärkstem Maße auf das Kind einwirkt. Seine erste Reaktion auf einen stärkeren Gesichtsreiz ist eben die primitive, aus dem Bemächtigungstrieb stammende Reaktion, nämlich zu greifen und aufzuessen. (Notiz Nr. *2*.)

Im Laufe der weiteren Entwicklung des Kindes tritt nicht nur das Auge, sondern auch die übrigen Sinnesorgane in den Dienst dieses Triebes. So zum Beispiel wird ein Kind, das einen Geruch wahrnimmt oder einen Laut hört, mit den Augen nach dem Gegenstand, von dem der Reiz ausgeht, suchen, um dann danach zu greifen und ihn in den Mund zu stecken. Dies ist der Kulminationspunkt in der Entwicklung des Bemächtigungstriebes in seiner ganz primitiven Form: Greifen und aufessen.[1]

Im zweiten Viertel des ersten Jahres können wir schon ein ganz anderes Verhalten des Kindes beobachten. Es steckt schon selten die Dinge in den Mund, sondern fängt an, sie zu betrachten, zu befühlen, zu betasten, zu streicheln usw., indem es sie mit anderen ähnlichen Dingen vergleicht. (Notiz Nr. *3*.) Hier sehen wir nicht mehr die oben beschriebene primitive Reaktion. Das Kind erforscht die Gegenstände bereits mit Hilfe derselben Mittel wie der Erwachsene. Wie kommt es dahin? Da uns die Wissenschaft vorläufig noch keine physiologische Erklärung dieses Entwicklungsvorganges gegeben hat, müssen wir zunächst eine Hypothese auf Grund der psychischen Vorgänge aufbauen. Freud hat diesbezüglich schon längst geäußert: „Die notwendig gewordene Aufhaltung der motorischen Abfuhr (des Handelns) wurde durch den Denkprozeß besorgt . . . Das Denken wurde mit Eigenschaften ausgestattet, welche

1) Die Aufzeichnungen über Aliks Verhalten im ersten Lebensjahre wiesen keine Notiz über das Wegwerfen von Gegenständen auf, ein Symbol für den ersten Objektverlust. Das Wegwerfen ist bei ihm entweder mit der Erforschung dieser Erscheinung verbunden oder aber mit der Versicherung seiner selbst: „Ich werfe." Ich bin zur Zeit nicht in der Lage, diese Erscheinung zu erklären.

dem seelischen Apparat das Ertragen der erhöhten Reizspannung während des Aufschubes der Abfuhr ermöglichte."[1]

Das Auftreten des Denkens in der Ontogenese steht somit offenbar im Zusammenhang mit dem Auftreten von Hemmungsvorrichtungen im Zentralnervensystem. Schon allein die Tatsache des Auftretens langsamer, zielgerichteter Bewegungen beim Betasten von Gegenständen, spricht für das Vorhandensein solcher Hemmungszentren.[2]

Die Fragen, wie eine solche Hemmung zustande kommt, wann sie auftritt und woher sie sich herleitet, müssen offen bleiben. Jedenfalls ruft die zunehmende Hemmung der motorischen Abfuhr in der Entwicklung des Kindes allmählich die neue Funktion, die Tätigkeit des Denkapparates hervor; sie hatte wahrscheinlich ursprünglich nur die eine Aufgabe, die Erregungsmengen, die keine direkte Abfuhr in die Bewegung finden konnten, zu bewältigen. In der Notiz Nr. *7* finden wir diesen Mechanismus deutlich beleuchtet, — zuerst einfaches Greifen, dann die Hemmung, darauffolgend die Forschung. Tatsächlich dient das sich entwickelnde Denken zuerst fast ausschließlich dem Bemächtigungstrieb, d. h. dem Streben, von diesem oder jenem Gegenstand Besitz zu ergreifen, aber schon mit anderen Mitteln. Das Kind bemächtigt sich des Gegenstandes nicht mehr im Sinne des Aufessens, sondern mit Hilfe der Erkenntnis. Auf diese Weise macht der Bemächtigungstrieb, der den Ichtrieben angehört, eine Wandlung durch, die wir in Analogie zu der Entwicklung der Sexualtriebe des Kindes, als Sublimierung bezeichnen können.[3]

Für den Beginn dieser Sublimierung des Bemächtigungstriebes läßt sich schwer ein genauer Zeitpunkt angeben. Wie wir auf Grund unseres Materials gesehen haben, fängt das Kind am Ende des ersten Halbjahres an, intensive Versuche zu machen, einen Gegenstand durch „Begreifen" sich zu eigen zu machen. (Notizen Nr. *4* ff.) Der Zusammenhang zwischen dem Bestreben, einen Gegenstand zu erkennen und seiner ursprünglichen Grundlage läßt sich bei Alik bis zum Alter von drei Jahren sehr deutlich beobachten.

Zur Verdeutlichung dieser Behauptung bringe ich einen kurzen Auszug aus seiner Charakteristik, die im Kinderheim schriftlich fixiert wurde, als

1) Freud: „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens." Ges. Schriften, Bd. V. S. 412.

2) Das Vorkommen solcher Vorgänge im Zentralnervensystem ist durch die russische physiologische Schule von Pawlow experimentell nachgewiesen.

3) Wie bekannt, gibt es auch eine philologische Bestätigung dieser Auffassung. Im Deutschen heißt es „greifen — begreifen", im Französischen *„prendre — comprendre"*.

er 2, 8 alt war. Dort heißt es: „Das, wonach Mischa (ein Junge aus derselben Gruppe wie Alik) direkt greift, erfaßt Alik mit seinem Intellekt. Bei beiden äußert sich so der Bemächtigungstrieb, bei Mischa noch in primitiver Form, — während Alik sich die Dinge durch die Erkenntnis zu eigen macht."

Mit der Sprachentwicklung tritt dann eine weitere wesentliche Förderung der Denktätigkeit ein, die es dem Kind ermöglicht, durch Fragen und noch etwas später auch durch selbständige logische Schlüsse beharrlich auf die Lösung bestimmter Probleme hinzuarbeiten. Aber auch dann kann man noch aus gewissen mimischen Merkmalen des Kindes den Zusammenhang zwischen diesem intellektuellen Vorgang und den primitiven Äußerungen des Bemächtigungstriebes feststellen.

Wenn man Alik eine neue Geschichte erzählte oder ihm überhaupt von etwas Neuem, ihm bis dahin Unbekannten sprach, so pflegte er folgendermaßen zu reagieren: „Alik hört, ohne sich zu rühren, mit verhaltenem Atem sehr aufmerksam zu. Seine Augen sind weit geöffnet, die Pupillen geweitet, er sieht einem direkt in den Mund hinein, als ob er jedes Wort mit den Augen fangen möchte. Er hat einen ganz eigentümlichen Gesichtsausdruck, halb suchend, halb gierig." Ganz denselben Augenausdruck bei Alik habe ich in meinem Aufsatz „Die Bedeutung des Saugens und Fingerlutschens" beschrieben.[1]

Damals, d. h. im Alter von zwei Monaten, hat Alik mit der gleichen Gier in den Augen die Mutterbrust vor dem Stillen betrachtet, ehe er mit außerordentlicher Gier die Brustwarze ergriff. Dieses Beispiel spiegelt deutlich den tiefen Zusammenhang wider, der zwischen dem primitiven Aufessen und dem kultivierten geistigen Erfassen besteht.

Zur größeren Anschaulichkeit möchte ich folgendes Entwicklungsschema des Wißtriebes entwerfen:

1) Sehen — Greifen — Aufessen = Besitz ergreifen.

2) Sehen — Greifen — Berühren — Kennenlernen = Besitz ergreifen.

3) Sehen — Fragen — Verstehen — Erkennen = Besitz ergreifen.

4) Problemstellung — Fragen und selbständig Erforschen — Erkennen = Besitz ergreifen.

Freud weist in seinem Aufsatz „Triebe und Triebschicksale"[2] darauf hin, daß wir bei jedem Trieb zu unterscheiden haben: *1)* den Drang, *2)* das Ziel, *3)* das Objekt, *4)* die Quelle des Triebes.

1) Imago, Bd. XII (1926).
2) Freud: Ges. Schriften. Bd. V.

Aus dem bisher Gesagten können wir feststellen, daß das Ziel des Wißtriebes das Besitzergreifen der Dinge mit Hilfe der Erkenntnis ist, daß aber seine Quelle durch die Physiologie noch nicht erforscht ist. Folglich bleibt uns noch die Aufgabe, uns mit der Frage nach der Intensität, dem Drang dieses Triebes, zu beschäftigen. Das angeführte Material gibt leider keine genügend klare Vorstellung darüber, wie groß der Drang des Wißtriebes sein kann.

Wenn ich alle den Forschungstrieb Aliks behandelnden Aufzeichnungen bringen könnte, so würde allein die Quantität derselben ein deutliches Bild von der Intensität dieses Triebes geben. Da das unmöglich ist, werde ich mich auf zwei Beispiele beschränken, die zeigen, daß die Intensität dieses Triebes manchmal Alik veranlaßte, unangenehme Sensationen auf sich zu nehmen.

80) 17. Juni 1921. — 1,3.

„Alik berührte den Samowar, der zwar nicht so heiß war, daß er sich verbrannte, aber immerhin heiß genug, daß es ihm weh tat. Er zog das Händchen zurück und besah es sich aufmerksam. Dann griff er nach dem Hahn, zog das Händchen wieder zurück und besah es. Das wiederholte sich einigemal hintereinander."

Ein Jahr später:

**81) 15. Juni 1922. — 2,3.*

„Alik untersuchte das Gras nach Brennesseln. Er berührte das Gras, zog schleunigst das Händchen zurück, besah es sich und konstatierte, erleichtert aufatmend, ‚es brennt nicht'. Wenn er aber an eine Brennessel geriet, schrie er auf, schüttelte seinen Kopf vorwurfsvoll und flüsterte vor sich hin: ‚Das ist eine Brennessel.'"

Melanie Klein zeigt in ihrer Arbeit „Eine Kinderentwicklung"[1] noch ein Moment auf, das darauf hinweist, welch außerordentliche Bedeutung für die ganze spätere Entwicklung des Kindes eben die Intensität des Wißtriebes hat. Sie berichtet von einem Fall, in dem infolge von verschiedenen Ursachen der Wiß(Bemächtigungs)trieb ganz unterdrückt war. Dies hatte zur Folge, daß das Kind in seiner gesamten geistigen Entwicklung zurückblieb.

Wovon hängt nun die normale Entwicklung des Wißtriebes und die Intensität seiner Äußerungen ab? Um diese Frage zu lösen, möchte ich folgendes Beispiel anführen: Im Kinderheimlaboratorium waren in der

1) Imago, Bd. VII (1921).

gleichen Gruppe mit Alik noch zwei Knaben — Mischa und Schura. Bei Mischa herrschte der Bemächtigungstrieb im ursprünglichen Sinne und in der ursprünglichen Form vor. Er äußerte sich im Ergreifen und gierigen Aufessen eßbarer und nicht eßbarer Dinge. Der Bewegungsdrang in jeglicher Form spielte eine so dominierende Rolle bei ihm, daß es einer ungeheuren pädagogischen Arbeit und einer dementsprechenden Organisation des Milieus bedurfte, um beim Kinde auch nur die allernötigsten Hemmungen hervorzurufen. Außerdem äußerte der Knabe sehr starke aggressive Tendenzen und eine ausgesprochene Zerstörungssucht.

Wenn unsere Annahme richtig ist, daß die Sublimierung des Bemächtigungstriebes auch in der Ontogenese vom Vorhandensein von Hemmungsvorrichtungen im Zentralnervensystem abhängt, so erscheint es verständlich, daß bei Mischa, bei dem die Hemmungen erst spät zur Entwicklung kamen, dementsprechend auch die Umwandlung des Bemächtigungstriebes zum Wißtrieb spät und in unzureichendem Maße auftrat. Bei dem anderen Jungen, Schura, der erst nach seinem zweiten Lebensjahr ins Kinderheim gekommen war, machte sich eine auffallende Trägheit der Bewegungen und ein vollkommenes Fehlen jeglicher aktiver aggressiver Regungen bemerkbar. Anstatt nach den Dingen zu greifen, war er deutlich bestrebt, seine Berührungslust zu befriedigen. Er untersuchte einen Gegenstand nicht, sondern preßte seine Wange an ihn, streichelte ihn usw. Er liebte alle flaumigen Sachen, Watte, weiche Spielsachen und ähnliches außerordentlich. Sein Gesichtsausdruck hatte dabei etwas ganz nach innen Gekehrtes, nicht auf das Objekt Gerichtetes. Das alles legte die Vermutung nahe, daß der Bewegungstrieb des Kindes sowie seine Aggressivität in der allerersten Kindheit durch die Umgebung unterdrückt worden war. Ein genaueres Befragen der Mutter hat diese Annahme tatsächlich bestätigt. Eine zu frühzeitige und zu starke Unterdrückung der motorischen Impulse (der Muskelerotik) und der Aggressivität führt also zu einer Verstärkung der hauterotischen taktilen Lust auf Kosten des Wißtriebes.

Auf Grund dieser wenigen Beispiele kann man vorläufig nur die Vermutung aussprechen, daß die normale Entwicklung des Wißtriebes ursprünglich von der regulären Ausbildung der Hemmungsvorrichtungen im Zentralnervensystem und von der richtigen Entwicklung der motorischen Äußerungen des Kindes und damit von der richtigen Sublimierung des Bemächtigungstriebes und seiner sexuellen Komponenten (siehe weiter unten), insbesondere der Muskelerotik, abhängt. Was jedoch die Intensität seiner Äußerungen betrifft, so glaube ich, daß diese einerseits von der individuellen Eigenart

des Kindes, die auf seiner Konstitution beruht, anderseits von den Einwirkungen des Milieus abhängen.[1] Wir können also aus allem über den Wißtrieb als einem Ichtrieb Gesagten das Fazit ziehen, daß sein Triebziel die Bemächtigung mit Hilfe der Erkenntnis ist, und daß die Triebkraft eine hohe Spannung besitzt.[2]

Wenn wir jetzt noch die Frage nach dem Objekt des Wißtriebes stellen, so können wir nur sagen, es gibt nichts, das nicht Objekt des Wißtriebes werden könnte. Dann entsteht die Frage nach den Ursachen, die die Wahl unter der Menge der möglichen Objekte bestimmen. Um diese zu würdigen, müßten wir auf ein neues Gebiet übergehen, nämlich auf das Gebiet der Sexualtriebe und ihrer Zusammenhänge mit dem Wißtrieb. Alle in einem Lebewesen vorhandenen Triebe sind aufs engste miteinander verknüpft. So weist auch Freud in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" auf die Beziehungen des Wißtriebes zu den sexuellen Äußerungen des Kindes hin.

Wenn wir uns zur Auflockerung dieser Zusammenhänge wieder der Untersuchung der primitivsten Bemächtigung zuwenden, so sehen wir, daß das Streben des Kindes, die Objekte zu fassen und zu verschlingen, außer dem Ichziel der „Bemächtigung", noch ein anderes verfolgt: die libidinöse Befriedigung durch Reizung der Mundschleimhaut. Im zweiten Viertel des ersten Lebensjahres, wenn die Libido nicht mehr ausschließlich auf die

1) Leider besitze ich gar kein Material, welches mir ermöglichte, über die Entwicklung des Wißtriebes bei Mädchen zu urteilen. Ich vermute, daß in großen Zügen die Entwicklung die gleiche ist. Es ist nur möglich, daß die beiden Geschlechter in Intensität und affektiver Färbung ihres Interesses für das Problem des Geschlechtsunterschiedes differieren.

2) Leider geben die an Alik gemachten Beobachtungen keine Möglichkeit, über ein sehr wichtiges Moment in der Kinderentwicklung zu urteilen, nämlich darüber, ob das Kind bei der Erforschung der Außenwelt doch immer auf sich selbst, als auf das erforschende Subjekt eingestellt bleibt und sich als Zentrum fühlt. Infolge seiner individuellen Besonderheit trat dieser Zug bei Alik entweder gar nicht oder doch in geringem Maße in Erscheinung. Meist fiel im Gegenteil die entgegengesetzte Einstellung auf: das intentionale Gerichtetsein auf die zu erforschende Außenwelt. Man beachte diesbezüglich zum Beispiel folgendes:

Auszug aus Aliks Charakteristik, die im Kinderheim gemacht wurde als er 1,8 war: „Alik überschätzt sich nicht im Sinne der Vorzüglichkeit gegenüber der übrigen Welt. Er selbst und die ganze Welt sind ihm gleichermaßen wertvoll. Wenn er von seinen Erkenntnissen mitteilt, so zeichnet er sich nicht aus in der Rolle des Erkennenden, sondern zeigt immer auf den Gegenstand, der ihn zur Zeit interessiert. Wenn jemand zu ihm kommt, erzählt er gern von seiner Umwelt und zeigt auf die Dinge seiner Umgebung, aber nicht auf sich selbst. Gleichzeitig damit ist jedoch sein Selbstgefühl, das Gefühl des eigenen Wertes, die Fähigkeit, auf seinen Forderungen zu bestehen und ähnliches stark entwickelt."

Mundzone konzentriert ist, findet das Kind auch in den Bewegungen des Körpers, der Hände und oft auch der Füße, in der Berührung, dem Streicheln der Gegenstände u. dgl. libidinösen Gewinn, die Muskel- und Hauterotik ist in Erscheinung getreten. So wie die Oralerotik die primitivste (orale) Bemächtigung, so begleitet die Muskel- und Hauterotik die nächst höhere (Greif-) Bemächtigungsform. Die relative Prävalenz der oralen oder der Tasterotik entscheidet auch darüber, ob ein Kind auch noch in späterer Zeit Dinge in den Mund steckt oder sie befühlt und betastet. Mit der „Sublimierung" des Bemächtigungstriebes geht dieser in den Wißtrieb über. Die Sexualtriebe des Kindes, die in ihrer Entwicklung eine Reihe von Veränderungen erfahren, lenken nun auch weiterhin das Interesse des Kindes nach der Richtung, wo es jeweils maximalen Lustgewinn erzielen kann, d. h. dorthin, wohin der Hauptstrom seiner Libido gerichtet ist. Die Außenwelt bietet dem Kinde verschiedene Eindrücke; das Kind wird bei der Auswahl der Reize, denen es sich zuwendet, durch seine libidinösen Tendenzen geleitet.

Wie wichtig aber auch bei solcher von außen angeregten Forschung die näheren Faktoren sind, geht daraus hervor, daß je nach der Entwicklungsstufe des Kindes derselbe Gegenstand auf verschiedene Weise die Aufmerksamkeit des Kindes erregt, je nach der jeweiligen Richtung des libidinösen Interesses.

In der Zeit der ausgesprochenen Autoerotik untersucht das Kind die Dinge mit Hilfe seiner einzelnen Organe, des Mundes, der Hände, des Ohres usw. Durch die Erogeneität dieser Organe verschafft sich das Kind gleichzeitig ein Stück sexueller Befriedigung, so daß es bei der Erforschung, Berührung usw. seiner eigenen Person gewissermaßen einen doppelten Lustgewinn hat. Gegen Ende dieser Periode übernimmt die anale und urethrale Zone die dominierende Rolle in der Sexualität des Kindes. Und wir sehen, daß die meisten Notizen über unseren Fall aus dieser Entwicklungsperiode tatsächlich über ein gesteigertes Interesse des Kindes, betreffend die eigenen natürlichen Bedürfnisse und die anderer Lebewesen, berichten. Neben der Anal- und Urethralerotik tritt in dieser Zeit auch die genitale Onanie erneut auf und auch die Exhibitions- und Schaulust. Dadurch wird das Interesse des Kindes noch mehr auf die Geschlechtsorgane konzentriert. Wir können feststellen, daß Alik in dieser Zeit durch Beobachtungen und Fragen über diese Themen außerordentlich in Anspruch genommen ist, ebenso wie der kleine „Hans"[1],

1) Freud: „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben." Ges. Schriften, Bd. VIII.

der von M. Klein beschriebene „Fritz"[1] und auch alle anderen Kinder des Kinderheim-Laboratoriums.

Ungefähr nach drei Jahren wendet sich die Libido in erhöhtem Maße dem Ich des Kindes zu. Die starke Zunahme des Narzißmus hat ein gesteigertes Interesse für die eigene Person zur Folge. Wie wir gesehen haben, betrafen Aliks Fragen in dieser Zeit drei Themen: Wie bin ich entstanden? Wie bin ich gebaut? Und: Wie ist es möglich, daß ich sterbe?

Das erste dieser drei Themen ist am stärksten libidobesetzt. Aus Analysen neurotischer Erwachsener sowie aus der Literatur über Kinder[2] wissen wir, daß eine Nichtbeantwortung gerade dieser Fragen das erste Mißtrauen den Eltern gegenüber hervorruft und zu einer ganzen Reihe neurotischer Symptome führen kann, während die wahrheitsgemäße und ruhige Beantwortung aller dieses Thema betreffenden Fragen des Kindes zu einem Vertrauensverhältnis zwischen Kind und Eltern führen und etwaige neurotische Symptome zum Schwinden bringt. Woher kommt das? Warum ist gerade dieses Gebiet anscheinend so innig verbunden mit dem intimsten Erleben des Kindes, daß es den Eltern ihre Unwahrheit in dieser Beziehung nicht verzeiht und nach solcher Enttäuschung, die bereits auf sie übertragene Libido wieder zu narzißtischer Verwendung zurückzieht? Gibt es doch eine Menge anderer Themen und Fragen, auf die das Kind keine Antwort bekommt, ohne daß dieser Umstand so tiefe Spuren in seiner Psyche hinterläßt.

Ich möchte annehmen, daß die Ursache dieser Erscheinung darin liegt, daß auf dieser Entwicklungsstufe beim Knaben schon eine innige Bindung an die Mutter besteht und daß gleichzeitig mit den Fragen nach dem eigenen Ursprung im Unbewußten Ödipusphantasien auftauchen. Das Kind würde dann in Wahrheit, mit dem Bestreben zu erfahren, woher die Kinder kommen, zwei Ziele verfolgen: *1)* zu erfahren, wie es selbst geboren wurde und dadurch seinen Narzißmus zu befriedigen und *2)* zu erfahren, wie es Kinder mit der Mutter bekommen kann. (Ein möglicher dritter Grund, die Angst vor der Geburt eines Geschwisterchens, kommt in unserem Falle nicht in Betracht.) Wahrscheinlich existieren irgendwelche dunkle Ahnungen auf diesem Gebiete, die durch Beobachtungen realer Tatsachen und vielleicht auch durch phylogenetische Reste im Unbewußten begründet sind, besonders, daß der Vater dabei irgendeine Rolle spielt. Diese Rolle wird er selbst übernehmen müssen, wenn er die Mutter heiraten und mit ihr Kinder haben

1) M. Klein: „Eine Kinderentwicklung." Imago, Bd. VII (1921)
2) Jung: „Über Konflikte der kindlichen Seele." Jahrbuch, Bd. II., 1. Hälfte.

will. Aber worin besteht sie?[1] Solcher Art ungefähr, sind wahrscheinlich die Gefühle und Gedanken des Kindes, die es veranlassen, die Frage nach dem Ursprung der Kinder zu erforschen.

Nun können wir verstehen, wieso dieser Fragenkomplex so stark libidobesetzt ist, und warum das Kind eine so starke affektive Erschütterung erleidet, wenn es gerade auf diese Fragen von den Eltern keine wahrheitsgemäße Antwort bekommt. Seiner primitiven Psyche ist das gleichbedeutend mit einer Weigerung der Eltern gegenüber seinen sexuellen Wünschen. Wir haben auch in unserem Fall gesehen, wie das Kind, das nicht imstande ist, die Frage nach dem Ursprung der Kinder selbst zu lösen, und das, nachdem es auf seine erste Frage: „Sag' mir, wie ich geboren wurde" keine Antwort bekommen hatte, sich nicht mehr an die Mutter mit der Frage heranwagt, nervös erregt, unartig[2] und der Mutter gegenüber gereizt wurde (siehe Aufzeichnung Nr. *43* und *45*). Sobald es aber die gewünschten Aufklärungen erhalten hatte, schlief es beruhigt ein. Auch sein allgemeines Verhalten und die Beziehung zur Mutter ändert sich prompt (siehe Aufzeichnung Nr. *43* und *44*). So kann man meines Erachtens das außergewöhnlich affektbetonte Verhalten des Kindes und sein plötzlich auftauchendes Interesse für die sexuellen Fragen, für die es selbst noch lange nicht reif ist, aus dem Ödipuskomplex, der in dieser Periode auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung ist, erklären. Was jedoch das Todesproblem betrifft, so würde eine Anerkennung der Tatsache des Todes auch ein Anerkennen der eigenen Sterblichkeit bedeuten. Das widerstrebt jedoch dem Narzißmus durchaus. Wir sehen deshalb, daß das Kind nach vergeblichen Versuchen, diese qualvolle Tatsache auf dem Wege der Erkenntnis irgendwie zu bewältigen, sich von diesem Weg abwendet und seine Zuflucht anderswo sucht, nämlich bei der magischen Denkweise, die ihm eine Befriedigung seines Narzißmus ermöglicht. Hier wäre offenbar der Lustgewinn durch die Befriedigung des Wißtriebes wesentlich geringer als der durch den verletzten Narzißmus entstandene Schmerz.

Zu Beginn des sechsten Lebensjahres (in unserem Falle) beginnt die Verdrängung des Ödipuskomplexes. Im Unbewußten dominiert während dieser Entwicklungsphase das Schuldgefühl, die Angst vor Strafe wegen des

1) Beim Mädchen besteht im Gegensatz dazu der Wunsch, zu erfahren, was der Vater mit ihr machen wird, und wie sie sich verhalten muß, um, wie die Mutter, ein Kind zu bekommen.

2) In Jungs vorerwähntem Aufsatz ist ein analoges Verhalten eines Kindes beschrieben.

Rivalitätskampfes mit dem Vater und der libidinösen Hinneigung zur Mutter. Und wieder sehen wir, daß auch der Wißtrieb diesen Pfaden der Libido folgt: Das Kind interessiert sich am stärksten für Krieg, Kampf, Gefängnis, Miliz, Gericht usw.[1] Das entstehende Über-Ich läßt das Kind nach Idealgestalten suchen, was in seinen Fragen nach regierenden Persönlichkeiten, Gott usw. zum Ausdruck kommt.

So sehen wir immer wieder, daß die Grundrichtung des Wißtriebes beim Kinde mit seiner jeweiligen sexuellen Entwicklungsstufe zusammenhängt.

Jung erzählt in seiner Arbeit „Konflikte der kindlichen Seele", wie man die ältere von zwei Schwestern in Gegenwart der jüngeren über die Herkunft der Kinder aufklärte, was nicht verhinderte, daß die jüngere in der entsprechenden Entwicklungsstufe denselben quälenden Zustand des Forschens und Zweifelns durchmachte wie seinerzeit die ältere. Man mußte sie von neuem aufklären, so, als ob sie nie etwas gehört hätte. Wir sehen hier besonders deutlich, daß das Kind kein Interesse daran hat, zuzuhören, wenn das behandelte Thema seiner unbewußten Einstellung noch nicht entspricht.

Das führt uns zu unserer dritten Frage, der nach dem Verhältnis des Wißtriebes zur psychischen Topik. Meines Erachtens verhält es sich auf Grund des bisher Gesagten folgendermaßen: Das Streben nach Erforschung und Erkenntnis gehört dem „Ich" an, ist somit in der Hauptsache bewußt; sein Forschungsgebiet gehört der Umwelt an. Die Richtungen dagegen, in denen sich der Wißtrieb zur Zeit der kindlichen Sexualität hauptsächlich auswirkt, werden vom Unbewußten bestimmt. Leider reicht mein Material über meinen Fall noch nicht aus, um über die Äußerungen des Wißtriebes in der Latenzzeit etwas aussagen zu können.

Aber auf Grund der täglichen Beobachtungen scheint mir die Annahme berechtigt, daß — bei normaler Sublimierung — zu dieser Zeit die Einwirkung libidinös bedingter Strebungen auf ein Minimum zurückgeht und die auf die Realität gerichteten Ich-Interessen dominieren. Auch schon vorher kann die Realität den Hauptinteressen des Kindes eine bestimmte Richtung geben, obwohl der Zusammenhang mit der unbewußten libidinösen Einstellung zu Recht besteht.

Jetzt kommen wir zur letzten Frage, zu der über die Bedeutung des Wißtriebes für die Beziehung zur Realität. Im Erkennen und allmählichen

1) Hier ist es anscheinend die Erleichterung des Schuldbewußtseins und das dadurch erzeugte Lustgefühl, was das Kind veranlaßt, danach zu forschen, wofür man bestraft werden kann.

Beherrschen der Umwelt entsteht dem Kind eine unerschöpfliche Quelle der Lust. Das Streben, die Umwelt zu erkennen, zu beherrschen und sich an ihr zu befriedigen, gibt dem Kind in zunehmendem Maße die Möglichkeit, sich in ihr zurechtzufinden. Einerseits wird dadurch seine Selbständigkeit und seine Unabhängigkeit von den Erwachsenen erhöht, anderseits fügt es sich aus derselben Erkenntnis heraus leichter den Forderungen der Realität. Der Lustgewinn, der dem Kind aus der Erkenntnis und dadurch erlangten Bemächtigung der Umwelt entsteht, ermöglicht es ihm auch, gegebenenfalls ihm unangenehmen Forderungen der Umgebung Folge zu leisten.

Nun entsteht noch folgende Frage: Welches Verhältnis besteht zwischen dem Wißtrieb und der der kindlichen Seele eigentümlichen realitätsunangepaßten Eigenschaft: dem magischen Denken. Sich allmächtig fühlen bedeutet eine außerordentliche Befriedigung für das hilflose Kind. Wir wissen, daß viele erwachsene Neurotiker auf dieses Gefühl nicht verzichten wollen. Wie kommt es denn zu einem Ausgleich dieser beiden entgegengesetzten Strebungen in der Seele des Kindes? Das riesige Material über Aliks Entwicklung enthält nur ganz wenige Aufzeichnungen über Äußerungen seiner Allmachtphantasien. Da aber bekanntlich der Bemächtigungstrieb auf dem Wege der Erkenntnis sehr stark entwickelt ist, liegt die Annahme nahe, daß er das Gefühl der eigenen Kraft und Macht in den Augenblicken der Erkenntnis genießt. Möglich auch, daß der dreijährige Aufenthalt im Kinderheim, wo die Kinder sich nicht hilflos fühlten, wo im Gegenteil alles so eingerichtet ist, daß sie selbständig und möglichst unabhängig von den Erwachsenen sein können, ihm dazu verholfen hat, das Gefühl der Kraft in der Realität statt in der Phantasie zu erleben. Und deshalb ist sein Streben nach Allmacht an reale Erlebnisse und nicht an magische Phantasien gebunden.

Zum Schluß will ich einige pädagogische Folgerungen aus dem über den Wißtrieb Gesagten ziehen.

Das Kind, an dem die der Arbeit zugrunde liegenden Erfahrungen gemacht worden sind, hat eine von der Mehrzahl etwas abweichende Erziehung erhalten. Seine Erziehung richtete sich nicht nur nach den allgemein bekannten pädagogischen Regeln, sondern auch nach den wesentlichen psychoanalytischen Grundsätzen. Welchen Einfluß das auf seine allgemeine Entwicklung haben wird, wird die Zukunft lehren. Hier möchte ich auf die Momente hinweisen, die sich auf unser Thema beziehen. Freud weist in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" auf die Folgen hin, die entstehen, wenn dem Kind keine Möglichkeit gegeben wird, seinen

Wißtrieb auf sexuellem Gebiet zu befriedigen. Er sagt folgendes: „. . . da der kindlichen Sexualforschung zwei Elemente unbekannt bleiben, die Rolle des befruchtenden Samens und die Existenz der weiblichen Geschlechtsöffnung, — die nämlichen Punkte übrigens, in denen die infantile Organisation noch rückständig ist, — bleibt das Bemühen der infantilen Forscher doch regelmäßig unfruchtbar und endet in einem Verzicht, der nicht selten eine dauernde Schädigung des Wißtriebes zurückläßt. Die Sexualforschung dieser frühen Kinderjahre wird immer einsam betrieben; sie bedeutet einen ersten Schritt zur selbständigen Orientierung in der Welt und setzt eine starke Entfremdung des Kindes von den Personen seiner Umgebung, die vorher sein volles Vertrauen genossen hatten." (Ges. Schriften, Bd. V, S. 71.)

In unserem Falle hatte das Kind, dank dem Leben im Kinderheim, weitgehende Beobachtungsmöglichkeiten; wir haben gesehen, daß es ausgedehnten Gebrauch davon machte. Als es jedoch an die unlösbaren Fragen, von denen Freud spricht, kam, wandte es sich Rat suchend an seine Mutter. Und hier liegt meines Erachtens der wesentliche Vorzug seiner Erziehung.[1] Für dieses Kind gibt es nicht den Begriff des „Anständigen" und „Unanständigen", nichts, wovon man nicht laut reden dürfte. Deshalb wendet es sich ruhig mit all seinen Fragen und Zweifeln, ohne sie in erlaubte und unerlaubte einzuteilen, an die Erwachsenen. Seine Sexualforschungen zeugen von großem Interesse für dieses Gebiet, nicht aber von Angst, etwas Unerlaubtes zu tun. Die Hindernisse, von denen Freud spricht, existieren für das Kind nicht, und wir haben gesehen, daß sein Wißtrieb sich bei diesen Fragen nicht länger als nötig aufhielt, daß sein Vertrauen zu den Eltern unerschüttert blieb.

Wir schließen daraus, daß für die normale Entwicklung des Wißtriebes neben der Vererbung die Erziehung des Kindes eine ganz entscheidende Rolle spielt.

Wie wichtig es ist, dem Kinde die Befriedigungsmöglichkeit des Wißtriebes zu gewähren, geht schon daraus hervor, daß dieser ihn eng mit der Realität verbindet und ihm die Möglichkeit gibt, mit Hilfe des Wissens nicht nur seinen Bemächtigungstrieb, sondern auch sein Streben nach Macht zu befriedigen. Und je enger die Verbundenheit des Kindes mit der Realität ist, desto eher können wir erwarten, daß es auch die schwersten Jahre seiner Entwicklung gut bestehen und sein übriges Leben relativ gesund bleiben wird.

1) Über die Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung der Kinder siehe Freud, „Zur sexuellen Aufklärung der Kinder".

Die Kastrationswunde

Von
Max Levy-Suhl
Berlin

Wenn der kleine Knabe irgendwann zum erstenmal statt der ihm, dem Anblick und dem Getast nach, bekannten und gewohnten eignen Genitalien am weiblichen Körper deren Fehlen und den eigenartigen Einschnitt bemerkt, so ist das für ihn, wie längst in der Psychoanalyse bekannt ist, unter Umständen ein Erlebnis von nachhaltigster Bedeutung.

Noch in seinen neuesten Schriften[1] hat Freud diese Wirkung aus der Kastrationsangst erklärt: Mit dem Anblick des penislosen Genitales „ist auch der eigene Penisverlust vorstellbar geworden, die Kastrationsdrohung gelangt nachträglich zur Wirkung".

Eine aus François Rabelais' „Pantagruel"[2] von Lafontaine entnommene und umgedichtete Volksfabel, die sich ähnlich im Plattdeutschen in schleswig-holsteinschen Überlieferungen erhalten hat,[3] enthält eine literarische Bestätigung dieser psychoanalytischen Entdeckung. Sie schildert uns in humoristischer Weise, wie ein kleiner männlicher Teufel (auch bildlich als solcher dargestellt) auf den erstmaligen Anblick der Genitalien einer Frau reagiert. Das Teuflein hatte nämlich dem Ehemann seinen Besuch angedroht, um mit seinen Krallen Rache an ihm zu nehmen. Die forsche Frau schickte den Ehemann, nachdem sie ihn beruhigt hatte, der Vorsicht halber in das große Weihebecken als Versteck:

---

1) Siehe Freud: Der Untergang des Ödipuskomplexes. Ges. Schriften, Bd. V; Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes. Ges. Schriften, Bd. XI.

2) Nach Jean de Lafontaines Erzählungen, 4. Buch, 1674, übersetzt von Th. Etzel. Propyläen-Verlag, Berlin.

3) S. W. Wisser „Plattdeutsche Volksmärchen" bei E. Diederichs, Jena.

„Sei still und weine nicht, ich krieg' ihn weich,
Ich wickle dieses Teuflein um die Hand.
Er ist ein Neuling, der noch nichts gesehen,
Hab' keine Angst, es wird dir nichts geschehen!"

Als der kleine Teufel nun kommt, zeigt sie ihm warnend die schreckliche „Schmarre", die ihr Ehemann ihr selbst mit seinen furchtbaren Krallen beigebracht hat:

„Mit diesen Worten zeigte sie dem Wicht —
Nun was denn? — oh, ganz fürchterliche Sache!
Er fiel fast um vor Schreck . . ."

„Kurz, als er diese tief und riesig groß
Klaffende Spalte sah, da dacht er bloß
Ans Fliehen noch . . ."

Es kommt an diesem Teufelchen der Schreck und die Angst zur Darstellung, die auf den unerfahrenen Knaben nach der Vorstellung des Volkes offenbar der Anblick einer solchen „Kastrationswunde" auszulösen geeignet ist.

Daß Erzähler und Leser dabei gleichzeitig den Lustgewinn der Vorführung einer sonst verpönten Situation erzielen, wollen wir gern zugestehen.

REFERATE

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik. III. Jahrgang, Heft 8/9. Mai-Juni 1929.

Dieses Heft enthält eine Anzahl guter rein-analytischer Arbeiten. So teilt Zulliger ein kleines Stück aus der Analyse eines Zwangslügners mit, das sehr hübsch die Gewinnung der bewußten Persönlichkeit des nicht sehr krankheitseinsichtigen Patienten für die Arbeit der Analyse demonstriert und damit den Lesern dieser Zeitschrift ein ausgezeichnetes Bild richtiger psychoanalytischer Technik gibt. Achelis gibt einen hübschen Beitrag zur Analyse eines „Pflastersteinzwanges“, der sich historisch vom Zwang, beim Schreibenlernen die Linien des Schreibheftes genau einzuhalten, d. h. „brav“ zu sein, seine Triebe nicht aufkommen zu lassen, ableitete. Alfhild Tamm erörtert Lese- und Schreibstörungen, die sich als spezifische neurotische Hemmungen erweisen, an Hand von drei Fällen: Ein junger Mann, der wegen seiner unbewußten Einstellung zu seinem Vater nicht vorlesen konnte, ein junges Mädchen mit Lesestörungen, die im elterlichen Verbot anrüchiger Lektüre wurzelten, und ein kleiner Junge mit „Schreibstottern“ (Stekel), das sich durch die Aufdeckung unbewußten Schuldgefühls beseitigen ließ.

Eine größere Arbeit von Schneider untersucht sodann die Beziehungen der Psychoanalyse zur Lehrerbildung. Sie könnte ihr nutzbar werden *1)* zur Berufsauslese: Zur Aufstellung einer dazu nötigen „Charakterologie des pädagischen Berufes“ wird nur die Psychoanalyse zahlreicher Pädagogen führen; solange das nicht möglich ist, kann der Rorschachsche Formdeutungsversuch als eine Art kurzer diagnostischer Analyse wertvolle Dienste leisten. Sodann ist die „Berufseinstellung“, d. h. die Motivation der Berufswahl, festzustellen, um „unsachliche Berufseinstellungen“ entweder zu eliminieren oder bei Berufsgeeigneten durch eine Psychoanalyse unschädlich zu machen. Die Methode dieser Feststellung kann keinesfalls Befragung (Fragebogen o. dgl.) sein, weil die wahre Motivation ja unbewußt ist. Die Idealmethode wäre die Psychoanalyse aller Kandidaten; da das nicht möglich ist, wird man sich wieder mit dem Ersatz des Rorschachschen Versuches begnügen. *2)* zur Berufsausbildung: Pädagogen müssen sachliche Erkenntnisse der Psychoanalyse in allgemeiner Psychologie, Kinderpsychologie inklusive Pathopsychologie, Charakterologie und allgemeiner Pädagogik (inklusive der Handhabung „kleiner Gelegenheitsanalysen“,

wie sie etwa Zulliger publiziert hat) lernen, weil sie sie in der Praxis brauchen werden.

„Kleine kasuistische Mitteilungen" bieten Kuendig, der von einem Mädchen erzählt, das, als ein jüngeres Geschwisterchen ankam, plötzlich in der Schule versagte (die zur Aufhellung mit dem Kind geführten Gespräche scheinen uns reichlich grob), und Leuthold, der von einem Kind erzählt, das die väterliche Unterschrift auf dem Schulzeugnis fälschte, aber aus Irrtum einen Zettel mit Vorübungen zur Fälschung dem Lehrer mitabgab.

Das Heft enthält ferner den Schluß der Pfisterschen Arbeit über „Elternfehler", einen Bericht über die Eröffnung des Frankfurter Psychoanalytischen Instituts, bringt die dabei gehaltenen programmatischen Vorträge der Dozenten zum Abdruck (Landauer: „Psychoanalyse und Medizin", Fromm-Reichmann: „Psychoanalytische Trieblehre", Fromm: „Psychoanalyse und Soziologie" und Meng: „Einführung in die Psychoanalyse"), und endlich einen Aufsatz von Eduard Fischer, dessen Vertrautheit mit der Analyse einstweilen recht dürftig ist.

Fenichel (Berlin)

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik. III. Jahrgang, Heft 10. Juli 1929.

Über das Kindergebet handelt eine größere Arbeit von Reik. Seine Untersuchung, durch zahlreiche schöne Kinderanekdoten illustriert, führt zu dem Resultat, daß das Kindergebet entweder eine Maßnahme zur Angstbeschwichtigung oder eine dem Kinde fremde, von außen aufgezwungene Angelegenheit ist. Sadger zeigt, wie auch wohlwollende Eltern Liebesäußerungen ihrer Kinder mißverstehen und diese durch ungerechtfertigte Zurückweisungen schwer kränken können. Baudouin macht an Hand eines (nicht analysierten) Falles darauf aufmerksam, wie manchmal zunächst unverständliche neurotische Symptome durch die Beachtung begleitender, wenig störender Nebensymptome, die in ihrem Sinn leichter durchschaubar sind, verständlich gemacht werden können. Pipal teilt von ihm gesammeltes Material zur Phantasie der Geschlechtsumwandlung mit, das zu dem erwarteten Resultat führt, daß von Pubertätsjungen neunzig Prozent Jungen bleiben wollen, dagegen von Pubertätsmädchen sechsundachtzig vorzögen, Jungen zu sein. Heilpern weist darauf hin, daß die psychoanalytische Beobachtung des Betragens von Kindern beim Kaufen und Verkaufen nationalökonomisch bedeutungsvolles Material liefern müßte, ohne daß das von ihm selbst diesbezüglich mitgeteilte Material irgendetwas zu bieten scheint. Außerdem enthält dieses Heft an leitender Stelle eine Erwiderung von Meng auf eine Protesterklärung des „Vereins Katholischer Deutscher Lehrerinnen" gegen die Psychoanalyse, der nach dem „eingehenden Studium" eines Probeheftes der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik erfolgte, das keinen ganzen Aufsatz, sondern nur unzusammenhängende sogenannte „Probeseiten" enthielt, und der unter anderem auch eine Stelle aus einem Aufsatz von Hodann zitiert, der nie in der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik erschienen und daher auch in keinem „Probeheft" enthalten ist.

Fenichel (Berlin)

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik. III. Jahrgang, 11—13, Oktober 1929.

Eine dreifache Nummer als Sonderheft über das für die analytische wie für die pädagogische Praxis gleich wichtige Gebiet des Selbstmordes und seiner Prophylaxe. — Seit der Diskussion der Wiener Vereinigung im Jahre 1910 (auf der auch die meisten Beiträge dieses Heftes basieren) ist über dieses Thema keine analytische Arbeit erschienen, so daß man erwartungsvoll an die Lektüre geht. Mit Recht wird überall darauf aufmerksam gemacht, daß die seit der Wiener Diskussion in Gang gekommene psychoanalytische Erforschung der Melancholie das Gebiet ist, dem wir den weiteren Ausbau unseres Wissens über die Psychologie des Selbstmordes verdanken. Leider erhält man aber den Eindruck, daß die Autoren dieses Heftes dieses Gebiet noch nicht genügend herangezogen haben. Zwar wird die viel zitierte Äußerung Freuds, daß wohl niemand zum Selbstmörder werde, der nicht Mordimpulse gegen ein Objekt verspüre, das er gleichzeitig symbolisch mittöte, ergänzt durch häufige Hinweise auf die Rolle, die dabei die Identifizierung spiele, auch zitiert Federn die neuere, für die Psychologie des Selbstmordes so bedeutungsvolle und so erläuterungsbedürftige Äußerung Freuds: „Leben ist also für das Ich gleichbedeutend mit Geliebtwerden, vom Über-Ich-Geliebtwerden . . . Das Über-Ich vertritt dieselbe schützende und rettende Funktion, wie früher der Vater . . . Das Ich sieht sich von allen schützenden Mächten verlassen und läßt sich sterben", aber in dem bearbeiteten analytischen Material scheinen die hier angedeuteten Mechanismen zu wenig berücksichtigt. (Das Motiv „vom Über-Ich-Verlassensein" fehlt auch in der sonst so ausgezeichneten schematischen Übersicht, die Bernfeld über unser Wissen über die unbewußten Vorgänge beim Selbstmörder auf S. 355 gibt.)

Die Beiträge selbst lassen sich einteilen in theoretische, kasuistische und in solche, die die Psychoanalyse auf das Selbstmordmotiv in Dichtwerken anwenden.

Von den theoretischen Beiträgen haben einige mehr den Charakter zusammenfassender Referate, so der kritische Bericht über die Wiener Diskussion von Federn, das „Gespräch mit einer Mutter über den Selbstmord" von Meng; andere dagegen sind auch für den Psychoanalytiker sehr lesenswert, so vor allem der zweite Beitrag Federns über „Selbstmordprophylaxe in der Analyse". Er zieht aus unserem theoretischen Wissen vielfache, in praktischer Erfahrung gewonnene Schlüsse für den Umgang mit Selbstmordgefährdeten (Depressive, Süchtige), die nicht sämtlich kurz wiedergegeben werden können; erwähnenswert ist ein neues, zum Selbstmord unbewußt treibendes Moment, auf das er hinweist: Die unbewußten Mordimpulse der Umgebung des Kranken, die sich meist bei günstigem Fortgang seiner Analyse noch steigern. Das sei für den Kranken ebenso gefährlich wie umgekehrt das sichere Empfinden, es sei jemand da, der ihn unbedingt am Leben erhalten will, der beste Selbstmordschutz sei. Nötig sei deshalb „die psychoanalytische Sanierung nicht nur des Kranken, sondern auch der einen oder anderen wichtigen Person des Milieus". (Aber wird das in der Praxis so leicht sein?) — Die Formulierung, daß die Über-

tragung auf den Arzt tragfähig bleiben müsse „über die Neurose hinaus bis zur erreichten Neuanpassung des Milieus an die Heilung und der Heilung an das Milieu“, können wir nur als eine Warnung verstehen, die Analyse nicht zu früh für beendigt zu halten, nicht aber als Wunsch nach Bestehenbleiben der Übertragung nach Beendigung der Analyse. Sadger und Chadwick machen aufmerksam auf die frühesten Selbstmordneigungen, auf die erhöhte Selbstmordgefahr bei „ungeliebten“, ja bei „schwer geborenen“ Kindern, auf die Möglichkeit, daß schon Säuglinge durch einen unbewußten Todeswunsch ihrer Mütter zugrunde gerichtet werden können (Sadger). — Freilich scheint uns die Behauptung, die Chadwick als eine Erfahrung einer Hebamme zitiert, daß „Kinder, bei denen es besonders schwierig gewesen war, die Atmung in Gang zu bringen, immer körperlich und geistig zurückblieben . . . Wenn ein solches Kind älter als sieben Jahre alt wurde, waren immer irgendwelche geistigen Defekte eingetreten“, als reichlich übertrieben.

Von den kasuistischen Beiträgen sind eigentlich nur die von Chadwick rein analytisch: Ein oral Fixierter phantasierte Selbstmord durch Gift oder durch Schuß in den Mund, andere sind an die Mutter fixiert und geben sich in Selbstmordphantasien eigentlich verhüllten Mutterleibs-, d. h. Inzestphantasien hin, ein Fall leidet an moralischem Masochismus, der sich eigentlich als protrahierter Selbstmord herausstellt, ein Fall zeigt das bekannte Mißtrauen der Schwerhörigen. Die Analysen sind nicht tief, am wertvollsten scheint der Hinweis auf die Verwandtschaft von kindlicher Selbstmordphantasie und dem Impuls, von zu Hause wegzulaufen, um den bösen Eltern (dem quälenden Über-Ich) zu entgehen. — In den übrigen Fällen handelte es sich mehr um „analytische Beobachtungen“ als um wirkliche Analysen. So kommt Bernfeld an Hand eines Falles von realem Suizid zu dem Resultat, daß das wahre Motiv des Jugendlichen-Selbstmordes natürlich aus dem Ödipusschuldgefühl und nicht aus der Schule stamme, aber „ob nicht etwa die Erziehunginstitutionen durch ihre gegenwärtige Struktur geeignet sind, die Konflikte zu steigern und unlösbar zu machen, das ist keineswegs auszuschließen“. — Kalischer bringt reichliches Material über einen jugendlichen Hochstapler, der durch Selbstmord endigte (spezielle Verarbeitung eines abnorm starken Ödipuskomplexes). Friedjung berichtet von drei einschlägigen Beobachtungen an Kindern, am schönsten der Fall eines Mädchens, das die Geburt eines Kindes des geliebten Onkels mit Lebensunlust beantwortet; „allen drei Beobachtungen ist gemeinsam, daß das Kind an seinem Liebesobjekt irre wird.“ — Lorand publiziert Briefe einer Selbstmörderin, die über ihre unbewußten Motive aber nur recht unklare Eindrücke geben. — Selbstmordphantasien von kleinen Schülerinnen von Leuthold und Pipal gehen ebenfalls auf Liebesenttäuschungen zurück, bei einem Fall ist die Eifersucht auf die große Schwester (Mutter), bei einem zweiten das libidinöse Motiv des „gemeinsamen Sterbens“ besonders deutlich.

Auch in Dichtwerken sind dem analytischen Beobachter dieselben Selbstmordmotive aufweisbar wie in der Realität, vor allem das Rachemotiv und der Trotz im M. Twains „Tom Sawyer“ (Schneider), tiefere unbewußte Motive (Ödipuskomplex) im „Falschmünzer“ von Gide (Editha Sterba).

Bedauerlich ist eine Ungenauigkeit in historischen Daten. Der Titel der ersten Arbeit von Federn lautet: „Die Diskussion über ‚Selbstmord', insbesondere ‚Schüler-Selbstmord' im Wiener Psychoanalytischen Verein im Jahre 1918." Dieser offenbare Druckfehler (die Diskussion fand im Jahre 1910 statt) mag bei manchem, der mit der Historik der Psychoanalyse nicht vertraut ist, Verwirrung stiften. — Dann aber heißt es in derselben Arbeit: „Zwei Jahre später hat Freud die . . . Arbeit ‚Trauer und Melancholie' veröffentlicht." In Wahrheit erschien diese Arbeit 1917, also sieben Jahre nach der Diskussion, beziehungsweise ein Jahr vor dem fälschlich angegebenen Diskussionsdatum.

Fenichel (Berlin)

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik. III, 14—15, Dezember 1929.

Nach Graber steht das kleine Kind und auch noch der Erwachsene der „Individuation", dem Verlust der ursprünglichen, Ich und Welt umfassenden Alleinheit ambivalent gegenüber. Die Entdeckung der Objektwelt mit ihren Folgen ist, wie zuerst Andreas-Salomé und seither verschiedene Autoren — erst unlängst Freud im Begriffe des „ozeanischen Gefühls" — gezeigt haben, nicht nur Lustquelle, sondern auch in mancher Hinsicht Versagung. Deshalb fürchte man nicht nur, die Individuation zu verlieren, man fürchte auch ihre Existenz. Die Anwendung dieser Überlegungen auf einen bestimmten analytisch behandelten Fall scheint bei Graber deshalb nicht gelungen, weil das Material rein analytisch noch zu wenig geklärt ist; es scheint, daß unnötig auf Konflikte zwischen Ich und Über-Ich zurückgegriffen wird, wo es sich nur um solche zwischen Ich und Es handelt.

Achelis betont die Vorzüge, aber auch die Schwierigkeiten der psychoanalytischen Therapie des Stotterns. Die wesentlichen Unterschiede gegenüber der nichtanalytischen Therapie scheinen uns nicht immer an den richtigen Stellen gesehen. Die Formel: „Der Analytiker kann nur so weit helfen als der Analysand tatsächlich will", scheint uns, obwohl gewiß in einem gewissen Sinne richtig, doch gefährlich; sie könnte dem Analytiker Gelegenheit zu unerlaubter Entschuldigung bei mißlungenen Analysen geben.

Der von Westerman-Holstijn mitgeteilte Traum eines noch nicht dreijährigen Mädchens, der die Reaktion auf die Geburt eines kleinen Brüderchens darstellt, enthält zwei sehr interessante Details: Das eine ist die ungenügende Unterscheidung zwischen Traum und Wirklichkeit in diesem frühen Alter, das zweite, daß das Kind, das zunächst erzählte, es sei über den Traum sehr erschrocken, nach einigen Tagen, offenbar unter dem Einfluß der Verdrängung, erzählt, es hätte über den Traum sehr gelacht.

In kleineren kasuistischen Mitteilungen bestätigt Sterba den oralen Ursprung des Neides, Hitschmann den analen bildhauerischer Interessen; die Hexenangst eines sechsjährigen Mädchens ging nach Röttger auf die lange Nase der Hexen zurück und war eigentlich eine Angst vor dem Penis.

Nicht eigentlich analytisch sind die Beiträge von Scheulen, die die Gewissenskonflikte schildert, in die katholische Kinder durch die Institution der

Beichte gestürzt werden, und von Havelock Ellis, der „die neue Mutter“ schildert, d. h. die, die zu ihrem Kinde im Verhältnis der Vertrautheit und nicht mehr in dem der Autorität steht, bei der es in der Erziehungsarbeit „natürlich“ zugeht, so daß eine „sexuelle Aufklärung“ sich erübrigt, ein plötzlicher Schock beim Anblick von Nacktheit ausgeschlossen scheint usw.

An führender Stelle des Heftes ist endlich ein Kapitel aus dem Buche von Anna Freud: „Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen“ abgedruckt.

Fenichel (Berlin)

Die neue Erziehung. X. Jahrgang, Heft 2, Februar 1928.

Die Zeitschrift des „Bundes der entschiedenen Schulreformer“ bringt in einem der Psychoanalyse gewidmeten Heft eine Anzahl Beiträge von Psychoanalytikern zur Erziehungswissenschaft und -praxis. Sie alle leisten in klarer, Aufrichtigkeit suchender Weise erfreuliche Propagandaarbeit. Während Pfister in seiner bekannten, allzu optimistischen Weise ganz allgemein die Unterschiede zwischen psychoanalytischer und althergebrachter Erziehereinstellung bespricht, zeigt im Gegensatz dazu Behn-Eschenburg die besondere Verwickeltheit aller einschlägigen Probleme: Gewiß tue in vielfacher Beziehung Schulreform not; aber sie genüge nicht, wenn nicht die Erziehung im vorschulpflichtigen Alter sich gleichfalls „reformiere“ und wenn die „Erziehung“ der Erzieher selbst keine andere werde. Um wie viel die Probleme erst noch verwickelter werden, wenn die mit ihnen unlöslich verbundene soziale Problematik mit in die Debatte gezogen wird, wird nicht erörtert. Zulliger untersucht noch einmal voraussetzungslos die Bedeutung, die der Psychoanalyse auch im heutigen Schulbetrieb zukommt. Sie liegt in der neuen Psychologie, die sie dem Lehrer liefert, in der Möglichkeit zur Neurosenprophylaxe, zur Behebung affektiver Schwierigkeiten bei Zögling und Erzieher; besonders wird auch auf die Bedeutung der Massenpsychologie eingegangen, deren Kenntnis dem Lehrer die bewußte Gemeinschaftsförderung erleichtert. Zulliger erhebt die wohl noch utopische Forderung nach Analyse sämtlicher Erzieher.

Andere Autoren untersuchen speziellere Probleme: Rein kasuistisch ist der Beitrag von Ada Müller-Braunschweig über Stottern; in einem eingehender mitgeteilten Fall erwies sich ein Zeigeverbot als das wesentliche Motiv der Neurose. Es kombinierte sich mit einer Verschiebung der Kastrationsangst auf die Zunge und der für das Stottern charakteristischen prägenitalen Fixierung. Mehr theoretischen Charakter haben die Arbeiten von Müller-Braunschweig, der über die Schwierigkeiten der Reinlichkeitsgewöhnung und ihre Bedeutung für die Charakterentwicklung handelt (die Psychoanalyse könne nicht für alle Fälle gültige pädagogische Ratschläge oder Richtlinien geben, das Ziel sei, die ursprüngliche Schmutzlust in die Lust an selbständiger Körperbeherrschung zu transponieren), und von Meng, der die Entwicklungsgefahren bespricht, die dem einzigen Kinde drohen (narzißtische Charakterentwicklung). Viel allgemeiner ist endlich der Aufsatz von Wittels zur jugendlichen Kriminalität gehalten, der sich mit der Feststellung begnügt, daß allen verbrecherischen Handlungen Perioden be-

sonders intensiver Tagträumerei vorangehen, die der Lehrer bemerken müsse, um das Kind rechtzeitig zum Arzt zur Behandlung zu schicken.

Eine eingehende Besprechung aller zur „psychoanalytischen Pädagogik" erschienenen Bücher (Aichhorn, Bernfeld, Anna Freud, Graber, Wittels usw.) durch J. Rudolf und Behn-Eschenburg ist dem Hefte beigefügt.

Fenichel (Berlin)

Plaut, Dr. Paul: Die Zeugenaussagen jugendlicher Psychopathen. Ihre forensische Bedeutung. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1928.

Plaut erblickt in dem von ihm bearbeiteten Thema ein psychologisches, ein psychiatrisches und ein soziologisches Problem, nämlich das der jugendlichen Aussage, die Frage des Psychopathischen und das Problem der Zeugenschaft von Kindern überhaupt, wobei er betont, daß es sich meist um Sittlichkeitsdelikte handelt, bei denen Kinder als Hauptbelastungszeugen auftreten. Diese Dreiteilung der Probleme soll aber nicht zu einer Verdreifachung der Gutachterrolle im Gerichtssaal, vielmehr eine gemeinsame Untersuchung des psychiatrischen und psychologischen Sachverständigen zu einem fruchtbaren Ergebnis führen. Plaut schließt sich der Sternschen Einteilung der jugendlichen Zeugen in chronisch gefährdete, durch Freunde geschädigte Jugendliche, Fälle aus der Erziehungsgemeinschaft und Seh- oder Hörzeugen an und betont, daß in allen diesen Fällen ein anormaler ungünstiger Milieueinfluß und eine anormale Situation die Aussage beeinflußt. Zur Begriffsbestimmung der Psychopathie bringt Plaut die Definitionen und Typologien Kraepelins und Ziehens. Die degenerative psychopathische Konstitution ist durch verzögerte Genitalentwicklung, Halluzinationen, Hyperhedonie, wenn sie mit Debilität kombiniert ist, durch Intelligenzdefekt charakterisiert, aus dem Symptomenbild der hysterischen psychopathischen Konstitution die Unentwickeltheit des Denkens, Untreue des Gedächtnisses, die Neigung zur Lüge und zur *pseudologia phantastica*, besonders auf sexuellem Gebiet, angeführt.

Der Verfasser lehnt es ab, über die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit eines Kindes ein generelles Urteil zu fällen und erachtet es für nötig, in jedem Einzelfall das sozial-psychische Milieu und die psychischen Leistungen, wie Wahrnehmungsfähigkeit, Auffassungsvermögen, Gedächtnis, Reproduktionsvermögen zu prüfen, die für die Aussage von Bedeutung sind.

Die Häufigkeit der bewußten Lüge betonend, führt Plaut nach Birnbaum eine Reihe von Fällen der pathologischen Lüge an, wie lügenhafte Dissimulation, Lügen infolge Schwächung der Hemmungs- und Sperrvorrichtung, Lügen aus krankhafter Geltungs- und pathologischer Fabuliersucht.

Die lügenhafte Aussage kann ferner gefördert werden durch phantastische Wirklichkeitsentfremdung, durch Schundliteratur, psychopathisch gesteigerte und perverse Sexualität, Imbezillität, die besonders der Suggestion zugänglich ist.

Schließlich enthält das Buch die Darstellung einiger Fälle aus der gutachtlichen Praxis des Verfassers, die zeigen, wie vorsichtig der Richter bei der

Benützung der Zeugenaussagen Jugendlicher und auch Erwachsener vorgehen muß. Im Anhang ist eine höchst bemerkenswerte Verordnung des sächsischen Justizministeriums über die Vernehmung von Kindern und Jugendlichen abgedruckt.

Die Arbeit stellt eine gute Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse dieses Gebietes dar. Über die Psychoanalyse, die die Materie durch eine Fülle von Anregungen bereichert hat, weiß Plaut nur zu sagen, „daß sie nicht wenig dazu beigetragen hat, die wissenschaftliche Psychologie *in foro* zu diskreditieren" und daß er auf Freud und seine Schule hier nicht eingehen kann, „zumal er jeden Dogmatismus innerhalb der exakten Naturwissenschaften ablehnt".

Walter Weißkopf (Wien)

Adler, Alfred: Menschenkenntnis. S. Hirzel, Leipzig 1928. (Zweite, verbesserte Auflage.)

Adlers Buch, das sich im Laienpublikum bekanntlich große Beliebtheit erfreut, offenbart in breiter und eindrucksvoller Weise die Denkart und Betrachtungsweise der Individualpsychologie. Der Titel gibt dem Buche einen weiten Rahmen und Adler versucht darin, den mannigfaltigsten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens gerecht zu werden. Dieses Bemühen führt zur Aufstellung einer individualpsychologischen Charakter- und Affektlehre. Es wirkt erstaunlich, welchen Raffinements sich die Individualpsychologie bedient, um die differentesten Erscheinungen des Seelenlebens auf gemeinsames Maß und gemeinsame Genese rückführbar zu finden. So gelingt es der individualpsychologischen Deutungsakrobatik, jedes Symptom, jeden pathologischen Charakterzug und Affekt auf das Prokrustesbett der „finalen Funktion" zu zwingen, wobei „Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben" ubiquitär bereite Helfer sind. Als ein kleines Beispiel, dem sich aus fast jeder der 226 Seiten des Buches ein ähnliches beifügen ließe, sei hier die Erklärung wiedergegeben, die Adler für den *pavor nocturnus* findet: „Wenn man bedenkt, was für ein Rebellentrotz darin steckt, wenn sich ein Mensch zum Beispiel durch Angst gegen die natürliche Erscheinung der Nacht auflehnt, dann versteht man, daß das kein Mensch sein kann, der mit dem irdischen Leben verwachsen ist. Denn seinem Gehaben liegt nichts anderes zugrunde, als die Nacht abzuschaffen. Das verlangt er als Bedingung für seine Einfügung in ein normales Leben. Da er aber eine derartige unerfüllbare Bedingung stellt, verrät er gleichzeitig seine böse Absicht. Er ist ein Neinsager." So und ähnlich werden alle psychopathologischen Erscheinungen gedeutet. Es charakterisiert das Buch und die Lehre, die es vertritt, daß das Wort „Sexualität" im Sachregister keinen Platz gefunden hat.

Richard Sterba (Wien)

Wulffen, Erich: Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen. Verlag Paul Aretz. Dresden o. J.

Geschlechtlichkeit und Verbrechen sind die mächtigsten, notwendigen, treibenden Kräfte der ganzen Menschheitskultur. Ohne Verbrechen gibt es keine Tugend,

keine Läuterung und keinen Aufstieg. Kunst und Verbrechen erscheinen als wesensverwandte Gebilde, die aus der Sexualität ihren letzten geheimnisvollen Ursprung nehmen und deshalb in ihr wie in einem Spiegel, dem Sinnbild der Prüfung und Wahrheit, sich betrachten lassen und aus ihr als Spiegelbild zurückstrahlen. Alle großen Schaffenden laufen in ihren Schöpfungen, in denen sie immer wieder die Gestaltung von Verbrechen und Sexualität abwandeln müssen, gegen dieses Verbrechen, diese Gesetzlichkeit, gegen die geheiligten Tafeln von einer unergründlichen Urschuld der Menschheit Sturm, kämpfen gegen das irdische Richtertum und seine Gesetze. Es besteht ein deutlicher Drang der Kunst und Künstler, seelische Bedrängnisse aus den Bereichen von Sexualität und Verbrechen abzureagieren.

Man ist nach diesen verheißungsvollen einleitenden Worten des Werkes erstaunt und enttäuscht, wenn der Verfasser den Vertretern der PsA., als deren Vorläufer er Spinoza, Goethe und Hebbel zitiert, vorwirft, mit oft starker Übertreibung den sexuellen Unterton miterklingen zu lassen, in dem unser vielleicht gesamtes, zumal unser unbewußtes Gefühls- und Vorstellungleben schwinge! (S. 264.) Auf der gleichen Seite stellt er das psychologische Gesetz auf: Gedichte, Dramen, Harmonien und Melodien, Skulpturen, Gemälde, technische, kommerzielle und soziale Großtaten, heroische Taten können im Seelenleben des Schaffenden an Stelle unterdrückter, verdrängter Verbrechen stehen. Wulffen betrachtet es als einseitige Einstellung, das präexistente Schuldgefühl aus dem Ödipuskomplex abzuleiten (S. 285); es entspringe der latenten Kriminalität des ganz frühen Menschen. Er vergißt uns aber zu erklären, woher diese stammt. Es ist ganz amüsant, die Welt mit all ihren Emanationen einmal mit den Augen des Staatsanwaltes zu betrachten. Die Fülle des Stoffes hätte aber im Gegensatz zur Tendenz des Autors eine stärkere Gliederung und Herausarbeitung der Hauptlinien auf psa. Basis wohl und zu seinem Vorteil vertragen. So bleibt zuletzt der Eindruck einer etwas oberflächlichen Sammlung von erotischen Bildern und von polizeilichen Rapporten eines literarischen Zensors. Kielholz (Königsfelden)

Luria, A. R.: Die Methode der abbildenden Motorik bei Kommunikation der Systeme und ihre Anwendung auf die Affektpsychologie. Psychologische Forschung. Bd. XII, Heft 2—3, Berlin 1929.

Historisch schließt sich diese Arbeit an die bekannten Jungschen Assoziationsversuche an. Nur daß hier die Gesetzmäßigkeiten und Störungen des Assoziationsverlaufes nicht die Selbstbeobachtung und das Ausfragen der Versuchsperson erschließen soll, sondern eben die Methode der abbildenden Motorik. Der theoretische Ausgangspunkt ist verwandt mit der amerikanischen Behaviour-Psychologie und mit der Reflexologie Pawlows: Lediglich das objektive Verhalten soll Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung sein.

Deshalb will Verfasser versuchen, objektiv unzugängliche Prozesse mit einer gleichzeitig verlaufenden Reihe von Prozessen zu koppeln, die der unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind, mit der Annahme, daß jede wesentliche

Veränderung des unzugänglichen Systems in irgendeiner entsprechenden Veränderung des zugänglichen Systems sichtbar wird oder sich abbildet. Um dies zu erreichen, muß man ein System benützen, das in einer direkten Verbindung mit dem zu erforschenden „unzugänglichen" Prozeß steht, dieses System muß dem Gebiete der willkürlichen Bewegungen entnommen werden. Als zu erforschende zentrale Tätigkeit wird in dieser Arbeit die assoziative Reaktion gewählt, als abbildendes System der einfache Druck eines Fingers auf eine pneumatische Taste. Die Verbindung der beiden wird durch eine einheitliche Aufgabe hergestellt: Auf das gegebene Reizwort soll eine Rückbewegung ausgeführt und gleichzeitig das erste eingefallene Wort ausgesprochen werden.

Auf diese Weise gelangt Verfasser zu einer Reihe interessanter Ergebnisse. Es zeigt sich, daß die motorischen Korrelate der indifferenten und affektiven Reaktionen sich dadurch unterscheiden, daß die ersten organisiert, koordiniert, die zweiten desorganisiert, diskoordiniert sind. Die Methode der abbildenden Motorik ermöglicht die Abgrenzung der affektiv bedingten Verzögerungen im Assoziationsversuch von denjenigen, die auf Grund der Schwierigkeit und Kompliziertheit des Reizes entstehen, die motorische Kurve zeigt bei letzteren keine Merkmale der Störung. Es gelingt mit dieser Methode, die Assoziationen mit ausgefallenen Gliedern objektiv festzustellen, indem Ansätze zum Reagieren in der motorischen Kurve festzustellen sind. Ein weiteres interessantes Ergebnis: Wenn man der gleichen Versuchsperson längere Zeit dieselben Inhalte wiederholt bietet, stellt sich öfters eine Vertiefung der affektiven Äußerungen ein. Motorisch zeigt sich das darin, daß die Kurve bei Wiederholungen größere Hemmungen aufweist als das erstemal, obwohl die „Übung" das Gegenteil erwarten ließe.

Auf eine Fehlerquelle der Methodik weist Verfasser selbst hin: Es kann vorkommen, daß eine Spaltung der sprachlichen und motorischen Reaktion eintritt. Die Verbundenheit der Systeme verschwindet und das motorische System bildet die Veränderungen des zentralen Prozesses nicht mehr ab.

Gerö (Berlin)

Muschg, Walter: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1930.

Die vorliegende Antrittsvorlesung des Zürcher Dozenten Muschg ist eine eindeutige Zusage des modernen Literarhistorikers an unsere Wissenschaft.

Muschg hat sich kritisch und gründlich mit allen Vertretern der Psychoanalyse und ihrer Nebenerscheinungen auseinandergesetzt. Er geht bedingt mit Jung, verwirft Stekel, hält sich bei Adler nicht lange auf und erfährt endlich die Vertiefung in der Lektüre Freuds und seiner Schüler. Durch den abgelehnten Sadger, mit seinem „bisweilen ans Zynische streifenden Rationalismus und Schematismus" läßt er sich den Blick für das Wesentliche der psychoanalytischen Forschung nicht trüben: „Zu Ehren der Bewegung ist zu sagen, daß solche Schriften nie den wahren Stand ihres literaturwissenschaftlichen Interesses verraten haben."

Wenn eine Wissenschaft mit der Psychoanalyse Fühlung nimmt, kann das nur einem Drang nach neuen Inhalten entsprechen. Wir wußten schon lange, daß eines Tages auch die akademische Literaturwissenschaft das Bedürfnis empfinden würde, sich aus ihrer wirklichkeitsfernen philosophischen Ecke heraus der lebensnächsten Psychologie, der Psychoanalyse, zuzuwenden. Die Arbeit Muschgs bedeutet den erfreulichen Auftakt. Hier wird „das Faktum (festgestellt), daß eine Partei von schriftstellernden Ärzten hartnäckig einen Anspruch auf den Stoff der Literaturwissenschaft behauptet, dessen Natur und Berechtigung heute bereits in einer großen Zahl von Publikationen nachgeprüft werden können". Es ist nötig, „die Stellung dieser Lehre zum Forschungsbereich des Literarhistorikers zu umschreiben und aus dem Nebeneinander der zwei Standpunkte, wenn dies möglich ist, einige Folgerungen abzuleiten."

Schon lange sind Dichter, wie Hesse, Döblin, Thomas Mann, Schaeffer auf die Psychoanalyse aufmerksam geworden, haben sich durch sie weitgehend beeinflussen lassen. Freuds „Werk ist also zum mindesten als Ferment in der Entwicklung der modernen Dichtung für den Literarhistoriker interessant geworden".

Zwischen literarhistorischer und psychoanalytischer Forschung besteht nun eine Differenz, deren Überbrückung eine unerhörte Erweiterung des literarhistorischen Forschungsbereichs bedeuten wird. Zum Unterschied von Historiker mißachtet der Psychoanalytiker „die integrale schöpferische Persönlichkeit". „Stets sind es unpersönliche seelische Verhaltungsweisen, niemals einzigartige Charakteristika des Genies (die ihn interessieren). Nicht das vollendete Werk, sondern das verdeckte Wie und Warum seines Entstehens ist für ihn das Lockende." Damit hilft die Psychoanalyse zur „Überwindung des naiven, zeitlich-räumlichen Nacheinanders in der Geschichte der Dichtung, das in Wirklichkeit den Genius weit schmählicher unterjocht als der kühnste Psychologismus".

Was aber gerade „die Freudsche Psychologie der Dichtung weit herausfordernder an die Literaturwissenschaft herzudrängt als es bei den andern Formen der Psychologie jemals der Fall war", ist „die Verschmelzung der drei Gebiete (Traumdeutung, Mythologie und Poesie) zu einem einzigen Forschungsbereich". Durch diese Zusammenschau wird der Dichter als Instrument unbewußter Inhalte begriffen, während er vom Literarhistoriker bisher lediglich als genialer Einzelner geschaut wurde.

Wenn man die Neigung der Literaturwissenschaft zur heroischen Idealisierung sowohl des Dichters wie der erdichteten Gestalt bedenkt, „dann wird auch der Literarhistoriker in dieser Methode nicht mit Unrecht so etwas wie ein Gottesgericht über seine Forschung erblicken. Es besteht in der konsequenten Anwendung des genetischen Prinzips".

Die „radikale Psychologisierung der dichterischen Phänomene" führt zu einer Fülle von fruchtbaren neuen Fragestellungen. Man denke an die Bedeutung der Muttersehnsucht für das dichterische Naturgefühl, ein „Gedanke, der . . . die Wissenschaft von der Dichtung noch ausgiebig beschäftigen wird". — Unabsehbar auch der Wert der psychoanalytischen Symboldeutung. — Oder: Das Gerichtetsein auf die überindividuellen Zusammenhänge führt die psychoanalytische Forschung dazu, beispielsweise den Motivbestand des Exhibitionismus

„ohne weiteres auf die Dichtung zu übertragen. Dem Eindruck der Dynamik, welche hier scheinbar zusammenhanglose Themata der Poesie verkettet und in eine sinnvolle Abhängigkeit setzt, kann sich wissenschaftlicher Sinn für die Literatur nicht entziehen".

Dieses „antiindividualistische System der Psychologie . . . drängt auf Schritt und Tritt nach der Aufhellung des dichterischen Prozesses als eines kollektiven, mit dem Menschen selber gegebenen, sozialen Phänomens hin, das sich in allen Zeiten und Völkern mit zahllosen Spielarten, als alltägliches Wortspiel wie als beinahe unvergleichliche Tragödie, durchzusetzen weiß. Für die Bewertung einer so umfassenden Erscheinung scheint tatsächlich das fruchtbarste Prinzip zunächst jenseits der ästhetischen Betrachtung, in jenem rationalen Forschungswillen zu liegen, den Freud in seiner zuerst anonym erschienenen Abhandlung über den ‚Moses des Michelangelo' von sich bekannt hat (folgt Zitat). Klarer und schöner ist wohl die Grundvoraussetzung aller wissenschaftlichen Kunstbetrachtung selten ausgesprochen worden, und erst die Konsequenzen, die in der Psychoanalyse aus ihr gezogen werden, nicht die Voraussetzung selbst, können den Widerspruch der Fachvertreter erregen, sofern sie sich überhaupt zum Prinzip der strengen Wissenschaftlichkeit bekennen."

Warum eigentlich sollte sich Freuds „Entschlossenheit zur psychologischen Erforschung der Kunst (nicht) sehr wohl mit der Anerkennung eines unlösbaren Geheimnisses im großen Schöpfertum" vertragen? Angesichts der Schlußworte der Arbeit über Leonardo da Vinci „versteht es sich von selbst, daß die Psychoanalyse Freuds von jedem, der ihr eine restlose begriffliche Zergliederung des Kunstwerks und des Künstlers zutraut oder als Intention zuschreibt, mißverstanden worden ist".

Diese programmatischen Ausführungen sind für die in der Isolierung von der übrigen Wissenschaft unentwegt ihr Ziel verfolgende psychoanalytische Forschung mehr als ein erfreulicher Gruß. Sie bedeuten eine neue und unerwartete Verstärkung ihrer Stellung auf historischem Boden.

Es sind Worte psychoanalytischer Einsicht, mit denen Muschg seinen Aufruf beschließt: „Die größte Gefahr der (die Literaturforschung) in gewissen Momenten zu unterstehen scheint, ist ihre innere Entfremdung vom Leben der eigenen Epoche. Sie kann es sich nicht mehr ohne weiteres leisten, an der Stimme der lebendigen Gegenwart vorüberzugehen, auch wenn diese Stimme ihre Ohren beleidigt, um wieviel weniger dann, wenn sie ihr auf ihrem höchsteigenen Boden entgegenkommt." Es „scheint mir für die Literaturwissenschaft die Stunde gekommen, wo sie nicht länger darauf verzichten sollte, sich in Ehren und zu ihrem eigenen Gewinn auf die Auseinandersetzung mit diesem Rivalen einzulassen". Bally (Berlin)

Rickman, John: On Quotations. Int. Journal of PsA., X, 2—3.

Es wird untersucht, aus welchen Motiven man zitiert. Minderwertigkeitsgefühle, Bestrebungen, eine Gefahrsituation als solche zu leugnen, oder Zuhörer durch Mobilisierung ihrer unbewußten Bindungen an Autoritäten wie in der

Hypnose zu gewinnen (die ersten zitierten Autoren waren Götter und Ahnen), Hemmungen, für Eigenes einzustehen, kämen da vor allem in Betracht.

Es werden ferner verwandte Probleme untersucht, so das modifizierte Zitieren wie die Parodie, von der merkwürdigerweise behauptet wird, sie dürfe keinen ernstlichen Angriff auf den Parodierten enthalten, und das Plagiat, das, offen begangen, dieselben Motive haben könne wie eine echte Kleptomanie, versteckt begangen aber der Tendenz entsprechen könne, jede Vermeidung mit einer Autorität (mit dem Vater) überhaupt zu vermeiden. Fenichel (Berlin)

Brown, J. Warburton: Psycho-Analysis and Design in the Plastic Arts. Int. Journal of PsA., X, 1.

Eine Studie über die Formprobleme der klassischen bildenden Kunst führt zum Resultat, daß die Kunstwerke unbewußt Repräsentanzen der Genitalien unter dem Gesichtswinkel des Kastrationskomplexes darstellen. Die Errichtung eines „großartigen Penis" soll die Kastration widerlegen. Daneben sind Spuren aus früheren Entwicklungsstufen der Libido nachweisbar. — Auch die Ornamentik des Tätowierens sei nicht, wie Sydow meinte, präphallisch-narzißtisch und hauterotisch, sondern auch sie repräsentiere die Kastration, beziehungsweise ihr Ungeschehenmachen. — Auf die Motivation des künstlerischen Schaffens überhaupt, wie sie im Anschluß an Freud von Sachs untersucht wurde („Gemeinsame Tagträume", „Kunst und Persönlichkeit"), wird nicht Bezug genommen.

Fenichel (Berlin)

Symons, Norman J.: The Graveyard Scene in Hamlet. Int. Journal of PsA., IX, 1.

Eine genaue Detailanalyse der „Friedhofszene" in „Hamlet" ergibt eine Menge tiefgehender überraschender Bestätigungen der Ansichten von Freud und Jones über die Bedeutung des Ödipus- und Kastrationskomplexes für die Psychologie Hamlets. Man ist stets neu erstaunt darüber, wie bei Shakespeare genau wie bei einem Traume jedes Detail seine — meist durch Überdetermination mehrfache — unbewußte Bedeutung hat. Fenichel (Berlin)

Darlington, H. S.: The Secret of the Birth of Iron. Int. Journal of PsA., IX, 1.

Ausführliche Untersuchungen über die Folklore der primitiven Erzgewinnung und -bearbeitung. Erörterungen über die Beziehungen zwischen den dabei üblichen Riten und Sitten und der Mythologie. Als Material werden hauptsächlich die Gebräuche der Bakitara-Neger nach Roscoe herangezogen.

Fenichel (Berlin)

IMAGO, Band XVI (1930), Heft 2

(Ausgegeben Ende Mai 1930)

Jahresabonnement (4 Hefte im Gesamtumfang von ca. 560 S.) Mark 22.–

Das nächste Heft erscheint im Herbst 1930

Alle redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten an:

Dr. Sándor Radó, Berlin-Grunewald, Ilmenauer Straße 2,

alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne, Wien V, Arbeitergasse 1–7